3 1761 04411 8776

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

OHIO STATE UNIVERSITY

145

Die Deutsche Literatur und die Juden

Von

Ludwig Geiger

Berlin 1910. Druck und Verlag von Georg Reimer

Georg Reimer Verlagsbuchhandlung Berlin W. 35.

Lützowstraße 107-8

Uriel Acosta

Leben und Bekenntnisse eines Freidenkers vor 300 Jahren

von

Alfred Klaar

Preis M 2.50, gebunden M. 3.20

Ahasver in der Weltpoesie

Mit einem Anhang:

Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung

Studien zur Religion in der Literatur

von

Theodor Kappstein

Preis kartoniert M. 3.—

Das Tier Jehovahs

Ein kulturhistorischer Essay

von

Dr. Ernst Heilborn

Preis kartoniert M. 3.—

Moritz Lazarus, Lebenserinnerungen

Bearbeitet von

Nahida Lazarus und Alfred Leicht

Mit einem Porträt Lazarus'

Preis geheftet M. 12.—, in Halbfranz gebunden M. 14.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Die Deutsche Literatur und die Juden

Von

Ludwig Geiger

Berlin 1910. Druck und Verlag von Georg Reimer

LIBRARY
FEB 12 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

PT
149
J4G4

Meinen Kindern

Arthur und Käte

gewidmet

Inhalt.

Seite

Vorrede VII
1. Die Juden und die deutſche Literatur 1
2. Johann Reuchlin und der Kampf um die Bücher der Juden 25
3. Moſes Mendelsſohn 46
4. Herder 63
5. Goethe 81
6. Der Eſtherſtoff in der neueren Literatur 102
7. Schiller 125
8. Börne 161
9. Moritz Veit und das deutſche Geiſtesleben 182
10. Gabriel Rießer 212
11. Berthold Auerbach 231
12. Karl Emil Franzos 250

Vorrede.

Dieses Buch hat eine lange Geschichte. Das Interesse für die Literaturgeschichte der Juden, mir durch meinen Vater eingeflößt, erfüllte mich von früher Kindheit an. Wie meine lateinische Abiturientenarbeit einen diesem Gebiete entnommenen Stoff behandelte: „Urteile griechischer und römischer Schriftsteller über Juden und Judentum“ (im Druck erschienen als Berliner Habilitationsschrift im Jahre 1873), so wurden meine Renaissancestudien durch diese Teilnahme veranlaßt, gingen aus von einer Bearbeitung der Geschichte des Studiums der hebräischen Sprache in Deutschland und wandten sich dem Begründer dieser Studien, Johann Reuchlin, zu. Dann traten diese Arbeiten viele Jahre zurück und machten denen über die Renaissance und Goethe, später einer weit ausgebreiteten Editionstätigkeit Platz.

Vor länger als zwei Jahrzehnten wurde ich zur Wiederaufnahme dieser Arbeiten veranlaßt durch den mir erteilten Auftrag, eine Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland zu edieren. Als diese Zeitschrift nach fünf Jahrgängen (1886 bis 1891) ein unfreiwilliges Ende genommen hatte, ergingen vielfache Aufforderungen der zahlreichen, in Deutschland bestehenden Vereine für jüdische Geschichte und Literatur an mich, Vorträge zu halten. Da ich, wenn auch von Hause aus Historiker, doch der politischen äußeren Geschichte mich immer mehr entfremdet hatte, in der hebräisch geschriebenen Literatur der Juden aber keine ausreichende Kenntnis besaß, so mußte

ich als das eigentliche Gebiet meiner Themata den Zusammenhang zwischen Juden und deutscher Literatur wählen.

Je mehr ich mich nun in diesen Gegenstand vertiefte, um so klarer wurde mir, wie viel noch im einzelnen zu tun war, wie erwünscht, ja wie notwendig eine Gesamtbearbeitung dieses Gegenstandes wäre. Um mir selbst einen Überblick zu verschaffen, kündigte ich an der Berliner Universität eine öffentliche Vorlesung über das Thema „Die Juden und die deutsche Literatur" an und hielt sie unter großer und ständiger Teilnahme im Winter 1904/05. Die Einleitungsvorlesung und das Inhaltsverzeichnis für den ganzen Zyklus veröffentlichte ich 1906 in der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums. Ich sandte diese Abhandlung, die ich „Prolegomena zu einem größeren Werk" betitelte, einer großen Zahl von Fachgenossen zu, um ihre Meinung über meinen Plan zu erbitten, erhielt von vielen höchst anerkennende Antworten, von einigen Entgegnungen und Bedenken. Die letzteren waren nicht vermögend, mich von meinem Plane abzubringen, die ersteren wären ein starker Ansporn zur Vollendung des Werkes gewesen, wenn dieses nicht zahllose Einzelstudien nötig machte, zu denen ich weder in der seither verflossenen Zeit gelangen konnte, noch voraussichtlich in den nächsten Jahren gelangen kann.

Um aber die Art meiner Auffassung und Darstellung auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, entschließe ich mich, das folgende Werk zu veröffentlichen.

Von den darin enthaltenen Abhandlungen waren bisher gedruckt: Nr. 1, Nr. 6 (mit mannigfaltigen Auslassungen, die ich beim jetzigen Druck ergänze), Nr. 7 (mit zahlreichen Anmerkungen, die ich bei dem Neudruck der Konformität halber entfernt habe), Nr. 8 und Nr. 12.

Die sechs anderen Abschnitte sind in dieser Form völlig ungedruckt. Freilich mußte ich bei Nr. 2 mein Buch „Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke", Leipzig 1871, zugrunde legen und mich an manchen Stellen an meinen biographischen

Artikel (Allgemeine deutsche Biographie Bd. XXVIII, S. 285ff.) anlehnen, die im Anschluß an jene Monographie und auf Grund späterer eigener und fremder Forschungen geschrieben ist. Aber die Anordnung und Ausarbeitung ist wesentlich neu. Auch der Vortrag Nr. 5 erscheint in dieser Form zum erstenmal. Die Studie, die ich unter diesem Titel in der Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. 1 (vgl. in den folgenden Bänden jener Zeitschrift vielfache Nachträge dazu) veröffentlicht habe und der ich dann einen Platz in meinem Buche „Vorträge und Versuche", Dresden 1889, gewährte, ist durchaus etwas anderes als dieser Vortrag.

Die sechs größeren Abschnitte, die hier zum erstenmal erscheinen, sind zum Zwecke dieses Buches geschrieben. Sie sind mehrfach Gedenkreden, z. B. die über Herder Nr. 4 bei Gelegenheit des 100. Todestages Herders, die über Rießer bei dem 100. Geburtstage des bedeutenden Kämpfers. Bei beiden Vorträgen habe ich das Eigentümliche der Gedenkrede absichtlich nicht verwischt und auch bei den übrigen Vorträgen die Eigenart der gesprochenen Rede möglichst zu erhalten gesucht. Durch dieses Verfahren ist eine große Verschiedenheit zwischen den früher gedruckten Abhandlungen und den Vorträgen hervorgerufen, doch glaubte ich gerade, daß dieser Unterschied zur Belebung des Ganzen beitragen würde, und war daher nicht ängstlich bemüht, eine Gleichheit zwischen den verschiedenen Teilen herzustellen.

Da die einzelnen Abschnitte verwandte Gegenstände behandeln, mußte es vorkommen, daß sie sich inhaltlich berühren. So mußten, um nur einige Beispiele herauszuheben, bei Mendelssohn sein Verkehr mit Goethe, seine Beurteilung durch Schiller, seine Beziehungen zu Herder erwähnt werden, obgleich alle drei Punkte bereits in den betreffenden Abschnitten behandelt waren; wirklich wurden sie in dem Mendelssohn-Aufsatze auch nur kurz erwähnt, die wirkliche Behandlung des Gegenstandes aber den anderen Abschnitten zugewiesen. Zu einem ähnlichen Verfahren war ich auch in einem anderen

Falle genötigt. In dem Abſchnitt „Goethe“ mußte von ſeiner Behandlung des Eſtherſtoffes die Rede ſein. Hier wurde jedoch dieſer Arbeit nur kurz gedacht, um dieſen dichteriſchen Verſuch in der Abhandlung über den Eſtherſtoff breiter zu würdigen.

Das Werk behandelt ein völkergeſchichtliches Problem. Ich bin mir bewußt, dabei wiſſenſchaftlich, d. h. unparteiiſch, vorgegangen zu ſein und glaube das Werk allen denen empfehlen zu dürfen, die, auf welchem Standpunkt ſie auch ſtehen, derartige Probleme zu betrachten geneigt ſind.

Berlin, Dezember 1909.

Ludwig Geiger.

I. Die Juden und die deutsche Literatur.

(Einleitung zu Universitätsvorlesungen Winter 1903/4.)

Ich glaube nicht, daß eine solche Vorlesung, wie die, die ich heute beginne, schon auf einer deutschen Universität dargeboten ist, und der große Zulauf, den diese erste Vorlesung gefunden, hat vielleicht seinen Grund in der Neuheit des Unternehmens. Diese Tatsache, etwas ganz Neues den Zuhörern zu bieten, ist in naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen gewiß nichts Seltenes. Bei dem ungeheueren Umfange, den diese einnehmen, entstehen neue Richtungen, Systeme, Fächer in solcher Masse, daß ordentliche Professuren, große Anstalten für Untersuchungen geschaffen werden müssen, die vor einem Jahrzehnt noch völlig unbekannt waren. In unserem historisch-philosophischen Fache ist dies, in diesem Umfange wenigstens, gewiß nicht der Fall. Darum muß der, der eine solche neue Vorlesung unternimmt, sich dahin ausweisen, 1. daß der Stoff zu einem solchen Thema wirklich vorhanden, 2. daß seine Behandlung wissenschaftlich ist, 3. daß der Redner die geeignete Persönlichkeit zu einem solchen Versuche ist.

I. Was das erste betrifft, so kann höchstens über Fülle des Stoffes, nicht aber über Mangel an solchem geklagt werden. Die Fülle ist so groß, daß ich etwas, was vielleicht manche erwarten, gar nicht berühren werde, nämlich die Tatsache, daß ein jüdisches Theater in Berlin existiert, das außer manchen anderen fragwürdigen Darbietungen auch allabendlich vor sehr gefülltem Hause, dessen Besucher sich durchaus nicht nur

aus Juden rekrutieren, Stücke in jüdisch-deutschem Jargon aufführt. Dieses Theater, das sich aus schüchternen Versuchen jüdischer, aus dem Osten stammender Schauspielertruppen zu einer ständigen Berliner Eigentümlichkeit entwickelt hat, bietet gewiß einen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte; als die Blüte, als Gipfelpunkt der Entwicklung, die ich Ihnen vorzuführen gedenke, kann ich es indessen nicht auffassen. So viel Sinn ich für Humor zu besitzen glaube, — in diesen Exhibitionen ordinären jüdischen Witzes mit Gliederverrenkungen und frivolen Scherzen vermag ich unmöglich wirkliche Literatur zu erblicken.

Aber auch sonst ist die Fülle des Stoffes überraschend groß. Das Jahr 1903 brachte vier Werke, die, weil symptomatisch, in dieser Einleitung berührt werden müssen.

Als ich die letzten Vorbereitungen zu dieser Einleitungsvorlesung machte, erschien in Reklams Universalbibliothek eine Übersetzung von Heijermanns „Ghetto" und unter den Schriften, die im Jahre 1903 das Licht erblickt hatten, befand sich eine Darstellung des Judentums in der deutschen Kulturgeschichte, die Behandlung des Judentums in einem deutschen Drama und ein Versuch, die Linien unseres Themas angeblich in wissenschaftlicher Weise zu ziehen.

1. Heijermanns „Ghetto" kann als Werk eines Holländers nur kurz angedeutet werden. Es behandelt den Kampf des jungen Geschlechts gegen das alte, einen Kampf, in dem unsere Sympathie naturgemäß auf Seite der Jungen ist. Raphael, zum Trödler erzogen, hat den Zug nach höheren Dingen, verachtet den Vater, einen Schacherer, nachdem er gesehen, wie der Alte sich durch Betrug bereichert, verliebt sich in ein Christenmädchen, Rose, und erklärt seinem Vater, daß er das Haus verlassen werde. Das Mädchen, dem man einredet, daß er eine andere Partie eingehen werde, läuft ins Wasser, der Jüngling entflieht. — Dem jüdischen Leser mag das traurige Wort Raphaels „unser ganzes Volk ist entartet" widerlich klingen; den Gläubigen mag die Selbstüberhebung

„er redet von Pflichten, auferlegt von Gott, den wir nicht kennen, und den die Christen nicht kennen" unangenehm tönen; der Literarhistoriker blickt bei allen Bedenken, die er gegen das Einzelne, und bei manchem Widerspruch, den er gegen die dramatische Technik des Werkes hegen muß, darauf hin als auf eine kraftvolle Schilderung des Gegensatzes, wie er stets zwischen zwei Geschlechtern besteht, des Widerspruchs der aufstrebenden Generation wider die alte, wie er sich auch in Deutschland noch vielfach in kleinen Städten erhalten hat.

2. G. Liebe hat unter dem Titel: Das Judentum in der Kulturgeschichte, Leipzig 1903 (Steinhausens Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, X) ein Werk veröffentlicht, das als Bilderbuch vortrefflich, auch im Text nicht vollständig zu verwerfen ist. Kultur ist nicht Literatur; daher kommt ein großer Teil des Werkes für unsere Zwecke nicht in Betracht. Eine Kritik im einzelnen kann und soll hier nicht geliefert werden. Nur das sei kurz bemerkt, daß der Verfasser höchst einseitig zu Werke geht; unhistorisch, mehr in der Art eines Pamphletschreibers, als eines geschichtlichen Schriftstellers die wider die Juden sprechenden Zeugnisse sammelt, statt unparteiisch Tatsachen und Ereignisse zusammenzustellen. Die Anhäufung der Zeugnisse über Schacher und Wucher, die Zusammenstellung aller, gegen die Juden vorgebrachten Anklagen und Schmähungen vermögen kein vollgültiges Bild zu geben; was die Juden z. B. als Ärzte waren, wird nur gestreift, die wirklichen Dienste, die sie der Kultur erwiesen haben, werden überhaupt nicht berührt.

3. H. Sudermann: der Sturmgeselle Sokrates, Komödie in 4 Akten, Stuttgart 1903, ist ein Stück, das seit einem Monat und länger auf einer hiesigen Bühne allabendlich gegeben wird und die übliche große Reihe von Auflagen Sudermannscher Schriften teils schon gehabt hat, teils gewiß noch haben wird. Ich bin am allerwenigsten geneigt und geeignet, die Apologie dieses kläglichen Machwerkes, dieser kleinlichen Verhöhnung einer großen Zeit — denn das war ja doch das Jahr

1848 — zu liefern; für unseren Zweck ist das Werk nur symptomatisch dadurch, daß hier unter Persönlichkeiten der Kleinstadt, sowohl unter den älteren, neben dem Arzt, dem Freiherrn, dem Oberlehrer, dem Steuerinspektor und dem Kaufmann, als den jüngeren, einem Arzt und einem Korpsburschen, auch je ein Jude vorkommt; der Rabbiner und dessen Sohn, zwei Persönlichkeiten, die man doch gewiß als Juden in der deutschen Dichtung bezeichnen muß. Aber keineswegs als d i e Juden. Denn hier handelt es sich auf der einen Seite nur um einen Humanitätsapostel, um einen sogenannten freisinnigen, menschlich gesinnten Geistlichen, der es mit den äußerlichen Geboten seiner Religion merkwürdig leicht nimmt, der den Menschen in sich wahren will, wenn er auch dem Juden nicht zur Liebe verhelfen kann; auf der anderen Seite um einen Jüngling, der wegen einiger Kränkungen, die er im gesellschaftlichen Leben erfahren hat, insbesondere wegen der für ihn betrüblichen Tatsache, daß er nicht Korpsstudent geworden und nicht höflich genug behandelt worden ist, sich als Feind der ganzen Gesellschaft erklärt: „Ihr wollt uns zu Feinden, Ihr sollt uns zu Feinden haben".

4. Die vierte ist die Schrift eines sehr streitbaren Herrn, der schon einigemale gegen eine ihm unangenehme Kritik eine Broschüre geschrieben hat. Herr Adolf Bartels nämlich, der Verfasser einer viel gelesenen, von einigen gerühmten, aber von urteilsfähigen Gelehrten aller Konfessionen als einseitig verurteilten deutschen Literaturgeschichte ließ gegen einzelne dieser Kritiker eine Schrift ausgehen: „Kritiker und Kritikaster, mit einem Anhange: das Judentum in der deutschen Literatur" (Leipzig 1903). Ich hoffte wirklich in diesem Anhange eine Behandlung unseres Themas zu finden, wie sie mir vorschwebte, erlebte jedoch eine grausame Enttäuschung. Schon in der Hauptschrift, in der Bartels vier Kritiker „als Wahrheitsfeind, Schimpfheld, geistreicher Raisonneur, gelehrter Kleinigkeitskrämer", abtut, wimmelt es von Schimpfwörtern gegen Juden und Judentum. Nach seinen Aus-

führungen ist die ganze Kritik, Presse, Literatur verjudet. Der Satz, von dem Bartels ausgeht: „da es nur eine nationale Kunst ist", erhält durch die gesamte Kunst- und Literaturgeschichte ein schlagendes Dementi. Wer die deutsche Literatur und Kunst, um nur bei ihr zu verweilen, betrachtet, der wird geradezu sagen müssen, daß es eine ausschließlich deutsche Kunst fast niemals gegeben hat, ja daß geradezu die glänzendste Epoche den größten Einfluß entweder des Altertums oder der ausländischen Völker deutlich aufweist.

Indessen haben wir uns hier mit solchen allgemeinen Sätzen, die natürlich eine weit breitere Behandlung erfordern, als ihnen eben zuteil geworden, nicht zu beschäftigen. Von dem Thema, das er behandeln will, hat er nicht die geringste Ahnung. Aus vergangenen Zeiten kennt er nur oder gibt nur an: Trimberg, Johannes Pauli (der gar kein Jude war), Pfefferkorn, Mendelssohn. Dann aber geht bei ihm sofort das Presse- und Literaturjudentum an. Von jüdischen Ideen, von dem Einfluß ihres Geistes, von der Behandlung ihrer Literatur ist gar keine Rede. Es kommt ihm nur darauf an, möglichst viele Schriftsteller zu Juden zu stempeln, natürlich solche, die ihm unangenehm sind, darunter gut christliche Schriftsteller, die überhaupt nichts oder wenig mit Juden zu tun haben, wie Paul Lindau u. a. Solche Schimpfereien im einzelnen zu bekämpfen, kecke, unbegründete Angriffe zu widerlegen, habe ich weder Lust noch Zeit. Ein Pröbchen möge für die Art des Bartelsschen Verfahrens genügen. Von allen spezifisch christlich gesinnten Schriftstellern waren bisher die Geschwister Brentano, Clemens und Bettine, in besonderen Schutz genommen worden, obgleich Bettine im Gegensatz zu ihrem Bruder, einem ausgesprochenen Judenfeinde, eine erklärte Gönnerin der Juden war; Herr Bartels, der gegen beide Abneigung empfindet, stempelt beide zu Juden. Er sagt (S. 108): „Was meinen Argwohn vor allem wachrief, ist die in der „Günderode" enthaltene famose Geschichte von der Nobilitierung ihres Großvaters Laroche, die auf dem

Schlachtfelde durch den König von Frankreich geschehen sein soll. Hier bei diesem Großvater Laroche steckt, wie ich glaube, der Haken; denn bekanntlich hieß er eigentlich Michael Frank und stammte aus Lichtenfels in Franken, wo es immer viele Juden gegeben hat. Nach der einen Version wäre Frank ein unehelicher Sohn des Grafen Stadion gewesen, nach der anderen aber kam er dadurch mit dem gräflichen Hause in Beziehung, daß er, ein kleiner schwarzäugiger Junge, nach einer Feier im Schlosse absolut nicht ins Elternhaus zurückwollte, — was mir als ein recht charakteristischer Zug erscheint. Später ward er dann vom Grafen in Churmainzische Dienste gebracht und ein gewaltiger Aufklärer, was ja auch recht gut zum Judentum paßt. Sollte die Larochefährte sich als falschführend erweisen, so bliebe immer noch die Annahme, daß die Brentanos ursprünglich italienische, dann zum Katholizismus übergetretene Juden gewesen seien. — Als ein indirekter Beweis, daß bei den Brentanos nicht alles stimmt, erscheint mir auch der vor einer Reihe von Jahren festgestellte Antisemitismus Achims von Arnim, des Mannes der Bettine."

Der Schlußsatz ist köstlich: weil Bettine angeblich von Juden stammt, wird ihr Mann Antisemit. Wüßte Bartels in der Literaturgeschichte besser Bescheid, so müßte ihm bekannt sein, daß Arnim schon lange vor seiner Verheiratung sich antisemitisch geäußert hat, und es wäre doch für einen so charaktervollen, christlich denkenden Mann eine höchst seltsame Tat, sich mit einer aus dem Judentum entsprungenen Frau zu verbinden. Aber die ganze Ausführung über den Großvater Laroche ist der Gipfel der Unkritik und Unwissenheit. Ein Blick auf die neueste Biographie des Mannes (von Rudolf Asmus, Karlsruhe 1899) hätte Bartels zeigen können, daß Laroche den Namen Frank durchaus mit Unrecht führt, daß er wahrscheinlich der Sohn des Grafen Stadion und einer Französin Laroche ist, daß diese nach der Empfängnis des Knaben einem Chirurgen Frank zur Frau gegeben wurde, der vor der Geburt des Kindes bereits gestorben ist, daß also

dieses Kind nicht das geringste Anrecht zu dem Namen Frank hat. Alle Folgerungen, die sich aus diesem Namen ergeben, sind also vollkommen hinfällig. Nach dieser einen Probe kann man die ganze Bartelssche Schrift beurteilen und hat das Recht, sie völlig unbeachtet zu lassen. Für unser Thema kommt sie absolut nicht in Betracht.

Wenn, wie eben ausgeführt worden ist, innerhalb eines einzigen Jahres über einen Gegenstand vier Schriften der verschiedensten Art erscheinen, so wird man über Stoffmangel jedenfalls nicht klagen können.

II. Bevor indessen dieser reiche Stoff gegliedert und im einzelnen dargelegt wird, müssen noch einzelne Auseinandersetzungen über das Wie der Behandlung gegeben werden. Sie soll, so wurde vorher gesagt, wissenschaftlich sein, und es wurde zugleich angedeutet, daß die Bartelsschen Expektorationen auf eine solche Bezeichnung keinen Anspruch erheben dürfen. Ist denn aber, so wird man fragen dürfen, von jüdischer Seite etwas Ernstliches geschehen? Eine allgemeine Lösung der Aufgabe liegt nicht vor, wohl aber sind einzelne Versuche gemacht worden, und eine gewisse Stimmung der ganzen Aufgabe gegenüber ist vorhanden. Betrachtet man Leistungen und Stimmungen, so wird man folgendes nicht verhehlen dürfen. Man wird nämlich nicht leugnen, daß: peccatur intra et extra: man sündigt hüben und drüben. Mit derselben Entschiedenheit, mit der Auswüchse wie die Redensarten von Bartels abzuweisen sind, muß auch vor Übertreibungen gewarnt werden, die auf jüdischer Seite häufig vorkommen. Hier ist ein Dreifaches zurückzuweisen: 1. der polemische, nörgelnde Ton, das Absprechen gegenüber den Leistungen Andersgläubiger, das witzelnd Spöttische, das man mit Unrecht als eine bloß jüdische Eigentümlichkeit bezeichnet.

2. Die Überhebung der eigenen, d. h. der jüdischen Leistungen. Wenn H. Landsberg in einer kürzlich erschienenen Monographie über Rahel sich zu dem Satze versteigt, erst die Berliner jüdischen Frauen seien in

Goethes Verständnis eingedrungen, wenn er die Verbreitung des Goethekultus fast ausschließlich Juden zuschreibt, so ist dies gewiß ungeschichtlich. Wenn M. Güdemann in seinem gewiß höchst anzuerkennenden Werke über die Erziehung der Juden usw. sagt: „die Juden waren im Mittelalter den Christen in der Bildung voraus, sie seien mit ihren poetischen Untersuchungen den Deutschen um ein Jahrhundert vorausgeeilt", oder wenn er sich zu der seltsamen Behauptung versteigt: in Deutschland sei in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters „nichts geglaubt worden", es hätte nur „falsches Geld, gefälschte Lebensmittel, gefälschte Kleiderstoffe und gefälschte Glaubenslehren gegeben", so sind dies Ausführungen, die um so mehr zurückgewiesen werden müssen, da sie unter wirklich wissenschaftlichen Darlegungen stehen.

3. Die übergroße jüdische Empfindlichkeit. Man muß nicht gleich Zeter schreien, über jedes Bild und jeden guten oder schlechten Witz unserer humoristischen Blätter. Ich kann recht wohl — wie ich dies im Sommer oder Herbst dieses Jahres (1903) tat — herzlich lachen über einen Scherz, der den „Familientag der Familie Cohn" in Wort und Bild darstellte, ohne daß ich darüber erröte oder mich entrüste. Ich sehe ferner nicht ein, warum die guten Judenwitze — wenn auch vielleicht hier Hausierer oder Kommerzienräte in nicht übermäßig appetitlicher Weise dargestellt werden — weniger statthaft sein sollten, als die stehende Rubrik der Schwiegermütter- und Professorenwitze. So wenig der ernsteste Professor und die beste Schwiegermutter über solche Anekdoten sich ereifern, so wenig braucht der Jude hier gleich über Unduldsamkeit und Böswilligkeit zu klagen.

Die Behandlung dieses Stoffes in wissenschaftlicher Weise hat aber auch Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen. Ein Bedenken dieser Art ist mir nicht von judenfeindlicher, sondern von jüdischer, aufgeklärter Seite geäußert worden. Als ich im Jahre 1887 zum erstenmale in der von mir geleiteten Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutsch-

land die eine oben erwähnte, erste derartige Studie: „Goethe und die Juden" veröffentlichte, mahnte mich ein älterer, seitdem verstorbener Freund ab, diese Studien fortzusetzen. Er hatte auch gegen die schon veröffentlichte schwere Bedenken. Er meinte, man müsse die Judenfrage als nichts anderes behandeln, denn „als eine allgemeine Frage der Humanität, der bürgerlichen Gerechtigkeit". Man dürfe überhaupt keine Judenfrage anerkennen. Was ich damals antwortete und seitdem öfters genug auszuführen in der Lage war, kann ich auch heute nur wiederholen: ich konstatiere keine Judenfrage, sondern ich statuiere ein völkergeschichtliches Problem. Denn es ist ein völkergeschichtliches Problem, den Gang einer Glaubensgemeinschaft durch die Jahrhunderte, durch die Geschichte eines ursprünglich fremden Volkes zu verfolgen, zu zeigen, wie die Mitglieder dieser Glaubensgemeinschaft sich mit den Angehörigen des Volkes assimilierten, wie sie die Sprache und Geistesrichtung jener Nation annahmen und zu dieser Entwicklung ihr Eigenes beitrugen. So gut man Stoffentwicklung und Behandlung innerhalb einer Literatur oder der Weltliteratur verfolgt, ebenso ist es ein wissenschaftliches Unternehmen zu prüfen, wie innerhalb einer Nationalliteratur über eine besondere Gemeinschaft gedacht worden ist, und zu zeigen, wie die Zugehörigen dieser Glaubensgemeinschaft einem Volke sich angeschlossen haben, dem sie durch Geburt und Neigung, nur nicht durch den Glauben angehört haben.

III. Was nun aber die dritte Frage betrifft, ob gerade ich geeignet oder berufen sei, ein solches Thema wissenschaftlich zu behandeln, so hoffe ich nicht nötig zu haben, mir von Herrn Bartels darüber ein Zeugnis zu holen. Dieser nennt mich an einer Stelle „den eifrigsten Propagator des literarischen Judentums" und sagt an einer anderen Stelle, da er von Bettine spricht, „sie wird von Ludwig Geiger mit Vorliebe zum Studienobjekt gemacht" (dabei ist es ganz lustig anzusehen, daß die geschworenen Verfechter der Romantik mich tadeln, daß ich Bettine nicht hoch genug stelle, weil ich bei

aller Wertschätzung ihrer dichterischen und politischen Qualitäten als Historiker Protest gegen die Willkür einzulegen wagte, in der sie mit historischen Dokumenten umspringt).

Ich glaube allerdings berechtigt zu sein, dieses Thema wissenschaftlich zu behandeln, nicht nur weil ich ein Deutscher jüdischen Glaubens bin. Die Konfession allein befähigt und hindert nicht. So gut Leopold von Ranke, um nur einen Protestanten zu nennen, die Größe und Bedeutung des Papsttums und der katholischen Kirche erkannte und darstellte, so gut zwei Katholiken, Cornelius und Kampschulte, Calvin und die deutsche Reformation zu schildern fähig waren, so gut könnte jeder Christgeborene, wenn er nur die nötigen Kenntnisse besitzt, die Entwicklung des Judentums darstellen. Und so ist auch jeder wissenschaftlich gebildete Jude durchaus geeignet, der sogenannten christlichen, der allgemeinen deutschen Literatur sich hinzugeben. Wir deutsche Gelehrte jüdischen Glaubens haben stets unsere Ehre und unseren Stolz darin gefunden, voll und ganz in unserer Sprechweise, in unserer Kultur, in unserem Denken und Fühlen, in unserer Art zu arbeiten, Deutsche zu sein. So wenig man den Darstellungen und Forschungen von Bielschowsky oder Morris über Goethe das geringste Jüdische ansehen kann, so wenig ist in den 27 Bänden des von mir herausgegebenen Goethejahrbuches seitens der Kritiker — und es hat deren viele bösartige und übelwollende gegeben — etwas von „Verjudung" gespürt worden, man müßte denn den verflossenen Dichter Hans Herrig ausnehmen, der einmal in einer törichten Anwandlung dies Wort gebrauchte. Ich habe, wie ich wohl ohne Ruhmredigkeit sagen darf, durch eine nun 35jährige wissenschaftliche Arbeit und durch eine nun 30jährige akademische Lehrtätigkeit gezeigt, daß ich die deutsche Literatur nicht vom jüdischen Standpunkte ansehe oder beurteile, und ich darf die vielen Hunderte, die in diesen 30 Jahren meine Vorlesungen mitangehört, und die vielen Tausende, die meine Aufsätze und Bücher gelesen haben, wohl zu Zeugen anrufen dafür, daß sie

nicht durch ein Wort daran erinnert wurden, daß ich ein Jude sei, sondern nur den Eindruck hatten, einen deutschen Gelehrten zu hören. Ich weise mit tiefer Verachtung alle die offenen und heimlichen Insinuationen zurück, daß ein deutscher Gelehrter jüdischen Glaubens bei Beurteilung irgendeiner Zeit oder irgendeiner Leistung der deutschen Literatur befangen wäre; ich beanspruche für ihn das Recht, auf dieselbe Stufe gestellt zu werden, wie seine christlichen Kollegen als einen, der erfüllt und genährt von den Schätzen der deutschen Literatur auch seinerseits wagen darf, zu ihrer Bereicherung beizutragen. Nicht minder weise ich als völlig unwissenschaftlich alle Bemühungen und Anschauungen von mir, die, durch die Unzufriedenheit mit den augenblicklichen Verhältnissen, durch Kränkungen, die der einzelnen Person oder der Glaubensgemeinschaft zugefügt wurden, entstanden, ein jüdisches Stammesbewußtsein konstruieren und den Traum einer jüdischen Nationalität oder gar eines jüdischen Staates darstellen, oder sich direkt bemühen, ihn in die Wirklichkeit umzusetzen. Ich beklage die zahlreichen Romane, Gedichte und Dramen, die in neuerer Zeit von deutschen Juden veröffentlicht worden sind, alle von dem Streben erfüllt, ein neues Ghetto zu errichten, viel drückender als das alte, weil es ein selbstgeschaffenes ist, und weil es nicht diejenigen zurückdämmt, die durch Kleidung, Sprache und Gesittung sich von ihren Stadt- und Landgenossen unterscheiden, sondern weil es die durch die gesamte Kultur Geeinten, nur durch den Glauben Getrennten gänzlich voneinander zu scheiden sucht. Nicht Antisemitismus und Zionismus, diese beiden traurigen Schmarotzerpflanzen des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts, können in mir die Überzeugung nicht vernichten, daß der deutsche Gelehrte und Schriftsteller jüdischen Glaubens voll und ganz in Sprache und Gesinnung ein Deutscher ist, wohl berechtigt und befähigt, die Juden in der deutschen Literatur zu betrachten.

Was soll nun diese Vorlesung bieten? Ihr deutscher Titel: die Juden in der deutschen Literatur deutet es nicht

vollständig an. Er könnte den Irrtum erwecken, daß eben nur ihre aktive Beteiligung an der deutschen Literatur gemeint sei, daher kann der lateinische, so zopfig er ist, als etwas deutlicher bezeichnet werden: quales in litteris germanicis sint descripti et quid praestiterint. Er besagt, daß zu dem Aktiven etwas Passives komme; welche Rolle sie in der Beurteilung der deutschen Schriftsteller spielten; ich sage absichtlich: passiv, weil die von ihnen gespielte Rolle meist die leidende war. Ein Drittes indes muß hinzugefügt werden, nämlich das Kausative, oder Faktitive, die Wirkung und Beeinflussung der Literatur durch die Juden. Hier handelt es sich hauptsächlich um ein Doppeltes. A. Neben der Darstellung von jüdischen Legenden (Herder) oder jüdischen Erzählungsstoffen (Chamisso) in der deutschen Literatur, um den Einfluß der Bibel auf die Denk- und Redeweise unserer Großen. Die Tatsache, daß Goethe die zehn Gesetze des alten Bundes untersuchte, die Wanderungen des Volkes Israels in der Wüste darstellte, das Hohelied übersetzte, in seinen vertrauten Briefen und in vielen seiner Gedichte sich zahlloser Ausdrücke aus dem Alten Testamente bediente, ist ebenso eingehend zu behandeln, wie Schillers Sendung Mosis oder die von biblischen Ausdrücken strotzende Sprache der „Räuber". B. Um die Beeinflussung deutscher Gelehrter, Schriftsteller und Dichter durch Juden. Tatsachen wie die folgenden: Daß Claus Wyße und Philipp Kolin im 14. Jahrhundert sich bei dem Juden Samson Pine wegen Übersetzung des Stoffes von Parzival bedanken, daß ein Jude Eisik Wallich im 16. Jahrhundert eine große Anzahl deutscher Volkslieder sammelt und dadurch manche vom Untergange rettet, oder der von Siegfried geführte Nachweis, daß Luthers Art der Bibelerklärung direkt durch Nikolaus von Lyra, indirekt aber durch den jüdischen Meister Raschi bestimmt ist, wiegen schwerer als Bände von Deklamationen. Sie zeigen auch dem Widerstrebenden, in welcher Weise durch Juden die deutsche Literatur beeinflußt worden ist.

Nach diesen allgemeinen Darlegungen gab ich eine Zusammenstellung des Inhalts. Ich gliederte den Stoff in 31 Paragraphen. Der erste behandelte die Anfänge, Kreuzzüge, Süßkind von Trimberg, wo ich die Gelegenheit ergriff, gegen die Überschätzung dieses jüdischen Minnesängers von jüdischer Seite zu protestieren.

§ 2. (14. und 15. Jahrhundert). Anteil der Juden an der deutschen Literatur des Mittelalters. Abschriften und Übersetzungen mittelalterlicher Dichtungen, Notiz aus Reinecke Voß von dem Meister Abryon, der „aller Sprachen gelehrt" sei. — Deutsche Worte in rabbinischen Responsen. Anfänge der jüdisch-deutschen Literatur, das kleine Buch der Frommen, das Sittenbuch, Bibel und Gebete für Frauen, Kalender. — Satirische Literatur der Deutschen gegen die Juden: Fastnachtsspiele und Narrenschiff.

§ 3. Reuchlin und der Streit um die Bücher der Juden. Es handelt sich hier um ein Doppeltes: a) Schmähschriften getaufter Juden, wie Pfefferkorn und Victor von Karben; b) Reuchlins Verteidigungsschriften vom Augenspiegel 1511 an. Es darf natürlich nicht verschwiegen werden, daß Reuchlin 1505 ein (keineswegs judenfreundliches) Schriftchen geschrieben: Warum die Juden so lange im Elend seien. Eine Erzählung des Reuchlinschen Streites (Dunkelmännerbriefe, humanistische Satiren usw.) gehört natürlich nicht hierher, wohl aber eine kurze Darlegung von Reuchlins Studien der hebräischen Sprache und seiner kabbalistischen Bemühungen vom de verbo mirifico 1494 an bis de arte cabbalistica 1516.

§ 4. Luther. So wenig wie in § 3 die Geschichte des deutschen Humanismus ist in diesem Paragraphen die Entwicklung der deutschen Reformation zu erzählen. Der Hauptnachdruck ist zu legen 1. auf Bibelübersetzung (Mathäus Aurogallus u. a.) und Bibelerklärung (Nikolaus von Lyra, vgl. oben). 2. auf die Schriften: a) daß Jesus Christus ein geborener Jude sei, 1529, b) wider die Juden und ihre Lügen, 1544. Der bleibende kulturhistorische Wert der ersten Schrift

als Abhängigkeitserklärung des Christentums vom Judentum ist weit stärker zu betonen, als die zeitliche, von einem Augenblickszorn diktierte zweite Streitschrift. Kurz ist einzugehen auf die jüdische Dinge behandelnden Briefe: Josel von Rosheim, dessen ganze Stellung kurz zu charakterisieren ist. Sodann ist schon in diesem Paragraphen die Beteiligung der Reformatoren und Antireformatoren an der Judenfrage zu streifen: Andreas Osiander, Johannes Eck, Martin Bucer.

§ 5. 16. Jahrhundert. Im wesentlichen darf ich mich für diesen Paragraphen, poetische und satirische Literatur (Schwänke, Romane, Dramen), Predigten und Prosabroschüren der Deutschen gegen Juden auf meine Studie beziehen im II. Bande der Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland.

§ 6. Aktiver Anteil der Juden an der deutschen Literatur. a) Moses Minz und Isserles, phonetische Untersuchungen. b) Erhaltung deutscher Volkslieder in einer von einem Juden herrührenden Handschrift (vgl. oben). Die an wichtigen Resultaten reiche Abhandlung von Felix Rosenberg in meiner Zeitschrift ist sehr ausführlich darzustellen. Die Bedeutung dieses jüdischen Schreibers ist unvergleichlich. Wie viele solcher Handschriften, das heißt, solcher Betätigungen jüdischer Autoren mögen verloren gegangen sein? c) Das biblische Drama des 16. Jahrhunderts. Es ist einerseits wichtig dadurch, daß es zeigt, wie populär die Persönlichkeiten des Alten Testamentes gewesen sind: Abraham, Saul, David, Tobias u. a., andererseits dadurch, daß gelegentlich religiöse Streitfragen hier zum Ausdruck kommen, die Stellung zu den Juden gekennzeichnet wird, zum Beispiel bei der Behandlung der Esthersage. d) Den Übergang vom 16. zum 17. Jahrhundert bilden zwei jüdische Stoffe: der ewige Jude und der Kaufmann von Venedig. Hier ist ebenso wohl darauf hinzuweisen, wie diese Stoffe, die ursprünglich gar keine jüdischen waren, zu jüdischen wurden, wie darauf, daß mit der Weiterwanderung der Stoffe aus Italien oder England nach Deutschland das antijüdische Element sich verstärkt.

§ 7. 17. Jahrhundert bis zur ersten Hälfte des 18. Zuerst der Dreißigjährige Krieg. Selbstverständlich nicht mit historischer Erzählung der Judenleiden, aber mit dem Hinweis auf die Spottgedichte (Kipper und Wipper), und auf die Zerstörung der Schätze jüdisch-deutscher Literatur. Untersuchung der Judaizantes. Frank und die Frankisten. Die Sabbathai Zewi-Literatur in Deutschland und die damit im Zusammenhang stehenden kabbalistischen Schriften und messianischen Hoffnungen. Gerade diese für die deutsche Kultur schlimmste Zeit bildet für unser Thema eine Periode des Aufschwungs. An der Regelhaftigkeit und an den Spielereien der sogenannten ersten und zweiten Schlesischen Schule haben sich freilich Juden kaum beteiligt, wie sie auch von den Schriftstellern jener Epoche verhältnismäßig wenig behandelt wurden. Aber die Verfolgten, Unterdrückten, in ihrer Bewegung Gehemmten verlangten stürmisch danach deutsch zu lesen und deutsch zu schreiben. In diesem Zusammenhang bilden Glückwunsch- und Spottgedichte, Einleitung und Schlußpoesien von Druckern und Ähnliches, wie sie im II. Bande meiner Geschichte der Juden in Berlin und von Freudenthal in seinem Buche: Aus der Heimat Mendelssohns (Berlin 1900) mitgeteilt sind, äußerst wichtige Kulturmomente. Hier ist aber nochmals auf die jüdisch-deutsche Literatur in ihrer Entwicklung hinzuweisen: die Poesien, wie sie in den Sammlungen von Ulrich, Bodenschatz, Wagenseil u. a. mitgeteilt sind. Eine außerordentliche Bedeutung ist beizulegen den Darstellungen von Ereignissen, die für die Geschichte der Juden bedeutungs- und verhängnisvoll geworden sind, zum Beispiel des Fettmilchschen Aufstandes in Frankfurt, eine noch größere den Dichtungen des Josel Witzenhausen. Sie mögen poetisch noch so geringwertig sein; ihre außerordentliche kulturhistorische Wichtigkeit liegt darin, daß rein deutsche Stoffe, die jüdischen Anschauungen ganz fern liegen, als Lektüre für Juden bestimmt werden; ein deutliches Zeugnis, wie sehr die Juden bei aller Anhänglichkeit an ihren Glauben die geistige Nahrung des Volkes,

innerhalb dessen sie wohnten, für sich begehrten. Witzenhausen verdient die ausführlichste Darstellung. Seine Bearbeitung des König Artus nach Wirnt von Gravenberg ist im einzelnen zu besprechen. Als das merkwürdigste Dokument dieser Übergangszeit sind jedoch die Memoiren der Glückel von Hameln, geboren 1645, gestorben 1724 zu betrachten (herausgegeben von David Kaufmann, leider noch nicht übersetzt, das heißt in deutschen Typen und etwas modernisierter Schreibung zugänglich und trotz Feilchenfelds Ausführungen AZdJ. 1898 nicht genügend bearbeitet). Diese Familienaufzeichnungen, durchaus nicht zur Publikation bestimmt, sind zunächst deshalb so bedeutungsvoll, weil sie vielleicht das erstenhaltene Werk einer deutsch-jüdischen Frau (um nicht zu sagen Schriftstellerin) sind, sodann aber wegen ihrer Sprache und wegen ihres Inhaltes. Die Sprache (jüdisch-deutsch) mit mancherlei Anklängen an Ausländisches dokumentiert den Bildungsgrad des Durchschnittspublikums. Der Inhalt ist von größter Vielseitigkeit, wobei der Literarhistoriker besonders aufmerksam machen muß auf die Weite des Gesichtskreises: Hinweis auf allgemeine politische Ereignisse, ferner auf die Notizen über ihre Lektüre, deutsche Erbauungsbücher, besonders der deutsche Brandspiegel, und auf die Einfügung moralischer Erzählungen, wodurch ihre Tendenz zu unterhalten, neben ihrer Hauptabsicht zu belehren, klar hervortritt.

§ 8. Beginn der Aufklärung. In dem ersten der Aufklärung gewidmeten Paragraphen wird der Literarhistoriker geschichtliche Exkurse nicht vermeiden können. Außer dem Nachweis, daß die Aufklärungsgedanken, wie sie von England und Frankreich nach Deutschland überspringend, in theologischen und philosophischen Schriften die Frage der Judenduldung neu erörtern, ist zu zeigen, daß trotz aller beschränkenden Verfügungen, Ideen der Menschenrechte auftauchen: Friedrich der Große; Äußerungen seiner Räte: Manitius, d'Arnières (Mitteilung aus den Akten in meiner Geschichte der Juden in Berlin). Auf Marquis d'Argens Lettres juives

ist hinzuweisen, weil sie, obgleich französisch geschrieben und von einem Franzosen herrührend, doch eben von einem Manne stammen, der in Deutschland lebte, deutsche Verhältnisse kannte und gelegentlich beleuchtete; auch die neuerdings veröffentlichten Streitschriften zwischen Voltaire und Abraham Hirsch sind nicht zu übergehen, obgleich sie Prozeßakten und nicht eigentlich literarische Dokumente sind. Der wesentliche Inhalt des Paragraphen ist die Zusammenstellung der Zeugnisse für die Juden in den literarischen Werken deutscher Schriftsteller, die man freilich nicht unterschiedlos als Aufklärer wird bezeichnen dürfen. Eine genaue Untersuchung der deutschen Schriften müßte manches Unbekannte an den Tag bringen. Hier sei nur genannt: Loën, der redliche Mann am Hofe, oder die Begebenheiten des Grafen von Ribera, zuerst erschienen 1740; Gellert: Leben der schwedischen Gräfin von G. (die erste sehr ausführliche Darstellung eines wackeren, edel denkenden, menschlich handelnden und ebenso behandelten Juden); Lessings Lustspiel: Die Juden; Nathan der Weise. Bei Lessing ist auf seine persönliche Bekanntschaft mit Juden in Hamburg, Wolfenbüttel (Daveson), Berlin hinzuweisen.

§ 9. Moses Mendelssohn. Die große, von mir geplante Darstellung schließt natürlich das rein Biographische aus; wie weit eine solche Ausschließung bei dem ersten, wirklich deutschen Schriftsteller jüdischen Glaubens durchzuführen ist, steht freilich dahin. Vor allem wird es Gegenstand dieses Paragraphen sein, auszuführen, worin der Unterschied zwischen Mendelssohns deutscher Schriftstellerei und den zahllosen bisher von Juden geschriebenen deutschen Elaboraten besteht. Der Freundschaft mit Lessing ist eine besondere Darstellung zu widmen. Die Ausführungen über Mendelssohn als deutschen Philosophen und deutschen Kritiker (Literaturbriefe, allgemeine deutsche Bibliothek) sind natürlich nicht zu vermeiden, aber weise zu beschränken. Wesentliche Bedeutung müßte zukommen:

A) der Tätigkeit Mendelssohns auf dem Gebiete des Judentums:

1. Mischna, Talmud.

2. Mosaisch-talmudisches Recht (Ritualgesetze, Stelle in den Literaturbriefen).

3. Bibel, Übersetzung der 5 Bücher Moses und Psalmen mit den Erklärungen.

4. Jugendunterricht (Morgenstunden).

5. Hebräisch als Schriftsprache, Zeitschrift Ha-Meassef. Wichtigkeit dieser kunstmäßigen Behandlung der hebräischen Sprache auch für die deutschen Juden.

6. Grammatik. Wissenschaftliche durch ihn veranlaßte Bestrebungen des Isaak Satanow u. a.

7. Gebetbuch; auch hier die von ihm angeregten Leistungen David Friedländers und Isaak Euchels.

8. Predigten: deutsche Predigten in der Synagoge: Roßbach, Leuthen, Friedensreden.

9. Rücksichtnahme auf mittelalterliche Philosophen.

10. Religionsphilosophie: Erklärung des Wesens des Judentums („Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum").

11. Polemik gegen Andersgläubige: Lavater, Verteidigung Dohms, (siehe den folgenden Paragraphen); Übersetzung des Manasse ben Israel.

12. In einem Anhang ist darauf hinzuweisen, daß fast das einzige, von ihm nicht betretene Gebiet das der Geschichte war. Das ist kein Zufall, sondern eine Wirkung des Mangels an geschichtlichem Sinn, der bei Mendelssohn zu konstatieren und als verhängnisvoll für die Weiterentwicklung zu beklagen ist.

13. Auf den Briefwechsel ist gleichfalls Rücksicht zu nehmen, sowohl den mit Juden, als den mit Christen. Hier ist eine eingehende Würdigung der leider noch nicht ganz veröffentlichten Briefe an die Braut und Frau nicht zu umgehen.

B) Wirksamkeit Mendelssohns unmittelbar für die Juden: Auftreten gegen Beschränkungen.

C) Allgemeine Stellung Mendelssohns: Sehenswürdigkeit Berlins, Bewunderung der Fremden. Das projektierte Mendelssohn-Denkmal.

Als Kontrast gegen Mendelssohns Deutschtum, als Zeugins, wie wenig deutsch auch die materiell ungemein günstig gestellten Juden verstanden, wäre der Brief des alten Rotschild, 22. August 1780 (von mir veröffentlicht in der Frankfurter Zeitung 1904) anzuführen, in dem eigentlich kein Wort ganz richtig geschrieben ist.

§ 10. Stellung der christlichen Aufklärer zu den Juden. Christian Wilhelm von Dohm und die Gegenschriften; philanthropische Bestrebungen unter Joseph II. und die dadurch hervorgerufene judenfreundliche und judenfeindliche Literatur.

§ 11. Die jüdischen Aufklärer: David Friedländer, Markus Herz, Salomon Maimon, Lazarus Bendavid. Die Lebensbilder dieser vier Männer müßten wohl in etwas breiterem Umfange gegeben werden, denn ihr Leben ist auch kulturhistorisch von Bedeutung, die Darlegung ihrer gesellschaftlichen Stellung nicht zu vermeiden. Immanuel Kants große Einwirkung auf die Genannten und auf das Denken der Juden überhaupt, ist natürlich breiter zu behandeln als etwaige einzelne Äußerungen des großen Königsberger Philosophen über Juden und Judentum. (Persönliches Zusammentreffen Kants und Mendelssohns, Herz als Schüler gegenüber dem Meister.) Außer den deutschen Schriften der Genannten sind ihre hebräischen, ihre Beiträge in der schon genannten Zeitschrift Ha-Meassef zu analysieren. Isaak Euchel und Hartwig Wessely verdienen eine besondere Besprechung.

§ 12. Einzelne deutsche Dichter jüdischen Glaubens: Issaschar Falkensohn Behr, der polnische Jude, den Goethe rezensiert, Ephraim Kuh, wobei einigermaßen vor Berthold Auerbachs Schilderung zu warnen ist.

§ 13. Die Juden im deutschen Drama des 18. Jahrhunderts. Wirkung der beiden Lessingschen Dramen. Der Jude als Wucherer und als Retter, als Gegenstand des Spottes und der Verehrung. Vgl. die kleine Schrift von Carrington (Heidelberg 1892). Als Dichter solcher Dramen: Engel, Iffland, Stephanie und viele andere. Iffland als meisterhafter Vertreter deutscher Judenrollen, schon seit seinem ersten schauspielerischen Versuche. Er hatte sich in solche Rollen so eingelebt, daß er, der Sohn eines christlichen norddeutschen Beamten, auch in anderen Rollen, ja selbst im Privatleben, mauschelte (vgl. Ekhofs sehr merkwürdige Äußerung in „Bühne und Welt" 1905, II. Maiheft).

§ 14. Herder. Beziehungen zu Mendelssohn, wobei eine Zurückweisung der Kayserlingschen Darstellung nicht fehlen darf. Ausführliche Behandlung der Schriften: Geist der ebräischen Poesie; Briefe zur Beförderung der Humanität; Adrastea. Herder als Erwecker der hebräischen Literatur unter den Christen nach ihrem poetischen Gehalte und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. Hinweis auf die orientalische Literatur, die in seinen Spuren wandelt, und auf die ungeheuere Übersetzungsliteratur, die von ihm angeregt ist. Wunderbare Stellen über Judenbekehrung, innere Aufklärung der Juden, Jerusalem.

§ 15. Goethe. Stellung zur Bibel, persönliche Beziehungen zu Juden (David Veit), freundlich-galante Beziehungen zu Jüdinnen; Würdigung Mendelssohns; allgemeine Äußerungen über Juden und Judentum, die trotz einzelner Ablehnung und sogenannter judenfeindlicher Bemerkungen in einer Verklärung des ewigen Bestandes und der weltgeschichtlichen Mission dieser Religion gipfeln (das Nähere in meiner mehrfach genannten Abhandlung). In einem Anhang ist auf Schiller hinzuweisen, worüber gleichfalls meine schon erwähnte Studie zu vergleichen ist. Breiter jedoch, als dies bisher geschehen, müßte die großartige Wirkung aufgezeigt werden, welche durch die Schriften beider Heroen auf jüdische

Leser ausgeübt wurde. Hier würde Schiller, der sich viel seltener noch über Judentum aussprach, der Löwenanteil zukommen; der Dichter des Idealismus war für die Geknechteten ein Labsal; K. E. Franzos' meisterhafte Skizze, Schiller in Barnow, ist auch für den Historiker ein unverächtliches Material.

§ 16. Die Salons. Gewinnung der Frauen für die deutsche Literatur. Ihre Mission für die Gesellschaft: Rahel, Henriette Herz, Dorothea Schlegel, andere Berliner Frauen, besonders die Schwestern Meyer, Frau von Grotthus und Frau von Eybenberg. Der Einwand, daß, da alle diese Frauen dem Judentum untreu wurden, sie in diese Darstellung nicht gehören, ist nicht stichhaltig, denn sie haben auch auf ihre dem Judentum treu gebliebenen Schwestern und auf die jüdische Gesellschaft ganz unendlich gewirkt.

§ 17. Die Romantiker. Arnims teutsche Gesellschaft in Berlin, persönliche Beziehungen (Itzig), Darstellung von Juden in „Halle und Jerusalem". Brentanos eifrige Judenfeindschaft, dagegen Bettines apostolische Wirksamkeit (Briefwechsel mit Goethe), Verklärung einzelner Juden (die Günderode), Unterstützung jüdischer Jünglinge, persönliche Beziehungen. Bei der älteren Romantik ist mit besonderem Nachdrucke Jean Paul hervorzuheben, nicht nur wegen seines jüdischen Freundes Emanuel (vgl. Gutzkows Roman Fritz Ellrodt). Den jüngeren Romantikern sind einzelne jüdische Schriftsteller anzureihen, z. B. Ludwig Robert.

§ 18. Die Reaktion, die Hephep-Periode, auch in der Literatur. Als Signal dafür Sessa, die Judenschule; besonders Dramen und Romane von Julius von Voß.

§ 19. Börne und Heine. Die Untersuchung, wie weit ihre ganze Schriftstellerei vom Judentum beeinflußt ist, kann ebensowenig fehlen wie die Einzelforschung, ob ihr Stil und ihre Sprache jüdische Eigentümlichkeiten zeigt. Freilich ist eine Gesamtdarstellung ihres schriftstellerischen Wirkens zu vermeiden, aber Börnes Kampf für die Juden, seine flammen-

den Worte für Recht und Freiheit sind ebenso ausführlich zu behandeln, wie Heines dichterische Verklärung der jüdischen Vergangenheit.

§ 20. Die Begründung der Wissenschaft des Judentums. Leopold Zunz.

§ 21. Deutsche Predigt und Theologie. Abraham Geiger und seine Genossen.

§ 22. Michael Beer.

§ 23. Die Revolution von 1830. Ständeverhandlungen und Judendebatten. Gabriel Rießer. Das junge Deutschland, seine angeblichen Beziehungen zum Judentum.

§ 24. Nachwirkungen des jungen Deutschland. Fanny Lewald: Jenny. Joël Jakoby: Klagen eines Juden; Jansen: Judenlieder.

§ 25. Die Juden im deutschen Roman in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Spindler: Der Jude, im Gegensatze dazu unter dem Einflusse Eugen Sues, der Kriminalroman, mit seinen grauenerregenden Darstellungen jüdischer Gauner und Verbrecher. Stieber: Geheimnisse von Berlin, August Braß: Mysterien von Berlin u. a.

§ 26. Das Jahr 1848. Beteiligung der Juden an der Politik, Broschüren, Reden, Zeitungen; der Kladderadatsch mit seinen jüdischen Typen; David Kalisch, jüdische Possen und Juden in deutschen Possen.

§ 27. Die erste Ghetto-Literatur. Auerbach, Aron Bernstein, Leopold Kompert: Verklärung des Ghetto, Ironie, Versuche der Amalgamierung zwischen jüdischem und deutschem Wesen (Kulke und Weill sind anhangsweise zu schildern).

§ 28. Die deutsche Literatur der fünfziger Jahre. Als Hauptetappe Gustav Freytag: Soll und Haben. Die Juden des Ostens. Grillparzer: Esther; die Jüdin von Toledo. Friedrich Hebbel: Judith, Herodes und Marianne. Meißner: Schwarzgelb. Gutzkow und andere Zeitromane.

§ 29. Die jüdische Novellistik der 50er und 60er Jahre. Die Schriften des Literaturvereins. Ludwig und Phöbus

Philippson, Formstecher, Wassermann, Leopold Stein. — Die jüdische Schriftstellerin Rahel („Zwei Schwestern" u. a.).

§ 30. Die Zeit von 1870. Das nationale Element. Politische Gleichstellung, im Gegensatze dazu: Reaktion. Wirkungen der Verklärung des Judentums in Elliots Daniel Deronda auf Deutschland.

§ 31. Blick auf die Literatur des Antisemitismus. Juden stehende Typen in den Witzblättern, unentbehrliche Figuren im deutschen Roman und Drama. Eine Aufzählung der Dichtungen, in denen Juden gelegentlich oder als Hauptpersonen vorkommen, würde Seiten füllen, daher sind nur charakteristische Typen vorzuweisen und die ganze Art der Behandlung an wichtigen Beispielen aufzuzeigen.

§ 32. Erwachen des jüdischen Bewußtseins. Jacobowski: Werter der Jude. Als Ergänzung dazu, vielleicht als Wirkung der aufblühenden Wissenschaft der neutestamentlichen Zeitgeschichte die zahlreichen Romane, die die Übergangszeit vom Judentum zum Christentum behandeln. Ähnliche Bewegungen im Drama, Sudermanns Johannes.

§ 33. Die neueste Zeit. Karl Emil Franzos. — Aufrichtung eines neuen Ghetto, der große Judenschmerz, jüdischer Stamm und jüdischer Staat (Zionismus), Herzls und Nordaus Dramen; besondere Zeitschriften (Ost und West); Jüdische Lieder (J. Loewenberg u. a.); christliche Dichter als Verklärer des Judentums: Börries von Münchhausen (im Vereine mit jüdischen Künstlern: Lilien); als Schluß Herzls Roman Alt-Neuland, die zionistischen Romane, Schilderung oder Verklärung jüdischen Wesens vergangener Zeit: A. Schnitzler, der Weg ins Freie, A. Hauschner: Familie Lowositz, G. Herrmann: Jettchen Gebert und Henriette Jacoby.

Die Einleitungsvorlesung — die Darlegung des Inhalts hatte schon einen großen Teil des zweiten Kollegs in Anspruch genommen — schloß ich mit den Worten: Ich kümmere mich wenig darum, ob ich Wohlgefallen finde bei den einen

oder ob ich anderen Ärgernis bereite. Ich kenne nur Studenten, die ich belehren will, nicht aber den zornigen Eifer gegnerischer Parteien. Ich will mir klar werden über ein wissenschaftliches Problem, der Wahrheit zu dienen ist mein Beruf. Ich kann zwar vor den Autoritäten vergangener Zeit huldigend mich beugen, aber als einzigen, heiligen Führer ehre ich nur die Wahrheit.

2. Johann Reuchlin und sein Kampf um die Bücher der Juden.

Ich führe Sie in eine vergangene Zeit und spreche in diesem jüdischen Kreise von einem Christen, der mindestens ebenso unsere Achtung und Verehrung verdient, wie manche Glaubensgenossen verflossener Tage.

Die Zeit, in der Johann Reuchlin lebte, ist die der Renaissance oder des Humanismus. Man tut unrecht, unter dieser Epoche bloß eine Wiederbelebung des Altertums und seiner Sprachen zu verstehen; vielmehr war es, wie schon die Bezeichnung Humanismus andeutet, eine allgemeine Umwälzung der Kultur, eine auf den ganzen Menschen wirkende Umwandlung seiner sittlichen, religiösen, politischen Anschauung.

Eine neue Jugend schien die Menschheit ergriffen zu haben: man stürzte sich mit enthusiastischem Eifer auf das Studium, aber man wünschte, als gälte es lange Versäumtes nachzuholen, auch mit vollen Zügen zu genießen. Die Epoche des Humanismus erscheint dem Nachlebenden wie ein reichblühender Völkerfrühling, die Empfindung, von der die Besten ergriffen waren, ist die, welche Hutten in seinem freudigen Worte ausgesprochen hat: Es ist eine Lust zu leben.

Man lebte aber nicht nur in der Vergangenheit und auch nicht nur im Sinnestaumel, sondern man schloß sich und das ist gerade gegenüber dem internationalen Charakter des Humanismus zu betonen, an sein Volk an.

Gerade Reuchlin ist ein lebendiges Beispiel dafür, daß es sich in dieser Epoche bei aller Bevorzugung des Lateinischen auch um eine lebendige und liebevolle Pflege der deutschen Sprache handelt: wie nationales Empfinden und Kosmopolitismus Hand in Hand gingen, so auch das Verlangen, als Lateiner die klassische Sprache der Alten zu regeln und zugleich eine neue Zeit des Deutschen zu begründen.

Von Reuchlins Leben kann hier nur in der äußersten Kürze die Rede sein. Er wurde am 22. Februar 1455 geboren und ist am 30. Juni 1522 gestorben. Er lebte in Süddeutschland, er, der geborene Badenser, hauptsächlich in Württemberg; dort ist er auch nach einer kurzen Wirksamkeit in Ingolstadt gestorben und begraben. Er war Jurist, jahrzehntelang ein hochangesehener Beamter, der sich des Vertrauens mancher Fürsten erfreute, manche Gesandtschaften unternahm, die ihn zum Teil in ferne Lande führten, ein von aller Welt bewunderter Gelehrter, ein trefflicher Mensch, der wegen seiner Güte und Milde in den weitesten Kreisen geschätzt wurde. Seine großen juristischen Kenntnisse legte er nicht in Werken nieder. Dagegen war er auf vielen anderen Gebieten tätig: auf dem der Geschichte, hauptsächlich auf dem der Philologie. Seine umfangreichsten Arbeiten, ein Lexikon und eine Weltgeschichte, sind, so außerordentlichen Beifall sie auch zu ihrer Zeit fanden, heute veraltet. Seine Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische, teilweise ins Deutsche, angestaunte Erzeugnisse seltener Gelehrsamkeit und Wohlredenheit müssen sich mit dieser Nennung begnügen, und nur kurz mag darauf hingewiesen werden, daß noch heute eine Art der Aussprache des Griechischen nach Reuchlins Namen genannt wird. Ebenso kurz muß, da es sich hier nicht um eine Biographie des bedeutenden Mannes, sondern um seine Würdigung in einer speziellen Angelegenheit handelt, von seinen Komödien gesprochen werden. Gewiß sind sie abhängig von dem Altertum, aber sie zeigen modernes Leben, indem sie Mißstände der Zeit: die Prozeßsucht, die Lust an unredlichem Gewinn, die Be-

günstigung der Reichen durch die Richter, das geschäftsmäßige Treiben mancher Anwälte zu geißeln suchen; die eine dieser Komödien ist stark satirisch gefärbt und tritt lebhaft gegen einen Widersacher auf, der an dem Hofe Eberhards des Jüngeren, des Herzogs von Württemberg unserem Gelehrten vielfache Schwierigkeiten bereitete.

Alle diese kleineren und größeren Arbeiten, die viele Bände füllen, hätten genügt, um dem Namen unseres Gelehrten einen guten Klang unter seinen Fachgenossen zu geben, sie hätten jedoch nicht ausgereicht, ihn aus der Mediokrität zu erheben und zu den auch in der Zukunft gefeierten Helden zu machen.

Dies geschah vielmehr dadurch, daß er, nicht zufrieden als ein zweier Sprachen Kundiger gerühmt zu werden, statt des Namen eines Bilinguis den eines Trilinguis zu erwerben suchte: dem Lateinischen und Griechischen, worin er Meister war — eine Meisterschaft, die er mit vielen teilte — fügte er das Hebräische zu, das er als Erster in Deutschland trieb und womit er lange Zeit vereinzelt blieb. Denn es war weder leicht noch ungefährlich, hebräisch zu lernen. Nicht ungefährlich, denn die Erlernung der hebräischen Sprache konnte, ja mußte in den Verdacht der Judengönnerschaft bringen, der üble Folgen haben konnte; nicht leicht, denn Lehrmeister waren in Deutschland nicht zu finden. Christliche gab es nicht, denn geborene Christen verstanden kein Hebräisch; getaufte Juden waren entweder ganz unwissende Menschen, oder nicht völlig geeignet, die Sprache, die sie in ihrer Jugend erlernt hatten, anderen zu übermitteln. So war Reuchlin darauf angewiesen, da ein Selbststudium ohne irgendwelche Zurechtweisung geradezu undenkbar war, in der Fremde, in der er sich, wie schon erwähnt, mehrfach als Gesandter befand, die Hilfe gelehrter Juden in Anspruch zu nehmen. Das Glück wollte ihm wohl: er fand in Linz, wo er in dem Kreise des Kaisers Maximilian einige heitere Wochen zubringen durfte, in Jehiel Loans, und in Rom, wohin er im Auftrage des Pfalzgrafen

bei Rhein in einer schwierigen diplomatisch-juristischen Angelegenheit geschickt worden war, in Obadja Sforno Lehrmeister, die ihr Amt gut verstanden und gerne übten. Sie lehrten den eifrigen Deutschen teils die Grundbegriffe, teils gewährten sie ihm die Fähigkeit, sich selbst weiter zu helfen, indem sie, außer der Unterweisung, die sie ihm gaben, ihm auch Handschriften und Drucke verschafften, aus denen er sein Wissen zu erweitern vermochte. (Manche dieser Bücher mit anerkennenden Inschriften des dankbaren Schülers haben sich noch heute erhalten.)

Jahrelang, ja mehr als ein Jahrzehnt, arbeitete sich Reuchlin in die schwierige Materie hinein. Als er die Resultate seiner Arbeiten veröffentlichen wollte, ergab sich eine neue Schwierigkeit, daß hebräische Typen in deutschen Druckereien nicht vorhanden waren; auch diese wurde durch die Großherzigkeit seines Verlegers Thomas Anshelm in Tübingen beseitigt. So konnte im Jahre 1506 ein Foliant erscheinen, der den Titel „Rudimenta hebraica" führte. Ein Buch, Grammatik und Wörterbuch zugleich, in dem der Verfasser nicht nach Art junger Autoren, die alles besser zu verstehen glauben, als ihre Vorgänger, umstürzlerisch zu verfahren versuchte, sondern worin er als treuer Schüler seines Meisters, des berühmten Grammatikers David Kimchi seine Materie zu behandeln wußte.

Die Anlehnung an Kimchi zeigt sich sowohl in der Methode, nämlich die Wörter nach Wurzeln zu ordnen und die abgeleiteten der alphabetischen Ordnung zuwider unter den Wurzelwörtern zusammenzustellen, als auch in dem Wortschatze, der bei dem Deutschen kaum eine Vermehrung erhält, als endlich in der Manier, zum Verständnis der einzelnen Worte Bibelstellen anzuführen. Während freilich Kimchi zu Eingeweihten, d. h. zu solchen sprechen konnte, die mühelos hebräisch verstanden, ja es als Muttersprache betrachteten, war sich Reuchlin, selbst ein Schüler, immer bewußt zu solchen zu reden, die erst die Anfangsgründe der fremden Sprache

sich aneignen sollten. Daher gab er jene angedeuteten Bibelstellen nicht hebräisch, sondern lateinisch und fügte zur Belehrung für die unkundigen Leser folgende Erläuterungsverse bei:

Non est liber legendus hic ceu ceteri.
Faciem sinistra dextera dorsum tene
Et de sinistra paginas ad dexteram
Quascumque verte. Quae latina videris
Legito latine; hebraea si sint insita
A dextera legenda sint sinistrorsum.

Denn man muß sich immer gegenwärtig halten, daß es sich hier um ein Elementarwerk handelte. Wir mögen ein solches Bemühen belächeln, dürfen aber dabei nicht vergessen, daß es für jene Zeit eine Riesenleistung war: ohne ständigen Lehrer, ohne genügende Hilfsmittel hat der eifrige Gelehrte hier einen Leitfaden und eine Wörtersammlung geschaffen, die grundlegend für spätere Jahrhunderte geworden sind. Erst durch die glücklichen Bemühungen dieses ernsten und gewissenhaften Forschers gelang es den Deutschen in die Hebraica veritas, wie Reuchlin den hebräischen Bibeltext nannte, einzudringen; erst durch seine Lehre wurde es möglich, den vielfach verderbten lateinischen Text von Fehlern zu reinigen; ohne seine Arbeit wäre Luthers staunenswerte Leistung nicht denkbar. Die Späteren, die es in genauer Kenntnis der Einzelheiten, in wissenschaftlicher Methode viel weiter brachten als Reuchlin, haben daher mit Dankbarkeit das stolze Wort bestätigt, das der sonst bescheidene Gelehrte im Vollbewußtsein seiner Leistung niederschrieb: exegi monumentum aere perennius (ich habe ein Denkmal errichtet, dauernder als Erz).

Zwölf Jahre später, nachdem inzwischen die deutschen Druckereien in den Besitz hebräischer Typen gelangt waren, einzelne Übersetzungen biblischer Stellen zugleich mit hebräischem Texte veröffentlicht worden waren, folgte ein neues Werk „De accentibus et orthographia". Es richtet sich nicht an einen

so großen Kreis wie das erste, lehrt die Akzente, die Andeutungen des rednerischen Maßes, die musikalischen Zeichen, und ist namentlich in letzterer Beziehung, da es vielleicht die ersten gedruckten Noten alter Melodien mitteilt, von außerordentlichem Wert. Es ist weit gelehrter als das erste Buch und beweist die außerordentliche Sorgfalt, die der Gelehrte seinem Lieblingsstudium zuwandte. Es ist auch unabhängiger von der rabbinischen Führung. Aber bei dem speziellen Inhalt dieses zweiten Werkes mußte es einem weit kleineren Kreise dienen, als jenes und auch seine Wirkungen waren auf eine kleine Zahl von Liebhabern beschränkt.

Für Reuchlin war das Studium des Hebräischen nicht Selbstzweck. Er war weder ausschließlich Philologe, der nur an der Fremdheit der Sprache oder an ihrer Gesetzmäßigkeit Gefallen fand, nicht allein Theologe, der sich vollständig mit dem Erweckungsdienst begnügte, den er der Bibel leistete, sondern Philosoph. Das Studium des Hebräischen war ihm Mittel zum Zweck; es reizte ihn die jüdische Geheimlehre, die Kabbalah zu ergründen. Vielleicht war dies Verlangen schon von vornherein mächtig in ihm, es wurde bestärkt durch die Bekanntschaft mit dem erhabenen italienischen Philosophen Pico della Mirandola, die er in Italien gemacht hatte. Die Weisheit der Kabbalah verkündete er in zwei Werken „De verbo mirisico" (vom wundertätigen Wort) 1494, und „De arte cabbalistica" (von der kabbalistischen Kunst) 1517. Beide Werke haben die Form von Unterredungen, an denen Juden teilnehmen; der jüdische Unterredner der ersten Werkes führt den Namen Baruchias, der des zweiten den Namen Simon.

Das wundertätige Wort, dessen Kraft im ersten Buche dargetan werden soll, ist das Tetragrammaton יהוה, „jene unvergleichliche Bezeichnung, von den Menschen nicht erfunden, sondern ihnen nur durch Gott anvertraut, ein heiliger und hochzuverehrender Name, der Gott besonders in der Urreligion zukommt, der Allmächtige, den die Überirdischen anbeten, die Unterirdischen fürchten, die Natur des Weltalls küßt".

Dieses Wort stellt die Verbindung her zwischen dem endlichen Menschen und dem unendlichen Gott. Diese große Bedeutung des wunderbaren Wortes kommt daher, weil jeder Buchstabe desselben seinen geheimnisvollen Inhalt hat. Der erste Buchstabe, ein Jod, der Gestalt nach ein Punkt, dem Zahlwert nach = zehn, deute Anfang und Ende aller Dinge an, der zweite He, als Zahlzeichen fünf, die Vereinigung Gottes (Dreieinigkeit) und der Natur (Zweiheit nach Plato und Pythagoras); der dritte Waw, dem Zahlwert gleich sechs, das Produkt der Einheit, Zweiheit, Dreiheit; der vierte He, dem zweiten gleich, bedeute die Seele, die das Medium zwischen Himmel und Erde, wie die Fünf Mitte zwischen der Einheit und der heiligen Zehnzahl sei. Ist schon in dieser Namenserklärung eine Vereinigung der christlichen und jüdischen Lehre angedeutet, ein Hineingeheimnissen der christlichen Mysterien in den jüdischen Gottesnamen, so soll durch die weitere Ausführung bewiesen werden, daß der Name Jesu (יהשוה) nichts sei als eine Vermehrung des Tetragrammaton durch einen Buchstaben und zwar den ſ-Laut, der etwas Heiliges habe, da er im Hebräischen zur Bildung der Worte „heilige Feder, heiliger Name, heiliges Öl" diene. Demgemäß sei der Name Jesu und die durch ihn begründete christliche Lehre der Höhepunkt der philosophischen Bildung der Welt.

Aufgabe des zweiten Werkes ist zunächst der Beweis, daß die messianische Lehre, die, obwohl von Bibel und Talmud vorher verkündet, durch die jüdischen Erklärer nicht recht verstanden worden, der eigentliche Gegenstand der Kabbalah sei. Dieselbe Lehre nun sei auch der Grundstein der pythagoräischen Philosophie. Letztere habe indessen mit jener jüdisch-philosophischen Richtung auch die mannigfachsten Berührungspunkte in den großen Grundsätzen der Moral und den geheimnisvollen Wegen der Erkenntnis gemein. Der Erörterung dieser Geheimnisse, nämlich der 50 Pforten der Erkenntnis, der 32 Pfade, die zur Wahrheit führen, und der 72 Engel, welche die Vermittlerrolle zwischen Gott und Menschen spielen,

ist ein großer Teil des Werkes gewidmet. Ein nicht minder großer der formellen Kabbalah, der kabbalistischen Kunst, deren Wesen darin besteht, aus den Worten einen tieferen Sinn als den gewöhnlichen zu entnehmen und zwar 1. durch Umstellung der Buchstaben innerhalb eines Wortes (Gimatria), 2. durch Auseinanderzerrung der Buchstaben eines Wortes, dergestalt, daß jeder als Anfangsglied eines neuen betrachtet wird (Notarikon), 3. durch eine derartige Vertauschung der Buchstaben, daß für den ersten des Alphabets der letzte, für den zweiten der vorletzte uns so fort gesetzt wird.

Beide Werke, so gelehrt sie auch sind, wurden in jüdischen Kreisen kaum beachtet, da man in ihnen weit bessere Führer zu jener geheimnisvollen Welt besaß, und fanden in christlichen Kreisen neben wenigen Gläubigen zahlreiche lächelnde und manche zürnende Ungläubige; ihre Wirkung ist daher in keiner Weise mit der zu vergleichen, die von den sprachlichen Studien ausging. Und doch muß man sich hüten, diesen Arbeiten mißbilligend oder gar verachtend gegenüber zu stehen. Es sind nicht Träumereien eines Müßigen und noch weniger Verkehrtheiten eines Wundersüchtigen; vielmehr zeigt sich auch in ihnen das Bestreben eines ernsten Mannes zur Wahrheit und zu höherer Geistesbefriedigung vorzudringen. Reuchlins Streben wird gekennzeichnet durch den Satz, den er von den Kabbalisten braucht: „Sie begehren nichts anderes, als den Menschengeist zu Gott emporzuheben, sich vollkommene Glückseligkeit zu bereiten; schon in diesem Leben erwirbt sich der Mensch, wenn er diese Wissenschaft betreibt, Seligkeit, ewige Freude aber in jenem".

Und gewiß mag man auf den ernsten Forscher den schönen Ausspruch Wielands anwenden: „Reuchlin sprach zur orientalischen Literatur das Machtwort Stehe auf, komme herauf, Toter! Der Tote kam, wie er war, mit rabbinischen Grabtüchern umwunden, sein Haupt mit dem Schweißtuch der Kabbalah verhüllt; das zweite Wort war und ist ungleich leichter: Löset ihn auf und lasset ihn gehen und

das ist das gelobte Verdienst der Folgezeiten Reuchlins gewesen".

Durch diese hebräischen und kabbalistischen Studien wurde unser Forscher auch genötigt, dem Wesen der Juden eine Beachtung zu gönnen. Sie war nicht immer günstig. Ja ein Jahr bevor er das erste Hauptwerk veröffentlichte, das dem Studium der hebräischen Sprache galt, schrieb er eine kleine Schrift, die man geradezu als eine antisemitische bezeichnen kann. „Tütsch missive warumb die Juden so lang im Ellend sind." Er gab darin einem Edelmann, der ihn um Rat gefragt hatte, an, er möge seinen Juden als Grund ihres langen Herumirrens in der Fremde vorhalten, daß sie ehemals den Messias getötet hätten und jetzt Christus, Gott Vater und die Jungfrau Maria täglich verspotten. Solche Lästerungen fänden sich besonders in dem Büchlein Nizachon und anderen, vornehmlich in dem Gebete Veleschumadim. Ihre einzige Rettung bestehe darin, daß sie zum wahren Glauben bekehrt und aus dem Gefängnis des Teufels erlöst werden mögen. Zum Schluß erbot er sich selbst, die Willigen im rechten Glauben zu unterweisen.

Gewiß sind die Anklagen, die hier gegen die Juden erhoben werden, unbegründet, aber doch unterscheidet sich die milde Art, in der in unserer Schrift die Unterweisung der Juden in friedlicher Form beantragt, nicht durch Gewaltsamkeit erzwungen werden soll, vorteilhaft von den Gewaltsmaßregeln, die große Gelehrte, wie Ulrich Zasius und blinde Fanatiker, wie Johannes Pfefferkorn, beantragten.

Der letztere griff störend in die ruhige wissenschaftliche Arbeit unseres Gelehrten ein und zwang ihn, der sich am wohlsten in der Einsamkeit seines Studierzimmers fühlte, auf den offenen Markt zu treten. Pfefferkorn, von Geburt Jude, vielleicht aus Nürnberg stammend, ein ungebildeter und unredlicher Handwerker, der wegen Diebstahls gefangen, ein Wanderleben führte, währenddessen er auch Wuchergeschäfte betrieb, war 1505 in Köln zum Christentum über-

getreten und erschien den dortigen Dominikanern als das geeignete Subjekt, den Kampf gegen die Juden aufzunehmen. Seine schwachen Kenntnisse und seinen blinden Haß gegen die ehemaligen Glaubensgenossen benutzten jene, um in zahlreichen Schriften, die den Namen des Täuflings führten, gegen die Juden aufzutreten. Schon in seiner ersten Broschüre „Der Judenspiegel" 1507 stellte er das Programm auf, das er in beständigen Wiederholungen erneuerte und verschärfte: Wegnahme der Bücher der Juden, Verbot des Wuchers, Nötigung christliche Predigten zu besuchen. Neben diesen Forderungen erhob er die Anklage, die Juden seien grimmige Feinde der Christen und ihres Glaubens, und stellte die Behauptung auf, sie meinten es gar nicht ernst mit ihren Überzeugungen. Das Programm wurde weiter ausgeführt, Anklage und Behauptung näher begründet, in zwei Schriften des Jahres 1508 „Judenbeichte" und „Osternbuch" und in dem Pamphlet des Jahres 1509, das schon durch den Titel seine Gesinnung offenbarte: „Judenfeind". Waren die beiden ersteren dazu bestimmt, die Lächerlichkeit der jüdischen Gebräuche darzutun, so war die Aufgabe des letzteren die, die Christenfeindschaft der Juden offen darzulegen und ihre Gefährlichkeit sowohl durch ihren Wucher, als namentlich durch die von ihnen geübte ärztliche Kunst zu erweisen.

Im Gegensatz zu vielen anderen Judenfeinden begnügte sich Pfefferkorn, auch darin wahrscheinlich durch die Kölner Mönche angestachelt, nicht mit schriftstellerischen Anklagen, sondern versuchte nun praktisch gegen seine Feinde vorzugehen. Als bestes Mittel, ihre Bekehrung zu erzwingen, oder sie zum freiwilligen Verlassen Deutschlands zu veranlassen, erachtete er die Wegnahme ihrer Bücher.

Zu solchen Versuchen bedurfte er der Unterstützung der weltlichen Macht. Er erlangte diese, eine Ermächtigung des Kaisers Maximilian, durch die Fürsprache von dessen Schwester Kunigunde und verfehlte nicht, in einer besonderen Schrift dem Kaiser zu danken und in einer anderen den geistlichen

und weltlichen Fürsten die Ermahnung auszusprechen, sein löbliches Unternehmen zu fördern. Er begann auch in Frankfurt und in den rheinischen Städten sein Werk, brachte viele Kisten von Büchern zusammen, deren Inhaltsverzeichnis sich erhalten hat und neuerdings gedruckt worden ist, ohne daß es, infolge der sehr summarischen Bezeichnung der zusammengebrachten Bücher, uns einen wirklichen Einblick in die also weggenommene Literatur verschafft.

Nicht lange konnte er seine Bemühung fortsetzen. Der Erzbischof von Mainz, Uriel von Gemmingen, trat ihm entgegen, erhielt vom Kaiser die Leitung des ganzen Unternehmens und forderte einige hervorragende Gelehrte, darunter Reuchlin, zu einem Gutachten auf. Dieses Gutachten nun ist ein unverwelklicher Ruhmestitel des wackeren Gelehrten.

Das Gutachten teilt die Schriften der Juden in sechs Abschnitte. Es bespricht zuerst den Talmud, dessen schwere Sprache und seltsamen Inhalt es zugesteht. Trotzdem sei seine Vernichtung nicht angängig, da Unvernünftiges neben Vernünftigem stehe, Aberglaube mit dem Glauben eng verbunden sei; da ferner Christus selbst geboten habe, die rabbinischen Schriften zu wahren und da endlich es von Gott untersagt sei, das auszurotten, was man für schlecht halte. Zweitens, eine Verteidigung der Kabbalah sei unnötig, seitdem sie durch Picos glanzvolle Leistung so herrlich gerechtfertigt sei. Drittens, die Glossen und Kommentare zur Bibel seien in ihrem Nutzen auch von den früheren christlichen Erklärern anerkannt. Predigten und Gesangbücher seien auch von den ehemaligen Päpsten ausdrücklich geschützt. Fünftens und sechstens: poetische, philosophische, naturwissenschaftliche und satirische Schriften böten keinen Grund zur Verfolgung.

Nach dieser Durchnahme der einzelnen Schriften kommt Reuchlin zu der Folgerung, daß man kein Recht habe, gegen die Juden und ihr Schrifttum aufzutreten. „Wir und sie", sagt er, „sind eines einigen römischen Reiches Mitbürger und sitzen in einem Bürgerrecht und Burgfrieden". Und ferner, „der

Jude unseres Herrgott alswohl als ich steht er, so steht er seinem Herrn, fällt er, so fällt er seinem Herrn, ein jeglicher wird für sich selbst müssen Rechnung geben. Was sollen wir eines anderen Seele urteilen, Gott ist wohl so mächtig, daß er ihn mag aufrichten". Und endlich tut er dar, daß der Glaube des einen von dem anderen nicht untersucht werden dürfe. „Aber die Juden in Dingen, die ihren Glauben betreffen, sind sie allein sich selbst und sonst keinem Richter unterworfen, soll auch darüber kein Christ mögen erkennen. . . . Denn sie sind kein Glied der christlichen Kirche und so geht uns ihr Glaube nichts an."

Das war Reuchlins Gutachten, nach den Worten Rankes „ein schönes Denkmal reiner Gesinnung und überlegener Einsicht".

Die sonst eingeholten Gutachten der Universitäten Mainz und Köln standen auf dem entgegengesetzten Standpunkt, während sich die von Erfurt und Heidelberg mit dem Reuchlins einigermaßen begegneten. Bevor irgendeine Entscheidung erfolgen konnte, hatte Pfefferkorn, der sich die Reuchlinsche Auseinandersetzung zu verschaffen gewußt hatte, in seinem „Handspiegel" 1511 diesen als Judengönner denunziert und ihn als Unwissenden hinzustellen versucht. Solche Angriffe wehrte der Beschuldigte in seinem „Augenspiegel" ab, veröffentlichte darin, um weiteren Kreisen seine Meinung darzulegen, sein Gutachten und erhob sich in edlem Zorn gegen die Anklage der Bestechung durch die Juden, an der es der unwürdige Gegner gleichfalls nicht hatte fehlen lassen. „Fürwahr nun habe ich ihnen nie Dienste getan, besonders wider die christliche Kirche und darauf sagt ich bei dem höchsten Glauben, daß ich all meine Lebtage von meinen kindlichen Zeiten bis auf diese Stunde von Juden noch von ihrer Seite weder Heller noch Pfennig, weder Gold noch Silber, weder Kreuz noch Münze empfangen, genommen noch verhofft habe. Mir hat all meine Lebtage kein Jude eine Gabe verheißen noch versprochen um irgendeiner Sache willen und insonderheit

auch diesen Ratschlag betreffend, hat mir kein Jude weder Dienst noch Belohnung erboten noch gegeben. Und wer von mir zur Verletzung meiner Ehre anders geschrieben oder geredet hat oder anders noch redet, der lügt als ein leichtfertiger, ehrloser Bösewicht."

Mit dieser entschiedenen Abfertigung war Pfefferkorn für Reuchlin abgetan; alle die wilden Angriffe, mit denen dieser bis 1521 fortfuhr, blieben unbeantwortet. Statt dieses Privatstreites erhob sich nun ein allgemeiner. Denn die Kölner Mönche versuchten die Sache ihres Schützlings zu ihrer eigenen zu machen und den Gelehrten, den sie für einen gefährlichen Ketzer erachteten, vor das geistliche Gericht zu ziehen, ihm wegen seines widerchristlichen „Augenspiegels" den Prozeß zu machen. Sie konnten zunächst nicht wissen oder verbargen es sich selbst in ihrer Kurzsichtigkeit, daß sie nicht mit einer Einzelperson zu tun hatten. Freilich hatte Reuchlin, der mit einem der Kölner, Konrad Collin, im Briefwechsel stand, diesen gemahnt: „Welche Bewegung müßte es verursachen, unter den Kriegsleuten von Adel und Unadel, auch jenen, welche die Brust ohne Harnisch, aber voller Narben haben, wenn ein Redner mit der Kraft eines Demosthenes ihnen Anfang, Mitte und Ende dieses Handels entwickeln und zeigen würde, wem es dabei um Christus und wem um den Beutel zu tun gewesen. Und glaube mir, zu jener Zahl der Starken würden sich auch die Poeten und die Historiker gesellen, von denen in dieser Zeit eine große Anzahl lebt, die mich als ihren ehemaligen Lehrer wie billig ehren; sie würden ein so großes Unrecht, von meinen Feinden an mir verübt, dem ewigen Andenken übergeben und mein unschuldiges Leiden schildern, zu Eurer hohen Schule unvergänglicher Schmach".

Was Reuchlin ahnte, trat ein. Es entstand ein gewaltiges Ringen zwischen den Humanisten, den Vertretern der freien Wissenschaft, die ebensowohl das Recht der freien Meinungsäußerung verteidigten, wie als Schützer einer bedrohten Literatur auftraten, gegen die als Dunkelmänner gebrand-

markten Theologen, die zunächst vorgaben, einem Laien zu verwehren, „sich um theologische Subtilitäten zu kümmern", in Wirklichkeit die Kirche als unbedingte Herrin und Richterin, auch in literarischen Dingen, durchzusetzen suchten. Dieser Streit der Humanisten mit den Kölnern hat es mit der Judenbücherfache kaum mehr zu tun. Vielmehr handelt es sich in den unzähligen Pamphleten, poetischen und prosaischen, ernsten und satirischen, nur um eine Verspottung der Unwissenheit und Unsittlichkeit der Mönche, wobei auch Pfefferkorns Weibchen häufig als galante Dirne erscheint; vor allem aber, um eine Verherrlichung Reuchlins, als des großen Gelehrten, des Führers der Jugend im literarischen Kampf.

Reuchlin selbst, der bisher — solange es sich um Dinge handelte, die den Behörden oder der großen Menge vorzutragen waren — der deutschen Sprache sich bedient hatte, gebrauchte von nun an die Sprache der Gelehrten. In seiner „Verteidigung gegen die Kölner Verleumder" 1513 ging er unbarmherzig mit seinen Gegnern ins Gericht und sparte so wenig wie sie kräftige Schimpfworte. Um aber der Gelehrtenwelt, auch denen, die bisher seinen Kreisen fernstanden, zu zeigen, was für ein Mann er sei, wie aus ganz Deutschland und selbst aus dem Auslande gelehrte Anfragen, Anerkennungen und Huldigungen an ihn gelangt seien, ließ er 1514 eine Sammlung „Epistolae clarorum virorum" ausgehen, der fünf Jahre später die Sammlung „Epistolae illustrium virorum" folgte, ein lauter Chor von begeisterten Zurufen aus aller Welt, lebhaftesten Anerkennungen seiner Leistungen und beredtesten Ermunterungen zum Ausharren im Streit.

Unterdes war es wirklich zum Prozesse gekommen. Der Kaiser hatte die Angelegenheit dem Erzbischof von Speier übertragen, und dieser fällte (29. März 1514) ein für Reuchlin günstiges Urteil, d. h. eine Erklärung, daß der „Augenspiegel" — denn nur um diesen drehte sich der Prozeß — kein ärgerliches Buch sei und daher nicht verurteilt werden dürfe. Mit diesem

Urteile jedoch begnügten sich die Kölner nicht und glaubten es, trotz der sehr vernehmlichen Art, in der sich die deutschen Humanisten schon damals aussprachen, um so weniger tun zu dürfen, als ihnen eine erwünschte Hilfe aus Paris kam, dadurch, daß die dortige alte und ehrwürdige Universität sich durchaus auf ihre Seite stellte. Sie schickten den Ketzermeister Jakob von Hochstraaten, der ebenso wie zwei andere Kölner Magister, Arnold von Tungern und Ortwin Gratius, die literarischen Vertreter und Wortführer der Kölner waren, nach Rom, um dort die Sache ihres Ordens, oder wie sie vorgaben, die Sache des Glaubens, beim Papste zu führen. Aber auch Reuchlin war nicht müßig. Er bemühte sich nicht nur einen tüchtigen Sachwalter zu gewinnen, sondern die gelehrten Kardinäle und den renaissancefreundlichen Papst Leo X. günstig für sich zu stimmen. Es verdient besondere Hervorhebung, daß unter den Männern, an die er sich wandte, und zwar mit einem hebräischen Briefe, auch der jüdische Leibarzt des Papstes, Bonet de Lates, sich befand, ein gelehrter, auch der Kabbalah geneigter Mann, der dem deutschen Gelehrten sein Wohlwollen bezeugte, und der, wie man annehmen darf, seine Vertrauensstellung zum Eintreten für den Angegriffenen verwandte. Aber eine völlige Bestätigung des Speierer Urteils, eine Zurückweisung der von den Kölnern eingelegten Berufung, ließ sich nicht erwirken. Vielmehr verwies im Gegensatz zu der für Reuchlin sehr günstigen Entscheidung der dafür eingesetzten Spezialkommission (2. Juni 1516), die wenige Wochen später erfolgte Entscheidung des Papstes beide Parteien, in einem sogenannten Mandatum de supersedendo zu ewigem Stillschweigen, ließ also die Angelegenheit unentschieden oder vertagte das wirkliche Urteil. Wenige Jahre später, 1520, erfolgte ein solches und zwar, wie damals kaum einer erwartete, heute die meisten schwer begreiflich finden werden, in einem Reuchlin ungünstigen Sinne (20. Juni 1520). In dieser Entscheidung wurde die Speierer Sentenz für ungültig erklärt, der „Augenspiegel" als ein ärgerliches,

frommen Christen anstößiges, den Juden unerlaubt günstiges Buch verdammt, Reuchlin zu ewigem Stillschweigen und zur Zahlung der gesamten Kosten des Prozesses verurteilt. Von diesem Urteil wurde freilich so wenig Aufhebens gemacht, daß es erst mehr als 3½ Jahrhunderte später allgemeiner bekannt geworden ist.

Man wird es zunächst schwer begreiflich finden, daß ein Papst, wie Leo X., ein gelehrter Mann, der eine hebräische Druckerei in Rom errichtete und eine Professur des Hebräischen dort begründete, der die Widmung von Reuchlins „de arte cabbalistica" angenommen hatte und der als großer Gönner der Gelehrten, selbst der am freiesten denkenden galt, der auch im vertrauten Kreise manch freies Wort über das Christentum sprach und jedenfalls gern anhörte, zu einer solch schweren Verurteilung sich hinreißen ließ.

Um dies verständlich zu machen, muß man die Unentschiedenheit des Papstes, seine Schwäche den starken Einflüsterungen der pfäffisch Gesinnten gegenüber erwägen und ferner die Zeitverhältnisse bedenken. Damals war Luther aufgetreten und die schlimmste Gefahr bedrohte den päpstlichen Stuhl und die katholische Kirche. Auch Luther hatte, wie so viele, Reuchlin gehuldigt; aus Reuchlins Anhängern rekrutierte sich die Schar der begeisterten Jünger Luthers; den Gegnern beider war es leicht, den ängstlichen Papst zu überzeugen, daß diese beiden Angelegenheiten, die im Grunde gar nichts miteinander zu tun hatten, eng verflochten, daß die Reformation nur eine Tochter des Humanismus, daß Luthers Schriften und Taten nur eine Folge der Reuchlinschen Bemühungen seien.

Was aber wollte die päpstliche Entscheidung besagen? Im Grunde bedeutete sie nur für den alten Gelehrten einen pekuniären Verlust, denn in Deutschland war der Streit durchaus für ihn entschieden. Die öffentliche Meinung hatte sich von 1514 an so durchaus für ihn erklärt, daß er als Sieger allgemein gefeiert und auch nach der päpstlichen Entscheidung

als solcher erklärt ward. Wie in den Dunkelmänner-Briefen mit meisterhafter Satire die Antireuchliniſten als Unwiſſende, ungeſittete Geſellen verhöhnt, die Reuchliniſten dagegen als die freien Vertreter fröhlicher Wiſſenſchaft gefeiert wurden, ſo ertönten Jubellieder in ganz Deutſchland. In feurigen Reden eines Ritters, wie Hermann von Neuenahr, in begeiſterten Gedichten eines Herman Buſch und Eoban Heſſe, in witzigen Schriften des wackeren Willibald Pirckheimer, in lebhaften, glanzvollen Dialogen Ulrichs von Hutten wurde Reuchlin als der unbeſiegliche Geiſtesheld und die von ihm vertretene Sache als die der Freiheit, der Wiſſenſchaft und des wahren Glaubens gefeiert. Kurze Zeit, bevor die päpſtliche Entſcheidung erging, war eine große Zeichnung mit begleitenden Verſen erſchienen, die den „Triumph Reuchlins“ (triumphus Capnionis) verherrlichte. Hier war dargeſtellt, wie völlig die Gegner beſiegt waren. In dem feſtlichen Zuge, der nach antiker Weiſe den Triumph verherrlichte, wurden die Waffen und die Götzen der Überwundenen vorangetragen, z. B. die vier Ungetüme, Aberglaube, Barbarei, Unwiſſenheit und Neid. Darauf folgten in Ketten die beſiegten Feinde: Hochſtraaten, der Feuermann, der Feuer frißt, Feuer ſpeit, der trunkene, neidiſche Ortuin, der ehrſüchtige, ſcheinheilige Arnold von Tungern, der Judas Pfefferkorn. Nach Opferſtieren, Muſikern und Sängern folgte auf einem mit Blumen gezierten Wagen die ehrwürdige Geſtalt des Triumphators ſelbſt, die grauen Schläfen mit Lorbeer und Epheu umwunden, den „Augenſpiegel“ in der rechten und einen Ölzweig in der linken Hand; zum Beſchluß die Schar der Gelehrten und Poeten, die gleich dem Triumphierenden, ja durch ihn von dem Untergang befreit waren, der ihnen von den Dunkelmännern zugedacht war.

Nur einer triumphierte nicht, nämlich Reuchlin ſelbſt. Freilich, er nahm ſeine Anſichten nicht zurück. Ja er hörte ſo wenig auf, die geliebte hebräiſche Sprache zu pflegen, daß er noch nach dieſer Entſcheidung einem Rufe folgte, an der

Universität Ingolstadt zu lehren. Aber ein öffentliches Auftreten vermied er, und wenn er sich auch nicht geradezu dem Papste und dessen Entscheidung unterwarf, so erklärte er in einem, freilich nicht erhaltenen, aber durch ein vollgültiges Zeugnis als echt erwiesenen Briefe, den er an die bayerischen Fürsten richtete, daß er Luthers Werk mißbillige und in der alten Kirche lebe und sterbe. Er mußte sich deswegen eine herbe Abfertigung Huttens gefallen lassen, der früher so mutig und entschieden für ihn eingetreten war. Der ehemalige Kampfgenosse wies den Meister darauf hin, daß er einen solchen Versuch, sich von Rom zu befreien, mißbillige und es für unehrenhaft halte, „daß Du eine Partei bekämpfst, der, wie Du siehst, diejenigen angehören, deren Gesinnungsgenosse Du in jeder ehrenhaften Sache sein solltest".

So endete der Reuchlinsche Streit. Mit einer faktischen Verurteilung dessen, der für die jüdische Literatur eingetreten war und doch mit einem Siege dieser Literatur und im Zusammenhange damit einem Siege der Freiheit der Wissenschaft. Denn unmittelbar nach jenem verhängnisvollen Jahre wurden an deutschen Universitäten Lehrstühle für das Hebräische errichtet; gar manche Druckerei sorgte dafür, daß hebräische Texte gedruckt, Lehrbücher über die hebräische Sprache veröffentlicht wurden. Kein Mensch dachte daran, die Publikation solcher Erscheinungen zu hindern, und noch weniger daran, die Bücher der Juden fortzunehmen oder zu vernichten.

Eine unmittelbare Wirkung auf die Juden übte Reuchlin nicht. Nimmt man die Unterstützung jenes jüdischen Leibarztes des Papstes aus, die früher angedeutet wurde, so kann man auch von einer Beteiligung irgendeines Juden bei der ihnen drohenden Gefahr kaum sprechen. Ja noch mehr, auch in den jüdischen Schriften des 16. Jahrhunderts wird der ganzen Sache keine Erwähnung getan, das historische Werk Zemach David von David Gans, Prag 1592, weiß von der Reuchlinschen Sache nicht das geringste, nur in einem philosophischen Werke „Buch des Lebens" des Friedberger Rabbiners Chajim

ben Bezalel, Krakau 1593, kommt eine kurze Erwähnung des Reuchlin-Pfefferkornschen Streites vor, ohne daß freilich der Name der Beteiligten erwähnt wird. Von Reuchlin heißt es: „da erweckte Gott den Geist eines weisen Christen, der vor Fürsten und Völker hintrat und Achtung vor dem Talmud lehrte". Und nachdem der Inhalt seines Gutachtens mit ein paar nichtssagenden Phrasen angedeutet worden, fährt der Verfasser fort: „die Verteidigungsrede dieses weisen Christen gefiel dem Könige und den Fürsten; die Verleumder aber gingen beschämt davon".

Aber auch das Wesen seines Studiums und seines Kampfes wurde zunächst nicht fortgesetzt. Die Juden arm, bedrückt, dem Kampf um die tägliche Notdurft preisgegeben, standen damals zu sehr außerhalb der geistigen Bewegung, als daß sie diese mit ihrer Kenntnis hätten fördern sollen. Die gelehrten christlichen Hebraisten jener Zeit aber glaubten genug zu tun, wenn sie die Kenntnis der Sprache förderten, vermochten es aber nicht, das Problem des Zusammenhanges zwischen Judentum und Christentum zu verfolgen, ja rührten überhaupt kaum daran, begnügten sich höchstens damit, in dem Christentum nicht etwa die Schülerin, sondern die Erfüllung des Judentums zu sehen. Und jetzt? Wir verlangen gewiß keinen neuen Pfefferkorn, um so weniger als es an Überläufern und geborenen Christen nicht fehlt, die, wenn es anginge, sein Werk fortsetzen möchten; aber ein Reuchlin unter den Christen täte not, der mit ebenso eindringender Kenntnis wie hingebender Liebe sich in die jüdische Literatur zu versenken, ihren weltgeschichtlichen Einfluß zu verfolgen wüßte.

An Lob und Ruhm hat es Reuchlin auch nach seinem Tode nicht gefehlt. Es gibt ein wenig bekanntes Gedicht Goethes, in dem sich dieser mit dem berühmten Gelehrten vergleicht und sich wünscht, daß auch für ihn Helfer erstehen, gleich Hutten und Sickingen, die ihn schützen mögen „gegen die obskuren Kutten, die mir zu schaden sich verquälen", ein Gedicht, das mit den Versen beginnt:

„Reuchlin, wer will sich Dir vergleichen,
Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen".

Drei Jahrhunderte vorher wurde eine noch entschiedenere Verherrlichung Reuchlins geschrieben und bald nachher veröffentlicht. Sie rührt von Desiderius Erasmus, dem großen Zeitgenossen Reuchlins, her, der sich trotz aller seiner sonstigen Zurückhaltung zu dem Angegriffenen gesellt und mutige Worte an dessen Gegner gerichtet hatte. Nun, nach dem Tode des Verehrten veröffentlichte er eine „Apotheose Reuchlins", eine Vision, die ein Franziskaner in der Todesstunde des Gefeierten gehabt haben soll:

Jenseits einer Brücke, die über einen Bach führte, erblickte der Seher eine herrliche Wiese. Auf die Brücke zu schritt Reuchlin in weißem Gewande, hinter ihm ein schöner Flügelknabe, sein guter Genius. Große schwarze Vögel verfolgten ihn mit Geschrei, er aber wandte sich um und verjagte sie. An der Brücke empfing ihn der heilige Hieronymus und begrüßte ihn als Kollegen der Sprachgelehrsamkeit. Die Wiese und die Luft war mit Engeln angefüllt; auf einem Hügel, der sich auf der Wiese erhob, erhob sich vom offenen Himmel eine Feuersäule nieder, in dieser stiegen die beiden Seligen, sich umarmend, unter dem Gesang der Engelchöre empor.

Zum Range eines Engels und eines Heiligen erheben wir keinen Menschen. Aber wir preisen Reuchlin, weil er sein Lebenlang der Wahrheit diente und preisen ihn doppelt, weil dieser Dienst auch für uns Juden ein heilbringender und segenspendender war. Wäre er ein Kämpfer gewesen, der den Streit, wenn auch zunächst wegen des Zieles, doch auch um des Ringens selbst willen liebte, so hätte er wie sein Gesinnungs- und Zeitgenosse Hutten sagen können: „Die Wahrheit muß herfür". Wäre er geschwellt gewesen von dem Selbstbewußtsein, das mancher besitzt, der etwas gewirkt hat, so hätte er als Wahlspruch das von Rousseau angewendete Wort genommen: „Das Leben für die Wahrheit verwenden vitam impendere vero". Er aber war nur ein stiller Forscher,

ein eifriger Gelehrter, der den Kampf nur aufnahm, wenn er ihm aufgenötigt wurde und der nur selten ein Wort des Selbstlobes für sich fand. Und darum sprach er das rührende Wort: „Ich verehre den heiligen Hieronymus, ich gebe dem Nicolaus de Lyra die Ehre, die ihm gebührt, sed veritatem colo ut deum, aber nur die Wahrheit bete ich an als Gott."

3. Moses Mendelssohn.

Am 15. Februar 1909 wurde in Berlin ein schlichtes Denkmal für Mendelssohn enthüllt. Es ist nicht das erste, das dem Berliner Weltweisen zuteil wurde. In Dessau erhebt sich ein weithinragendes Denkmal, zu dem nicht nur die Juden Deutschlands und aller Orten, sondern auch die Freunde der deutschen Literatur beigetragen haben. Aber schon weit früher hatte man ein Denkmal für ihn geplant. Unmittelbar nach seinem Tode wurde durch J. G. Müchler der von diesem in Gemeinschaft mit Mendelssohn gefaßte Plan, den Philosophen Leibniz, Lambert, Sulzer in Berlin ein Denkmal zu errichten, zu dem Gedanken erweitert, den drei Genannten Mendelssohn anzuschließen. Der Plan wurde besonders von dem Historiker Archenholz gefördert und der König Friedrich der Große um seine Erlaubnis angegangen. Er soll geantwortet haben: „Was fragt Ihr mich, was geht mir die Einkleidung der Sache an? Wisset Ihr nicht, daß ich jede Religion und besonders den Gelehrten und Weisen schätze?" Er gab eine größere Summe für das Unternehmen, zu dessen Ausführung der Architekt Langhans gewonnen wurde. Aber die Sache kam nicht recht vom Fleck. 1793 fragte Archenholz, was mit den Geldern geschehen solle; das Komitee, in dem sich Biester, Engel, Müchler, Nicolai, auch Friedländer, Herz und Itzig befanden, wandte sich an das Baudepartement, um von ihm Material zu erhalten, und erhielt darauf eine Wöllner unterzeichnete Antwort des Inhalts: eine königliche Genehmigung vermöchten sie nicht zu geben, „so sehr ein jeder Deutscher

das rühmliche Unternehmen billigen wird, daß vier großen Männern der deutschen Nation ein öffentliches Denkmal errichtet werde". Infolge dieser Entscheidung wurde die Sache auf ruhigere Zeiten verschoben.

Als dann Friedrich Wilhelm IV. bald nach seiner Thronbesteigung ein Ehrendenkmal für seinen großen Vorgänger errichten wollte, dessen herrliche Reliefs die Vertreter der gesamten Fridericianischen Zeit, Generäle, Minister, Gelehrte, Dichter, Künstler zur Darstellung brachten, — da wurde, man weiß nicht, ob auf direkten Befehl oder aus unverzeihlicher Nachlässigkeit, der Jude ausgelassen.

Der Mann, dessen Andenken nun verewigt ist durch einen schlichten Stein in der Stadt, in der er länger als vierzig Jahre wirkte, nicht weit von der Stätte, wo er wohnte, und ganz nahe an seinem Begräbnisplatz, hat sich ein dauerndes Andenken durch sein Wirken verschafft. Er kann auch der neuen Generation vorbildlich erscheinen als Jude, als Deutscher und als Mensch.

Das schöne Wort, das Goedeke einmal von Luther brauchte: er gab mancher Richtung das Dasein, allen die Weihe, kann man in gewisser Art auf Mendelssohn übertragen. Er pflegte die verschiedensten Zweige der jüdischen Literatur und zwar in einer Art, die diese Gegenstände aus ihrer bisherigen unwürdigen Behandlung erhob, sie vertiefte und veredelte. Er war zwar kein großer Talmudist, aber er verstand es, seine Kenntnisse der Mischna und des Talmud derartig zu verwerten, daß er das deutsche Publikum, das jene Werke bisher mißtrauisch oder feindlich betrachtet hatte, dafür gewann, diesen altertümlichen Zeugnissen eigenartigen Scharfsinns die gebührende Achtung zu schenken. Er legte in seinem Werke „Die Ritualgesetze der Juden" die Grundlagen des mosaisch-talmudischen Rechtes. Er beschäftigte sich eifrig mit der Bibel und bestimmte für seine Glaubensgenossen, die sich bisher mit schlechten, jüdisch-deutschen Übersetzungen behelfen mußten, eine musterhafte Übersetzung der fünf Bücher

Moses und der Psalmen. Er sagte einmal selbst über dieses Werk: „bald verfuhr ich wörtlich, bald nach dem Zusammenhang, um so meinen Kindern nicht nur das Verständnis des heiligen Textes zu vermitteln, sondern um sie gleichzeitig in den Geist der heiligen Sprache, in die feinen Nuancen ihrer Redewendungen, in ihre Poesie einzuführen". Man wird dieses Werk an Kunstwert nicht neben die lutherische Übersetzung stellen dürfen, wohl aber muß man ihm größere Kenntnis der Ursprache, entschiedeneres Streben nach Genauigkeit zuerkennen. Das Werk war eine Tat, die von den Aufgeklärten mit Wonne begrüßt, von den Zeloten wütend bekämpft wurde; denn manche heftige Erklärungen eifervoller Rabbiner wurden gegen den Neuerer laut, der es wagte, an die Stelle des ehrwürdigen Hebräischen das Deutsche zu setzen.

Wie diese Bibelübersetzung hervorging aus dem Verlangen seinen Kindern zu nützen, so wendete M. seine Aufmerksamkeit dem Jugendunterrichte zu. Man darf es als sein Verdienst ansprechen, daß noch zu seiner Zeit durch einen reichen, ihm nahestehenden Juden, Isaak Daniel Itzig, die erste jüdische Freischule errichtet wurde, eine Elementarlehranstalt, in der durch wohlunterrichtete Lehrer das Deutsche, freilich neben dem Hebräischen regelmäßig gelehrt wurde.

Auch der hebräischen Sprache wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Schon als junger Mensch hatte er, allerdings nur in einer einzigen Nummer, eine hebräische Zeitschrift, „der Sittenprediger", veröffentlicht, um dadurch seinen Glaubensgenossen vernünftige Gedanken in einer ihnen verständlichen Sprache vorzutragen. In den letzten Jahren seines Lebens begründete er mit einigen Freunden eine Zeitschrift „Meassef" (der Sammler); die Mitarbeiter nannten sich daher Meaßfim — die Sammler, eine Nachahmung der moralischen Wochenschriften früherer Epochen. Er, in Gemeinschaft mit seinen Mitarbeitern, versuchte in einem reinen, wohlgefälligen Hebräisch vernünftige philosophische, moralische, selbst naturwissenschaftliche Anschauungen zu verkünden und den deutscher Bildung, wie

deutscher Sprache feindlichen Juden aller Länder eine Lektüre zu gewähren, die sie der Aufklärung entgegenführte. Die Wirkung dieser Zeitschrift, sowohl in ihren ästhetischen, als in ihren allgemeinen philosophischen Aufsätzen war eine ganz außerordentliche; ihr verdanken die älteren Mitglieder der deutschen und zahllose Genossen der östlichen Gemeinden ihre Einführung in das deutsche Geistesleben, das ihnen gerade durch diese hebräischen Wendungen lieb und vertraut zu werden begann.

Auch anderen Gebieten der jüdischen Literatur und Kultur wandte Mendelssohn seine Aufmerksamkeit zu. Das einzige Gebiet, das er nicht pflegte, war das der Geschichte, denn der historische Sinn mangelte ihm vollständig; gerade dieser Mangel ist für seine eigene religiöse Anschauung verhängnisvoll und auch für die Folgezeit von traurigen Folgen geworden. Auf dem Felde der Grammatik war er zwar nicht selbst tätig, aber bestimmte andere, den gelehrten, aber bisweilen verkehrten Isaak Satanow zur Ausarbeitung einer hebräischen Grammatik, einer grammatischen Einleitung zu dem Gebetbuch und eines hebräisch-deutschen Wörterbuchs. Wenn er auch kein besonderes Gebetbuch verfaßte, so wirkte er doch auf tüchtige Schüler, wie David Friedländer und Isaak Euchel ein, die ein solches in dem Todesjahr des Meisters herausgaben. Man darf ihn zwar keinen Reformer auf dem Gebiete des Kultus nenen, und doch war es eine entschiedene Neuerung, daß er deutsche Predigten zur Feier der Siege bei Lowositz und Leuthen und zur Verherrlichung des Friedens schrieb, Lobreden auf den König von Preußen mit zahlreichen Anführungen von biblischen Stellen, keine oratorischen Meisterwerke, aber wohldurchdachte und recht erbauliche religiöse Vorträge. (Sie wurden zwar nicht von ihm, sondern von dem amtierenden Rabbiner in der Synagoge vorgetragen.) Auch auf die mittelalterlichen Philosophen nahm er gebührende Rücksicht und verfaßte z. B. einen hebräischen Kommentar zu der Logik des Moses Maimonides.

Wie er so das jüdische Schrifttum mit vielen Beiträgen bereicherte, so trat er, der auch trotz seines Wortes „daß er von den Kabinetten der Großen allzuweit entfernt sei", in der Schweiz und in Sachsen manches für seine bedrängten Glaubensgenossen tun konnte und sich auch bemühte, für die Juden in Böhmen, Elsaß, Polen tätig zu sein, auch schriftstellerisch für seine Glaubensgenossen ein. Als ein indirektes Verdienst darf man die Schrift Dohms „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden" betrachten. Denn eine solche Arbeit konnte nur entstehen im Hinblick auf einen Mann, der in sich schon das große Befreiungswerk vollzogen hatte, zu dem Dohm die Regierenden aufrief. Die unmittelbare Tätigkeit Mendelssohns besteht z. B. in der Übersetzung von Manasse ben Israels „Rettung der Juden" und in der schönen Vorrede zu diesem Werke, in der er mit besonderer Lebhaftigkeit sich gegen jede Ausschließung seitens der Kirche wandte und diese keine Gewalt über Meinungen zuschrieb.

Er war nicht zum Kämpfer geboren und nahm nur widerwillig den Streit an, zu dem er von anderen aufgefordert wurde. Als ein Zeugnis seiner Polemik mag die Abwehr gegen Lavater gelten, der mit widerlicher Zudringlichkeit ihm eine Schrift Bonnets übersandt und die öffentliche Aufforderung an ihn gerichtet hatte, diese Schrift zu widerlegen, oder, wenn er dies nicht zu tun vermöchte, sich offen zum Christentum zu bekennen.

Das Bedeutsamste an Mendelssohns jüdischer Schriftstellerei ist aber seine Darlegung über das Wesen des Judentums, die er in seinem Buche „Jerusalem oder religiöse Macht und Judentum" gab.

Zwei Sätze dieser Arbeit sind die charakteristischsten. Sie scheinen sich auszuschließen und lassen sich doch vereinigen. Der eine lautet: „Ich erkenne keine anderen ewigen Wahrheiten, als die der menschlichen Vernunft nicht nur begreiflich, sondern durch menschliche Kräfte dargetan und bewährt werden können". Der andere heißt: „Ich glaube, das Judentum wisse

von keiner geoffenbarten Religion in dem Verſtande, in welchem dieſes von den Chriſten genommen wird. Die Iſraeliten haben göttliche Geſetzgebung, Geſetze, Gebote, Befehle, Lebensregeln, Unterricht vom Willen Gottes, wie ſie ſich zu verhalten haben, um zur zeitlichen und ewigen Seligkeit zu gelangen; dergleichen Sätze ſind ihnen durch Moſen auf eine wunderbare und übernatürliche Weiſe geoffenbart worden, aber keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftſätze".

In dieſer Hervorhebung der Gültigkeit der Zeremonialgeſetze liegt aber nicht Mendelsſohns letztes Wort über jüdiſche Religion. Ein ſolcher Satz wird vielmehr erklärt durch eine Furcht, von der Moſes erfüllt war, und beſchränkt oder ergänzt durch andere Ausführungen über das Weſen der Religion.

Die Furcht beſtand darin, daß durch Nichtbeachtung der Zeremonien der Unterſchied von dem Chriſtentum verwiſcht werden würde. Darum ſah er in der von den Chriſten gepredigten Toleranz geradezu eine „Toleranzgleißnerei" und verſtieß ſie, weil er das Bedenken hegte, im Hinterhalt lauere ein Vereinigungsſyſtem. Das Zeremonialgeſetz dünkte ihm daher eine Mauer, durch die das Judentum eine Sicherheit erlangte.

Als das Weſen der Religion betrachtete er den Glauben, den Geiſt und die Liebe.

Den religiöſen Geiſt und den Glauben an Gott. „Ich von meiner Seite", das iſt das letzte Wort, das er niederſchrieb, „bleibe bei meinem jüdiſchen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte ſelbſt von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede iſt ... oder vielmehr, da wir alle im Glauben geboren ſind, ſo kehre auch ich zum Glauben meiner Väter zurück, welcher nach der erſten urſprünglichen Bedeutung des Wortes nicht in Glauben an Lehre und Meinung, ſondern im Vertrauen und in der Zuverſicht auf die Eigenſchaften Gottes beſtehen. Ich ſetze das volle uneingeſchränkte

Vertrauen in die Allmacht Gottes, daß sie dem Menschen die Kräfte haben verleihen können, die Wahrheiten, auf welche sich seine Glückseligkeit gründet, ohne Autorität zu erkennen und hege die kindliche Zuversicht zu seiner Allbarmherzigkeit, daß sie mir diese Kräfte habe verleihen wollen. Von diesem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Überzeugung, wo ich sie finde. Und Preis sei der seligmachenden Allgültigkeit meines Schöpfers, ich glaube, sie gefunden zu haben, und glaube, daß jeder sie finden könne, der mit offenen Augen sucht und sich nicht selbst das Licht verstellen will."

In der wenig gekannten und doch so bedeutsamen „Einleitung zu Manasse ben Israels Rettung der Juden" heißt es: „Die wahre göttliche Religion maßt sich keine Gewalt über Meinungen und Urteile an, gibt und nimmt keinen Anspruch auf irdische Güter, kein Recht auf Genuß, Besitz und Eigentum, kennt keine andere Macht als die Macht durch Gründe zu gewinnen, zu überzeugen und durch die Überzeugung glückselig zu machen. Die wahre göttliche Religion bedarf weder Arme noch Finger zu ihrem Gebrauch, sie ist lauter Geist und Herz."

Und endlich eine Religion der Liebe. Sein Glaube hat etwas Kindliches. Er sagt einmal: „Das Argument jenes Grönländers, der mit dem Missionar an einem schönen Morgen auf dem Eisspiegel herumging, die Morgenröte zwischen dem Eisgebirge hervorblitzen sah: ‚Sieh Bruder, den jungen Tag, wie schön muß der sein, der dieses gemacht hat' .... dieses Argument hat für mich noch dieselbe Kraft, wie das schlichte Argument des Psalmisten: ‚der das Ohr gepflegt hat, muß doch wohl hören'".

Solche Gedanken der Liebe, der Liebe der Juden zu ihrem Schöpfer, der Liebe des Schöpfers zu allen Menschen, seien bei den Juden zu allen Zeiten gepflegt worden. König Salomon schloß in seinem erhabenen Einweihungsgebet in dem neuen Tempel auch die Ausländer (also auch die Götzen-

diener) ein, rief Gott an, auch ihn zu hören, „damit alle Völker auf Erden Deinen Namen erkennen“. Und die Rabbinen der ſpäteren Zeit erweiterten den Satz dahin, man ſolle auch keinen Verbrecher mit ſeinem Opfer abweiſen, damit er Gelegenheit und Anlaß zur Beſſerung finde. Mendelsſohn aber ſchließt, nachdem er darauf hingewieſen, wie die Nationen den Juden gegenüber Schonung erkennen ließen, die ſich bis zur Bruderliebe ſteigern könne, mit dem Satze: „Oh, meine Brüder, folgt dem Beiſpiel der Liebe, ſo wie ihr bisher dem Beiſpiele des Haſſes gefolgt ſeid! Ahmet die Tugenden der Nationen nach, deren Untugend ihr bisher nachahmen zu müſſen glaubtet. Wollt ihr gehegt, geduldet und von anderen verſchont ſein, ſo hegt und duldet und verſchont euch untereinander. *Liebet, ſo werdet ihr geliebt werden*“.

II.

Als deutſcher Schriftſteller nimmt Mendelsſohn eine hervorragende Stellung ein. Keiner der führenden Genien der Menſchheit, aber ein tüchtiger Kritiker, ein feiner Äſthetiker und ein ſelbſtändig denkender Philoſoph. Außer der Wiedergabe der Bibel, die ja auch als ein *deutſches* Werk gewürdigt werden muß, verſuchte er ſich in einzelnen Überſetzungen aus der engliſchen Literatur. Er war ein eifriger Mitarbeiter der „Briefe die neueſte Literatur betreffend“, unparteiiſch und gründlich, für Poeſie empfänglich, aber von Abneigung gegen den Überſchwang der Phantaſie, voll Vorliebe für Gedankenpoeſie, vorurteilslos ſelbſt gegen die Freunde, ſo daß er Ramlers Verfahren, die von ihm herausgegebenen Schriften zu verbeſſern, tadelte. Da er in ſeine literariſchen Kritiken gern philoſophiſche Betrachtungen einflocht, waren ſeine Beſprechungen von wunderbarer Vielſeitigkeit, ſo daß er außer den ſchon erwähnten Arbeiten aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft des Judentums Schriften aus den mannigfachſten Zweigen deutſcher Literatur und Sprache: Philoſophiſches,

Moralisches, Ästhetisches, Poetisches und in diesen Beurteilungen sich so bewährte, daß Lessing, auf ein Drama Elias Schlegels hinweisend, es aussprach, „das beste deutsche Lustspiel hätte den besten deutschen Kritiker gefunden". Freilich stand Mendelssohn auf dem Standpunkt seiner Zeit. Für Goethe und Schiller besaß er kein Verständnis. Er sah in Werther die Glorifikation des Selbstmordes und hatte für die elementare Darstellung der Liebe und Leidenschaft keinen Sinn; Götz v. Berlichingen, das allen Traditionen der Regelmäßigkeit widersprach, mißbilligte er ebenso wie König Friedrich II., wenn er auch dessen französische Poesien nicht voll und ganz anerkennen konnte, und der ungebändigten Jugendkraft von Schillers Dramen gegenüber hatte er wohl dieselbe Verkennung wie sein Zeitgenosse und Landsmann Karl Philipp Moritz. Aber es ist für den Rang, den er einnahm, ein schönes Zeugnis, daß Schiller ihn trotzdem als einen der Väter der Ästhetik pries (vgl. unten S. 138) und daß Goethe ihn schätzte und besuchte (vgl. unten S. 96).

Auch von anderen deutschen Schriftstellern wurde Moses — unter diesem Namen erscheint er meist in den zeitgenössischen Zeitschriften und Berichten — geehrt und bewundert. Nicht nur für durchreisende Fremde war er eine Sehenswürdigkeit, sondern für die Berliner Kollegen, wie Nicolai, Engel und Ramler ein schätzenswerter Freund, auswärtigen Dichtern und Schriftstellern wie C. F. Weiße, Gleim, Garve ein hochgeehrtes, ja geliebtes Mitglied der Republik der Dichter.

Während sich mit Herder ein rechtes Einverständnis nicht zu gestalten vermochte (vgl. unten S. 72 ff.), kam es mit Lessing zur innigsten Beziehung.

Als Mendelssohn das erschütternde Ereignis von dem Tode seines Freundes erhielt, schrieb er folgende Worte:

„Mich beschäftigt jetzt der einzige Gedanke, Lessings Tod. Er macht mich nicht traurig, nicht tiefsinnig; aber er ist mir immer gegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten. Ich schlafe mit ihm ein, träume von ihm, wache mit ihm auf und danke

der Vorsehung für die Wohltat, die sie mir erzeigt hat, daß ich diesen Mann so frühzeitig habe kennen gelernt und daß ich seinen freundschaftlichen Umgang so lange genossen habe. Die Welt kennt seinen schriftstellerischen Wert, wenige aber kennen seinen freundschaftlichen; ja, ich finde, daß sein moralischer Wert von vielen sogar mißkannt war ... wenn irgendein Mensch besser war, als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war es Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und gleichwohl ist ihm meines Wissens nie eine geflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen, ja, er hatte sogar die Bizarrerie, ein abgesagter Feind von aller Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in echter Teilnehmung, aufrichtiger Dienstbeflissenheit, in der äußersten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel und in der milden Bereitwilligkeit, einem jeden mit seinem Reichtum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte, als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, dessen Überlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der für sich die Wahrheit allein gefunden zu haben glaubte, war er liebreich und bescheiden gegen jeden, der die Wahrheit suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrate zu dienen."

„Wie das Bild einer Geliebten!" In diesem Sehnsuchtslaut ist die innige Trauer Mendelssohns um den verstorbenen Freund am schönsten ausgedrückt. Und doch würde man sich ein falsches Bild dieses vertraulichen Umganges machen, wenn man etwas Rührseliges, Empfindsames sich darunter vorstellte. Es ist die Freundschaft zweier Männer; zweier Männer von ganz verschiedenem Herkommen, entgegengesetzten Anlagen und anders gearteten Zielen. Lessing, der Sohn eines gelehrten, zwar in kleinen Verhältnissen lebenden, aber von der Not entfernten Pfarrers, Mendelssohn, das Kind eines in ärmlichsten Umständen lebenden, geistig

beschränkten Thorarollenschreibers, Lessing ein aufgeweckter, frischer Knabe, der am Leben und an dessen Genüssen Freude fand, Mendelssohn, körperlich verkümmert, ohne Ahnung dessen, was das Leben an Reiz bot, und ohne Verlangen, das wenige, was er kannte, zu genießen. Lessing konnte die Universität beziehen, sein Studium frei gestalten, nach einer wohlgeordneten Schulbildung dem regelmäßigen Geistesgang sich anschließen, Mendelssohn, der in seiner Kindheit nur jüdisches Wissen sich angeeignet, mußte zu einer Zeit, in der der deutsche Jüngling zur Universität reif war, sich die elementarsten Kenntnisse aneignen. Jener, aller Dienstbarkeit fremd, griff zur Feder, um sich durch Übersetzungen, Zeitungsartikel, Lustspiele sein Brot zu verdienen, und erwarb sich in eifriger Arbeit einen ungeheuren Schatz von Kenntnissen. Dieser, vor der Öffentlichkeit bange, mit dem Deutschen noch nicht vollständig vertraut, mußte die kaufmännische Laufbahn ergreifen und einem anstrengenden Berufe die Stunden zum Studium abstehlen.

Wie im Studium, so waren beide entgegengesetzt im Leben. Der christliche Schriftsteller lebte in der Welt, der jüdische war ein Weltfremder. Jener hatte eine Freude an irdischen Genüssen, auch an Spiel und Trank, er war gewiß, sich wiederzufinden, wenn er sich verirrt und verloren hatte, dieser mied jedes Konvivium mit Fremden und weilte am liebsten mit wenigen Befreundeten im eigenen Hause. Wenn jener, wie jeder Neuerer, jeder auf verschiedenen Gebieten tätige Mann, den „Mut des Fehlens" besaß, so blieb dieser im wesentlichen auf ein Gebiet beschränkt, mit strenger Gewissenhaftigkeit und peinlicher Gründlichkeit.

Während Lessing die Welt gern als einen Kampfplatz ansah, seine Gegner herausforderte, sich als Philologe, Ästhetiker, Theologe und nicht zum wenigsten als Dichter versuchte, das Verehrte mit Lust angriff und an die Stelle alter Götzen neue Götter setzte, blieb Mendelssohn schüchtern auf dem Platze des stillen Denkers, zu furchtsam, um das von allen

Geprieſene zu entthronen, und zu bedenklich, ſich in den lauten Streit der Meinungen zu ſtürzen.

Was war es nun bei dieſer Verſchiedenheit, das beide zueinander zog? Bei Mendelsſohn die Verehrung des glänzenden Geiſtesritters, der ihm als die Verkörperung alles Kräftigen und Machtvollen erſchien, bei Leſſing der Reſpekt vor dem edlen, beſcheidenen, den ſelbſtgewählten Weg mit Entſchiedenheit wandelnden Gelehrten und tiefſinnigen Forſcher. Faſt keinem ſeiner Freunde gegenüber erſchloß Leſſing ſein Herz ſo wie dem jüdiſchen Freunde, ihm berichtete er von ſeinen Nöten und Mühen, ihm von ſeinem kurzen Eheglück und von der Vaterfreude, die ihm nur wenige Stunden beſchert war. Von ihm entnahm er Züge für den Helden ſeiner gewaltigſten poetiſchen Schöpfung: Nathan den Weiſen.

Auch Mendelsſohn gedachte ſeines Leſſing. Poetiſch ihn zu feiern vermochte er nicht, auch ſeine Biographie, die er zu ſchreiben gedachte, konnte er nicht ausführen — denn ſeine letzte Schrift „An die Freunde Leſſings“ iſt eher eine Verkennung jenes Mannes, als wäre es wirklich ein Verbrechen, daß der Verſtorbene ein Spinoziſt geweſen, denn eine Verklärung. Aber Mendelsſohn gedachte ſeines Leſſing oft in Liebe und Verehrung. Als des Mannes, der jeder verfolgten Lehre ſich annahm, der ſeichten Gründen, mit denen eine Wahrheit behauptet wurde, ſtreng entgegentrat und auf die Seite der ungereimteſten Meinung ſich ſtellte, wenn dieſe in platter Art verteidigt wurde.

Die Hauptbedeutung Mendelsſohns als deutſcher Schriftſteller beruht nicht in den zahlreichen kleinen philoſophiſchen Schriften, die er ſeit 1755 veröffentlichte, ſondern in zwei großen, durch edle Sprache und großen Gedankeninhalt hervorragenden Arbeiten. In der einen bot er den Deutſchen, in Geſprächen mit ſeinen erwachſenen Kindern, dem Sohne Joſef, dem wackeren Schwiegerſohn Simon Veit, in Geſprächen, denen auch andere, wahrſcheinlich Dohm und nach einer nicht

ganz verbürgten Mitteilung auch Alexander v. Humboldt beiwohnte, durch seine „Morgenstunden" Beweise für das Dasein Gottes, Beweise in alter Manier, mit all dem Schulstaub vergangener Zeiten, aber mit der ehrlichen Begeisterung eines Glaubensfrohen und Überzeugungsstarken. Und durch ihn „dank den Tag verkündendem Morgenstern", um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, wurde den Bedrückten und im Leben Unglücklichen in dem Buche „Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele" die Hoffnung auf ein Jenseits gewährt, die Verheißung geboten, die den Bedrängten labte und erquickte. Und dies alles geschah in einer Sprache, die tüchtige Gediegenheit mit edler Volkstümlichkeit verband.

Dieser deutsche Schriftsteller, einer Glaubensgemeinschaft entstammend, die sich bisher aus der Judengasse kaum herausgesehnt hatte, sprach von der deutschen Sprache als seiner Muttersprache und bekannte Deutschland als sein Vaterland. Er beklagte aufs lebhafteste die Vorherrschaft des Französischen, die üble Neigung: deutsches Gold mit dem Flittergold der Nachbarn zu vertauschen, und rühmte laut die Werke, die wie Schlegels „Hermann" deutsche Gesinnung, deutsche Liebe zur Freiheit verkündeten. Er brauchte bei der Verherrlichung von Lessings „Nathan" den Satz: „Nur unsere Muttersprache scheint diese Art von Ausbildung erlangt zu haben, daß sich die Sprache der Vernunft in derselben mit der lebendigsten Darstellung verbinden läßt." Er freute sich, daß die Liebe zum Vaterlande, die unter die Vorurteile verstoßen worden war, in die Gemüter der Mitbürger zurückgekommen sei, und bekannte, daß „die Nationen notwendig wie von einer neuen Seele belebt, auch eine neue Denkungsart annehmen müssen". Und obgleich er als Jude sich über manche Zurücksetzung zu beklagen hatte, rief er begeistert aus: „Ich lebe in einem Staate, in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühen und vernünftige Freiheit zu denken so allgemein gemacht hat, daß sich ihre Wirkung bis auf den

geringsten Einwohner seiner Staaten erstreckt. Unter seinem glorreichen Zepter habe ich Gelegenheit und Veranlassung gefunden, über meine und meiner Mitbrüder Bestimmung nachzudenken und über Menschenschicksal und Vorsehung nach Maßgabe meiner Kräfte Betrachtungen anzustellen."

III.

Er war ein vortrefflicher Mensch: ein guter Sohn, der die Schwächen seines Vaters, der eigensinnig auf seinem starren Standpunkt verblieb und von dem Sohne übermäßige Rücksicht forderte, schonte. Ein trefflicher Vater, gleichweit entfernt von dem tyrannischen Verlangen, seine Kinder ganz nach seinem Beispiele zu modeln, wie von der Manier späterer Zeiten, sie ganz nach ihrem Gefallen sich entwickeln zu lassen. Ein innig liebender Gatte. Wer die zahlreichen Briefe kennt, die Mendelssohn an seine Braut Frommet Guggenheim aus Hamburg schrieb, einem Mädchen, das er nicht wie Berthold Auerbach in einer sinnigen Erzählung darstellte, durch romantische Neigung sich erwarb, sondern mit dem er nach einer unter den damaligen Juden üblichen Art durch Vermittlung von Freunden, seines Lehrers Aaron Gumpertz und der Besitzerin des Geschäfts, in dem er tätig war, Röschen Bernhard, zusammengebracht wurde, der möchte wünschen, daß diese Briefe, die einen kostbaren Schatz des Familienarchivs bilden und bisher nur auszugsweise in Privatdrucken publiziert sind, der breitesten Öffentlichkeit übergeben werden. Es ist eine Sammlung von Briefen, die auch für die geistige Entwicklung, für die allmähliche Ausbildung von Mendelssohns Stil bedeutsam genannt werden müssen. Denn hier, und zwar schon zu einer Zeit, in der er großen schriftstellerischen Ruhm erlangt hatte (1762/63), bekundet sich ein merkwürdiges Ringen mit der Sprache, ein seltsames Gemisch von Deutsch und Hebräisch, eine auffallende Bevorzugung französischer Ausdrücke. Es ist kein Liebesgestammel und kein Schwelgen in Gefühlen.

Vielmehr wechseln mit Ausdrücken zärtlicher Neigung, in denen freilich das steife „Sie" selten durch das herzliche „Du" verdrängt wird, und gelegentlichen Äußerungen eines neckischen Humors, der zwar häufiger der Schwester der Braut gegenüber gebraucht wird, als für diese selbst, ruhige, fast trockene Berichte über die Zeitereignisse, über geschäftliche Angelegenheiten, finanzielle Abmachungen und Einrichtungen des künftigen Lebens und literarische Notizen. Es war kein Liebesleben im modernen Sinn: bei der weiten Entfernung zwischen Hamburg und Berlin konnten sich die Verlobten nur selten sehen, und wenn Mendelssohn in Hamburg erschien, betrug er sich als ein so schüchterner Liebhaber, daß er schon während seines Dortseins und noch mehr nach seiner Rückkehr von Reue gefaßt wurde. In diesen Schilderungen einzelner kleiner Szenen herrscht eine so liebenswürdige Schalkheit und eine unnachahmliche Anmut. Zur Charakteristik dieser in ihrer Art einzigen Briefe mag nur eine Stelle angeführt werden, eine Gratulation zum Purimfeste, die am 12. März 1762 von Berlin nach Hamburg ging. Sie lautet: „Liebe Frommet! Alle Menschen beschenken sich heute und ich habe Ihnen nichts geschenkt, aber ein Histörchen will ich Ihnen erzählen: ‚Einst kam zu Sokrates, dem Weisen, ein Schüler und sprach: mein lieber Sokrates, wer mit dir umgeht, bringt dir was zum Geschenk, ich habe dir nichts zu schenken als mich selbst, sei so gut und verschmähe mich nicht. Wie, sprach der weise Mann, achtest du dich so gering, daß du mich bittest, dich anzunehmen? Nun gut! Ich will dir einen Rat geben. Bemühe dich, gut zu werden, daß deine Person das angenehmste Geschenk werden kann.' Meine Geschichte ist aus. Auch ich, meine liebe Frommet, will mich bemühen, so gut zu werden, daß Sie sagen sollen, ich könnte Ihnen nichts anderes schenken als Ihren aufrichtigen Moses."

Bedenkt man, daß diese Zeilen von einem ernsten, geistig hochstehenden, in vielen Kreisen berühmten, sittlich erhabenen Manne an ein junges, halbgebildetes Mädchen geschrieben

wurden, so müssen sie die innigste Rührung für den schlichten, bescheidenen Mann erwecken.

Die Ehe, die mit vielen Kindern gesegnet ward, wurde geschlossen, ein Haus gegründet, dessen Einfachheit und Behaglichkeit, dessen inneres Glück allen zum Vorbilde dienen konnte und in dem zu verkehren für alle Zeitgenossen, Juden und Christen, ein Stolz und eine Freude war. Es werden uns anmutige Szenen berichtet, von dem Verkehre Mendelssohns mit seinen Kindern, in manchen Anekdoten werden wir gelehrt, mit wie freundlichem Humor der Weltweise seine Besucher zu unterhalten, Beleidigungen hochfahrender Gesellen abzuweisen und sich selbst der Verachtung gegenüber Geltung zu verschaffen wußte. Selten verließ ihn seine Milde, nur wenn es durchaus nötig war, vermochte er grob zu werden. Auf Hamanns freundliche Annäherung (1742) antwortete er mit der Anführung eines Molièreschen Wortes: „Ich, Ihr Freund? Streichen Sie dieses aus Ihren Papieren" und er redete ihm gegenüber von einer angeborenen „Gramschaft", die zwischen beiden existiere, und stellte fest, daß die goldenen Tage noch nicht da seien, wo Wölfe mit Schafen hausten.

Sonst aber bewahrte und bewährte er eine wunderbare Milde. In dieser unvergleichlichen Herzensgüte, die ihn an dem Besserungstrieb der Menschen nicht verzweifeln ließ, suchte und wußte er stets in dem Schlechten den Keim des Guten zu entdecken; dem Irrenden und selbst dem Sünder gegenüber zeigte er das gefestete Wesen wahrhafter Tugend, so daß einer von diesen, der im Innern stets gepeinigte und ruhelos herumgeworfene Karl Philipp Moritz, der die Wirkung des Weisen auf sich selbst erfahren hatte, über den modernen Diogenes das schöne Wort sprach: „Nie ist jemand von ihm ungebessert fortgegangen."

Vor achtzig Jahren, bei der Feier von Mendelssohns 100. Geburtstag, sprach Leopold Zunz über ihn den lapidaren Satz: „Das Leben eines Tugendhaften ist ein bannender Zauber, der uns mit stets neuem Entzücken in seinen Kreis

zurückzieht, es ist die Freude derer, die ihn kannten, der Trost der Bekümmerten, ein leitender Stern in der Zeiten Nacht."

Einen solchen Mann, keinen der führenden Genien der Menschheit, aber einen selbständig denkenden, tugendhaften, gütigen Menschen nennen wir stolz den Unseren und weihen sein Bild zu ewigem Gedächtnis, zur Mahnung und zur Nacheiferung. Wir stellen es auf in einer stillen Straße, die aber doch gelegentlich den Schritt des Wanderers hemmt. Wir wählen diesen Platz nahe an seinem Grabe, damit der Lebendige neben dem Toten stehe. Wir errichten es vor dieser Lehranstalt, damit es bleibe eine Freude derer, die ihn kennen, der Lehrer, die unter der Führung ihres trefflichen Meisters Mendelssohnschen Geist besitzen und ihn ihren Schülern einprägen. Ein Trost der Bekümmerten, — denn die Schüler, die diese Anstalt besuchen, entstammen nicht den begüterten Kreisen, und der jüdische Lehrer ist nun einmal zu bescheidenem Leben bestimmt —, damit sie beide, Schüler und junge Lehrer, lernen, wie zähes Festhalten am Glauben, edle Betätigung der Überzeugung den Mann erhebt und groß macht. Ein leitender Stern in der Zeiten Nacht: daß dies Bild allen die Hoffnung gewähre, daß die Zeiten sich lichten, daß religiöser Sinn, Hochachtung des Deutschtums, Pflege schöner Menschlichkeit den wahrsten Adel verschafft und erhält. Darum sprechen wir nicht, wie Marcus Herz, im ersten grimmigen Schmerz über das Dahinscheiden des Freundes: „Da neben ihn hinzusinken und mit ihm zu entschlafen, das ist der heißeste Wunsch, den ich je gehabt und je haben werde." Sondern wir jubeln mit jenem Grönländer, den Mendelssohn verklärte: „Sieh, Bruder, den jungen Tag", und wir rufen aus mit David Friedländer, dem Lieblingsschüler des Meisters, der weniger tief als er, in einer Beziehung fast größer zu nennen ist, weil er zum Sinne die Tat fügte: „Unter deinem Schatten laß mich leben."

4. Herder und das Judentum.

Am 3. Dezember 1903 wurde in Deutschland der Säkulartag von Herders Tod feierlich begangen. Die Aufforderung des Vorstandes des Vereins für jüdische Geschichte und Literatur in Berlin, bei dieser Feier das Wort zu ergreifen, nahm ich gern an, im Innern überzeugt, daß das eine würdige Pflicht des Vereins sei. Ich dachte mir die Aufgabe leichter, als sie wirklich war, weil ich das Material in einer Abhandlung von Perles und in einem Buch von Kohut zusammengestellt wähnte. Aber das letztere Buch war weder in der Königlichen, noch in einer jüdischen Bibliothek, weder vom Verfasser, noch in einer Buchhandlung zu bekommen, und so mußte ich selbst die Arbeit übernehmen, mir das Material zu beschaffen.

Zunächst mußte ich mir die Frage aufwerfen, hat denn der Verein für jüdische Geschichte und Literatur das Recht und die Pflicht, Herder zu feiern? Unter den jüdischen Schriftstellern ist Herder nur mit einem bekannter geworden, nämlich mit Moses Mendelssohn. Das erste, was ich daher tat, war, daß ich eine sehr bekannte und verbreitete, von einem Juden herrührende Biographie Mendelssohns durcharbeitete. Doch wie fand ich dort Herder dargestellt: „Der eitle Mann", „der launenhafte eitle Mann", „der mit einer freien Theologie sich brüstende Herder legte pfäffisch die Hand auf den Mund", „er hatte giftigen Neid auf alles Gute". Und nicht besser erging es mir, als ich das größte Werk, ein an historischem Sinne armes und an Fehlern überreiches Werk, zur Hand nahm. Die einzige, Herder behandelnde Stelle lautet wörtlich

so: „Selbst Herder, obwohl erfüllt von Bewunderung für das israelitische Altertum und das Volk in seinem biblischen Glanze, der zuerst die heilige Literatur mit dichterisch sinnendem Auge betrachtete, empfand eine Abneigung gegen die Juden, die sich in seinem Verhältnis zu Mendelssohn kundgab. Es kostete ihn Überwindung, sich ihm freundschaftlich hinzugeben. Herder prophezeite zwar eine bessere Zeit, in welcher Christen und Juden in einmütiger Gesinnung am Bau der menschlichen Gesittung arbeiten würden, aber er glich dem alten Bileam, er verteilte die Segenssprüche für die Juden nicht mit frohem Herzen." Und nur in einer Anmerkung steht schüchtern: „Sein ‚Geist der hebräischen Sprache' war epochemachend", ein recht häßlicher Fehler, denn Herders Werk heißt bekanntlich anders: „Geist der hebräischen Poesie".

Ich würde solche Stellen, die mich entmutigen konnten, ja mußten, nicht erwähnen, wenn sich durch sie nicht ein Fehler offenbarte, der bei den jüdischen Historikern Deutschlands so oft zu beklagen ist: der geringe Respekt vor dem Deutschtum und die einseitige Betrachtungsweise, die immer darauf ausgeht, zu untersuchen, ob ein Andersgläubiger ein Judenfreund oder Judenfeind war, und nach dem Ausgang dieser Untersuchung das Urteil über den Betreffenden formuliert.

Im Gegensatz zu einer solchen Fragestellung und Beantwortung muß ich die Frage, ob die Juden das Recht und die Pflicht haben, Herder zu ehren, mit einem Ja beantworten. Aber eine andere allgemeinere Frage ist die: verdient Herder überhaupt eine Feier? Wie steht die deutsche Nation zu ihm, der nun seit 100 Jahren tot ist? Es gibt, soweit ich weiß, nur ein einziges Herder-Denkmal, in Weimar. Das Herder-Haus, d. h. das schlichte, ja dürftige Geburtshaus in Mohrungen, ist mit vieler Mühe und mit recht knappen Mitteln nach Erlaß eines allgemeinen Aufrufs vorm Untergang bewahrt und wiederhergestellt worden. Herders Werke, weit entfernt davon, so oft aufgelegt zu werden, wie die Schriften seiner großen Zeit- und Ortsgenossen, sind nur in einer einzigen

großen, allerdings mustergültigen Ausgabe ediert; die meisten Sammlungen der Schriften unserer Klassiker begnügen sich damit, von diesen seinen Arbeiten eine verhältnismäßig kleine Auswahl zu geben. Auch eine vortreffliche Herder-Biographie existiert, aber trotz der ausgezeichneten Leistung gehört sie zu den Werken, die man anstaunt, ohne daß ihre Verbreitung auch nur im entferntesten der gleicht, die gar manchen Lebensbeschreibungen Schillers und vielen Goethes zuteil geworden ist. Man wird sagen müssen, unter den Genien allerersten Ranges des 18. Jahrhunderts hat er keinen Platz, diese sind Lessing, Kant, Goethe, Schiller, aber unter denen zweiten Ranges steht er gewiß an erster Stelle, so daß Wieland und Klopstock erst in gemessenem Abstand ihm folgen. Woran liegt das? Man könnte antworten, daß die Männer der ersten Reihe als durchaus selbständig, die der zweiten, Herder eingeschlossen, als unselbständig erscheinen. Denn in der Tat, er hat von Leibniz, dem großen Vorgänger des 17. Jahrhunderts, das Weltumfassende, die kühnen Anfänge und das stete Wiederzurückschrecken, er ist in seiner Kritik und in seiner ganzen theologischen Art ein Schüler und ein Nachahmer Lessings. Und noch ein anderer Hauptzug seines Wesens wird ihn in diese zweite Reihe verbannen und ihm den Übergang in die erste verwehren. Die großen Genien, die das deutsche Geistesleben und die Menschheitsentwicklung des 18. Jahrhunderts förderten, sind durch gewaltige vollendete Werke unsterblich und wirkungsvoll geworden; die Eigentümlichkeit Herders dagegen besteht darin, daß er immer *aphoristisch*, *fragmentarisch* ist und bleibt; seine größten Werke, „Die Humanitätsbriefe", „Die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", auch die bereits kurz angeführte Schrift „Vom Geiste der hebräischen Poesie" sind Fragmente geblieben. Ebenso wie das Geistige bei ihm nicht zur höchsten Vollendung gekommen, so erregt auch das *Menschliche* bei ihm Bedenken. Es ist in dem Manne eine merkwürdige Mischung von Wärme und Kälte; sein Leben

bietet Züge dar, die man nur als allzu menschliche bezeichnen muß: sein Ankämpfen gegen die wirklich Großen wie Kant, seine Empfindlichkeit, seine starke Überhebung entfernen ihn aus der Zahl derer, bei denen menschliche Fehler und Schwächen möglichst zurücktreten. Goethe hat einmal von ihm gesagt: „Man kam nie zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nie von ihm, ohne verletzt zu sein." Gerade das ist der einzigste Ausdruck seines Wesens: der erste Eindruck ein ungeheuer günstiger, die allmähliche Erkenntnis mischte sich mit Unmut. Aber es darf ihm nie vergessen werden, daß er nicht etwa bloß für Goethe, sondern für die Literatur überhaupt der große Anreger war, der vermöge seiner ungeheuren Kenntnis und seiner fast nicht mehr erreichten Vielseitigkeit einen belebenden Eindruck auf die ganze Zeit übte. Wie Goethe bei seinem Zusammenleben in Straßburg auf das Volkslied und Ossian, auf Shakespeare und Homer durch Herder hingewiesen wurde, und durch solche Hinweise Anregungen empfing, die fast das ganze Leben fortwirkten, so hatte er durch seine Worte, Reden und Schriften eine Fülle von Beeinflussungen ausgeübt, wie vielleicht kein anderer Schriftsteller jener reichen Epoche. Herder hat in die verschiedensten Gebiete eingegriffen, Geschichte, Philosophie, Theologie, Ästhetik, Dichtkunst; auf keinem ist er ein Neuschöpfer und Begründer eines Riesenbaues, aber in allen hat er beeinflussend und befruchtend gewirkt.

Den mächtigen Einfluß, den Herder auf die Beschäftigung mit dem Judentum übte, muß man zunächst in seiner Betrachtung der Bibel finden. Man kann die Dienste, die er in dieser Beziehung leistete, kurz mit den Worten bezeichnen: die Rettung und Überführung der Bibel in eine neue Zeit als Palladium alles Glaubens. Was ihn zu einer solchen Tat befähigte, war außer seiner starken Gläubigkeit sein historischer Sinn und sein poetischer Geschmack. Er ist Kritiker und Apologet zugleich. Die Bibel ist ihm nicht Offenbarung, aber sie bleibt ihm Zeugnis und

Nachricht über die Offenbarung. Sie ist ihm, wie er geistreich ausführt, nicht selbst Wort Gottes, aber sie unterrichtet von der Sprache, die Gott zu den Menschen gesprochen. Es sieht aus wie eine Herabsetzung, wenn er nicht müde wird, zu lehren, die Bibel menschlich zu begreifen, und doch ist es eine Erhöhung, weil sie als „Erkenntnisgrund der höchsten religiösen Erfahrung epochemachende Aufschlüsse und Enthüllungen des göttlichen Wesens dem Studium aller Zeiten übergibt". Aber neben dieser Würdigung der Bibel besteht sein Verdienst besonders darin, daß er, wie ein neuerer Historiker es aussprach, „die Bibel aus den Händen der Theologen rettete in die des Philologen, Historikers, von dem Tische des Dogmatikers in das Herz des Dichters und Forschers".

Was Winckelmann und Lessing in betreff des klassischen Altertums geleistet, das beabsichtigte Herder mit dem Alten Testament. Er will es auffassen, wie es wirklich war: „Die phantastische Theologie der Scholastiker, der alles belächelnde Modewitz, welche beide keine Ahnung von der Herrlichkeit der Denkmale ältester Gottesweisheit haben, sollen erfahren, daß das Rauschen des freien natürlichen Geistes aus der Kindheit unseres Geschlechts, das ist das Göttliche der Schrift und ihrer Schreiber, nicht von Grüblern und nicht in den Höhlen der Knechtesuntersuchungen vernommen werden kann. Man muß ihn, wie das Kommen eines Freundes oder einer Geliebten, mit innerer Empfänglichkeit belauschen."

Die Erklärung der Bibel, die er vorschlägt, ist eine sehr merkwürdig dreigeteilte. Er will sie nach klimatischer Weise erklären, indem er darauf hinweist, daß sie ja aus dem Osten stamme, national, in Rücksicht darauf, daß sie von Juden stamme. (Er hat einmal geradezu den Satz ausgesprochen, „man muß sie als Jude lesen".) Und lokal, im Hinblick darauf, daß Palästina Heimat und Ursprungsort des Buches ist. Er geht kritisch zu Werke. Von der Autorschaft Mosis in betreff der sog. fünf Bücher Mosis will er nichts wissen; in der Schöpfungsgeschichte sieht er weder mit den

einen eine freie Dichtung, ein spätes Erzeugnis eines dichterischen Geistes, noch mit den andern die Überarbeitung eines alten Märchens durch Moses, sondern einen unentstellten Überrest aus der Väterzeit, eine echte Familien- und Stammestradition; er betrachtet sie als einen Talisman häuslicher Ordnung und des Gottesdienstes. Über die Einrichtung des Sabbat spricht er in überaus bemerkenswerter Weise: „Das Kunststück einer geordneten Haushaltung wird mit göttlicher Weihe dargestellt — wie ein heiliges väterliches Testament, als eine unantastbare Sitte, wird die Heiligung des siebenten Tages überliefert; es wird der Grund zur Ordnung, zum Frohmut und zur Freiheit des Menschen gelegt, der sich zum Wirken, Schaffen und Herrschen bestimmt sieht. Zugleich aber lernt der Mensch, daß er kein Lastvieh, sein Tun kein Frondienst werden soll. In diesem Gedächtnisgesang der Arbeit und der Ruhe — welch' eine schöne Methode! Statt daß Gott befiehlt, wird in väterlichen Bildern erinnert, die Schöpfung selbst wird das Denkmal der Erinnerung an die Weisheit des Gottesboten, welcher die wohltätigste Lehre und Ordnung auf Erden stiftete. Gott selbst wird der erste Lehrer und Priester; nach seinem Bilde jeder Hausvater. Der Mensch fühlt sich als die Hieroglyphe der Schöpfung, das Abbild Himmels und der Erde mit den drei Hauptkräften: Gedanke, Herz und Seele. Alle Mannigfaltigkeit und Einheit, das ganze Universum der Bildung faßt sich in tiefsinnige Allegorie und Metapher zusammen."

In ähnlicher Weise geht er bei der Erwähnung der übrigen Institutionen und Ereignisse vor. Die Erzählung vom Paradiese ist ihm eine Gartengeschichte, eine ausgeführte Allegorie, ein Bild von dem Menschen, der eine Pflanze in der Hand des Gärtners sei. So wird alles einzelne zu erklären und zu deuten versucht: die Geschichte vom Brudermord ist ihm eine Sage, die durch den Volkshaß und den Kampf zwischen Beduinen und verwandten Stämmen entstanden sei; die Flutsage wird mythisch gedeutet, ebenso der Turmbau, der

ihm als Ausdruck für die harte Notwendigkeit der Völkertrennung und als poetische Erklärung für die Unterschiede der verschiedenen Sprachen erscheint.

Alles das mochte die Theologen befremden, den Gelehrten seltsam erscheinen. Für die große Menge der Gebildeten war das die einzige Möglichkeit der Rettung der alten Denkmäler, denn durch solche poetische Darlegungen schuf Herder eine neue Epoche für das Verständnis der Bibel.

Das wichtigste Monument in dieser Tätigkeit ist sein „Geist der hebräischen Poesie", 1782. Gewiß kann man vom kritischen Standpunkte aus manches an dem Werke tadeln: die strenge Anordnung wird vermißt, die zahlreichen Einschiebungen stören ebenso, wie die Form des Gesprächs und die große Weitschweifigkeit der Behandlung. Aber der bedeutende Wert des Werkes liegt in der begeisterten Verkündigung des Dichtergeistes, in der Art, wie frei gelehrt wurde, daß eine Überfülle von Geist und Poesie in den alttestamentlichen Urkunden vorhanden sei, und in der außerordentlich schönen Übersetzung wichtiger Stücke, z. B. des ganzen Hohen Liedes. Herder weist in seiner Schrift nach, daß alle Gattungen der Poesie in den alttestamentlichen Denkmälern vertreten seien, zeigt die eigentümliche Art dieser Dichtung auf und erkennt an, daß es die älteste, einfachste, herzlichste der Erde sei. Er stellt sie dar als die naturwüchsige und volkstümliche Poesie eines Volkes, dessen ganzes Sein und Wesen von dem tiefsten und kräftigsten Gottesbewußtsein durchglüht und erfüllt war. „Poesie ist die Muttersprache der Menschheit," dieses Hamannsche Wort wiederholt er gern. Er sucht die Verbindung der Poesie mit der Prophetie und den geschichtlichen Büchern darzutun: die geschichtliche Überlieferung verrate die Einwirkung poetischer Auffassung: „Poesie der Bibel", sagt er einmal, „ist nicht zum Spaß, nicht zur entbehrlichen, müßigen Gemütsergötzung oder zu schändlichem Schlendrian erfunden, wie wir jetzt die Poesie anwenden: sie, die Art ihrer Vorstellung und Wirkung, war einst überall Natur, Erfordernis

der Sprache und des Gemüts, Bedürfnis der Sache, der Zeit, der Umstände, kurz eine innere Notwendigkeit und nichts weniger als ein nach außen Berechnetes, nichts Erkünsteltes, nichts Trügerisches".

Um nur einige Einzelheiten hervorzuheben, genüge es, auf den Abschnitt über die Psalmen hinzuweisen. Er weist für sie die Grundsätze nach: 1. Jedes Gedicht habe seine Situation, auf die es bezogen ist. 2. Die Psalmen seien Denkmäler nationaljüdischer und antiker Frömmigkeit. 3. Man darf kein modernes Regelmaß auf sie übertragen und sie nicht mit unserer Kunstpoesie vergleichen.

Auch den anderen poetischen Schriften weiht er eine eigenartige Betrachtung. Bei Hiob, für den er eine besondere Vorliebe empfindet, hebt er besonders das Dramatische hervor. Bei dem Hohen Lied will er nichts von der symbolischen Deutung wissen, die in der Geliebten die Kirche, im Bräutigam Christus, in den Füchsen im Weinberge die Ketzer und Irrlehrer sieht, sondern er erkennt das Ganze als ein Liebesbuch, vielleicht einen Überrest alter Hochzeitsgedichte. Verhältnismäßig wenig werden von ihm die prophetischen Bücher betrachtet. Nur den Klageliedern Jeremiä weiht er eine eingehende Schilderung als der schönsten Frucht der hebräischen Elegie und sagt über sie: „Wie eine Turteltaube hört man über dem Grabe des Tempels und Landes die Elegie girren; wie eine edle und gefesselte Sklavin sehnt sie sich zurück in ihre Gegenden der Würde und Freiheit. Keine Nation hat schönere Stücke dieser Art. Aber keine Nation hat auch so viel verloren und empfunden als die hebräische, ohne dabei den kindlichen Trost der Zukunftshoffnung aufzugeben."

Die Wirkung dieser merkwürdigen Schrift, die zum erstenmal in Deutschland eine ästhetische Würdigung der bisher nur einseitig theologisch aufgefaßten Bibel durchführte, war eine mannigfache. 1. Das Vorurteil vieler Aufklärer, daß die Bibel das Zeugnis eines rohen und geschmacklosen Volkes sei, wurde zerstört. 2. Die Orthodoxen wurden zurückgewiesen;

deren beständige Reden von Offenbarung und mystisch geheimer Auffassung wichen der Forderung, „die Bibel soll menschlich gelesen werden". 3. Eine große Anzahl von wirklich ernsten, gediegenen wissenschaftlichen Arbeiten lehnte sich an Herder an, Arbeiten, die nicht bloß kritische und grammatische Exegese trieben, sondern sich mit inniger Liebe zur Bibel wandten. Eichhorn und seine Nachfolger sind direkte Schüler Herders, die Bibelkritik und Erklärung steht durchaus in seinem Bann. 4. Endlich wurde eine große Wirkung auf die Dichtung geübt: nun erst wurde die Bibel wirkliches Vorbild für die Dichter, und man darf ohne Übertreibung sagen, daß die außerordentlich große biblische Dichtung der späteren Zeit voll und ganz durch Herder beeinflußt ist.

Außer der Darstellung enthält Herders Buch eine große Anzahl Übersetzungen. Doch ist es unmöglich, eine einzelne Probe herauszugreifen, um den Wert dieser Übertragungen zu würdigen. Nur kurz mag indessen darauf hingewiesen werden, daß Herder nach biblischen Stoffen eine Anzahl Elegien dichtete, die er in den „Blättern der Vorzeit" zusammenstellte. Sie sind weit bekannter als seine Übersetzungen, z. B. die „Alles zum Guten", die Geschichte des Rabbi, der, nicht in die Stadt gelangt, im Freien übernachten muß und am nächsten Morgen bemerkt, daß die meisten Städter von Räubern ausgeplündert sind, oder die Erzählung „Drei Freunde", Geld, Verwandte, wohltätige Freunde. Nicht minder bekannt ist die „Geschichte vom Weinstock", „Sammael", „Abrahams Kindheit". Die schönste vielleicht ist „Der Tod des Moses". Gott hat seinem Getreuen das Ende bestimmt; statt der Engel geht Sammael zu dem für den Tod Auserlesenen, aber er wagt ihn nicht zu berühren. Da unternimmt Gott selbst eine Unterredung mit Moses Seele, und der Dichter schließt: „Da küßte der gnädige Gott seinen Knecht und nahm ihm im Kusse seine Seele. Moses starb am Munde Gottes, und Gott begrub ihn selber, und niemand weiß die Stätte seines Grabes."

Auch dem lebenden Moses (Moses Mendelssohn) wußte Herder, der den Begründer der jüdischen Religion zu würdigen verstand, manches gute Wort zu gönnen. Aber freilich, die Verbindung beider Männer war nicht eine so vertraute und nicht so ungetrübte, wie man wünschen möchte. Freilich muß man bei den Zeugnissen, die vorhanden sind, bedenken, daß sie sich zusammensetzen aus Briefen an Nicolai, an Hamann, an Mendelssohn selbst, und daß der an zweiter Stelle Genannte ein arger Feind Mendelssohns war, dem zu Gefallen der Briefschreiber vielleicht manchmal etwas stark auftrug, und ferner die Duplizität Herders selbst in Anschlag bringen, sein Schwanken zwischen feurigem Sichhingeben und kaltem Sichzurückziehen.

Herder hatte mit Interesse, ja, mit größter Teilnahme die Beiträge Mendelssohns zu den „Briefen, die neueste Literatur betreffend" gelesen. „Es würde für mich Glückseligkeit des Lebens sein, von solchen Männern persönlich zu lernen und durch lebendigen Umgang mit dem Geist derselben gebildet und aufgemuntert zu werden." Dann erschien der „Phaedon". Herder dachte daran, ein viertes Gespräch zu schreiben, in dem Sokrates, wieder zum Leben erweckt, reden sollte, gab diesen Plan aber auf, weil er in seinem Unsterblichkeitsglauben nicht viel weiter als bis zur Seelenwanderung gekommen sei. Er hielt, freilich in Briefen an Hamann, den Charakter des Sokrates von Mendelssohn als schielend dargestellt; Mendelssohn wisse, so urteilte er, keine rechte Vermittlung zwischen Plato und Xenophon herzustellen. Infolgedessen konnte er sich lange nicht entschließen, an Mendelssohn über dieses Buch zu schreiben, und als er schrieb, seine Zweifel ausdrückend, daß die Seele körperlos fortdaure, empfing er eine Antwort, in der Mendelssohn sich befremdet darüber aussprach, daß Herder nicht annehmen wolle, „daß die Ausbildung der Seelenfähigkeiten Bestimmung des Menschen auf Erden sei". Seitdem blieben beide in gewissem Zusammenhang. Im Jahre 1774 fand ein Zusammentreffen

in Pyrmont statt. Herder hatte manche Gründe, sich von Mendelssohn zurückzuziehen, zunächst seine damalige Verfeindung mit Nicolai, dem der jüdische Weltweise sehr nahe stand, sodann eine tiefe seelische Verstimmung, unter der er damals litt; Mendelssohns Schüchternheit und Empfindlichkeit darüber, daß der berühmte Fremde ihm nicht so entgegentrat, wie er erwarten zu dürfen glaubte, machte das Zusammentreffen zu einem recht peinlichen. Freilich äußerte Herder: „Ich habe Mendelssohn kennen lernen, den klarsten, heitersten Kopf, den ich beinahe auf einem menschlichen Rumpfe gesehen, stark ausgeprägt für sich; ich habe aber wenig oder gar keinen Punkt der Anhänglichkeit an ihn gefunden, halte ihn aber an sich für sehr glücklich, obgleich, wie mir scheint, kämpfend auf einem, ich weiß nicht wie, selbstgemachten Bollwerk."

Erst 1779 kam es wieder zu einer Verbindung zwischen beiden. Herder übersandte sein Buch „Von der Zukunft des Herrn" mit einem schönen Brief: „Verzeihen Sie, hochgeschätzter Herr, daß ich Sie mit diesem christlichen Buche beschwere. Es geschieht nicht, Sie zu bekehren, noch mir von Ihnen als Kunstrichter, wenn Sie noch einer sind, ein gnädiges Urteil zu erkaufen; ich übergebe es dem rechtschaffenen Israeliten, den ich von Herzen hochschätze, als Zeichen dieser Hochachtung und als ein Buch in seiner Sprache, in den Bildern seiner Propheten und Lehrer geschrieben. Sie können, mein Herr, der beste Richter sein, ob die Bilder, rein und klar, das bedeuten, was ich sie bedeuten lasse, und ob ich den Zusammenhang des Buchs, der eben auch aus den Ideen Ihrer Nation ist, getroffen. Was bei uns in diesem Fache kahle, leicht zu verdeutelnde, weit hergeholte Gelehrsamkeit ist, ist bei Ihnen, wie mich dünkt, angenommene heilige Sprache." (10. Oktober 1779.)

Der Beschenkte antwortete erst neun Monate später mit Übersendung seiner Übersetzung der Fünf Bücher Mosis. Das Begleitschreiben war recht kühl, und namentlich der

Schluß bei aller Anerkennung etwas vornehm. Nun ist es Herder, der in einer wahrhaft rührenden Weise sich an Mendelssohn wendet und nach dem Tode Lessings förmlich um die Freundschaft des hinterlassenen Freundes fleht: „Ohne Zweifel, lieber, teurer Mendelssohn, wissen Sie, so gut wie ich, Lessings Tod; ich kann aber nicht umhin, da ich mich schon seit 2 Tagen damit trage und gegen niemand mein Herz darüber recht ausschütten und losmachen kann, an Sie, liebster Mendelssohn, zu schreiben — an Sie, dessen Freund er so sehr war. Und den ich mir in meinen ersten Jahren so gerne und oft mit ihm zusammen dachte .....

Lassen Sie sich, lieber Mendelssohn, erbitten, gewissermaßen seinen Platz in mir auszufüllen und mir etwas näher zu sein, als Sie es sind. Eine Reihe von Zufällen und Umständen, in denen ich zum Teil doch nicht ganz Schuld bin, hat Sie, wie ich lange wenigstens gedacht habe, entfernter gegen mich gemacht, als ich's wünsche. Der unglückliche Zeitpunkt, in dem wir uns zu Pyrmont sahen und so wenig genossen, mit dem, was durch Nicolai darauf folgte, hat dazu beigetragen; und es ist mir oft ein schmerzliches Andenken gewesen, daß sich das alles so schicken, so zusammenschicken mußte. Ich begehre nicht Ihre Freundschaft, die sich nicht antragen läßt, die ich auch meiner Gemütsart nach niemandem in der Welt je angetragen habe; aber Ihre Gutmütigkeit, Ihr unverhohlenes Wohlwollen in Sachen, wo wir doch einerlei Zweck im großen Ganzen, wenngleich in so verschiedenen Sphären, zu befördern haben, dies wünsche, dies erbitte ich mir, da ich Sie so innig und aufrichtig hochschätze und liebe, auch mit jedem Jahre des Lebens lieber gewinne."

Und auch hier muß wieder konstatiert werden, daß Mendelssohn diesem Liebeswerben gegenüber sich recht kühl verhielt, von Nicolai und der verunglückten Begegnung in Pyrmont spricht, die ausgestreckte Hand zwar nicht zurückweist, aber sie nicht mit der Wärme ergreift, mit der sie geboten wurde. Man wird es Herder nicht verübeln, wenn er daraufhin schwieg.

Als Lessings Freund sich dann anschickte, über den Verstorbenen zu schreiben, da war er es, der sich nach Weimar wandte, aber die Phrase, mit der Mendelssohn gewiß nicht verletzen wollte, „Moses der Mensch schreibt Herder dem Menschen, nicht der Jude an den Superintendenten", mag Herder eher verletzt als erfreut haben. Seine Antwort jedoch ist nicht bekannt. Sicher ist, daß er seinen schönen Aufsatz über Lessing nach Berlin schickte, und daß der Berliner Weltweise ihn zwar im einzelnen kritisierte, aber im ganzen bewunderte. Eine vierjährige Pause folgte dann. Erst am 4. Mai 1784 schickte Herder seine „Ideen" und manches andere und braucht die schönen Worte: „An Jerusalem habe ich mit Geist und Herz viel Anteil genommen." Mendelssohn antwortete, indem er auch auf die Streitigkeiten zwischen Nicolai und Herder einging und mit den Worten schloß: „Leben Sie wohl und lieben Sie Ihren Moses Mendelssohn."

Das sind die Hauptzeugnisse für den Verkehr zwischen den beiden so ungleichen Männern. Prüft man sie in gerechter Weise, so wird man gewiß nicht die Schuld der Lauheit auf Herder allein zurückführen können: zwei schwere Naturen, denen es nicht leicht wurde, sich unbefangen zu geben, traten hier einander ohne jede Vermittlung gegenüber. Der konfessionelle Gegensatz, die Überempfindlichkeit beider hinderte eine wirkliche Intimität, gewiß aber nicht Herders Stolz oder Hochmut, nicht etwa seine Abneigung gegen den Vertreter der jüdischen Gemeinschaft.

Eine wirkliche praktische Tätigkeit für Juden zu üben, hatte Herder kaum Gelegenheit. Die Zeit, in der er lebte, war gewiß die des geistigen und sittlichen Aufblühens der deutschen Judenheit, aber gerade in Weimar lebten Juden in so geringer Zahl, daß Herder kaum Veranlassung hatte, über sie zu sprechen. Nun gibt es unter Herders Werken eines, „Briefe zur Beförderung der Humanität", das man, wenn man es nicht kennt, als eine beredte Forderung auffaßt, die auch den Juden Gleichstellung mit den anderen gewähren

sollte. Aber das ist eine ganz falsche Auffassung der sogenannten Humanitäts-Briefe. Ihre ursprüngliche Absicht war, die Begründung des Staates in humanem Sinne zu lösen. Daneben wurde gezeigt, wie das Menschengeschlecht die Aufgabe habe, die gegenseitig zweckmäßigste Einwirkung des einen auf den andern zu veranlassen. Aber das Werk ist nicht ein rein theoretisches, es sind keineswegs bloß philosophische Erörterungen, sondern historische Darlegungen; über Franklin, Friedrich und Joseph II. wird ausführlich gehandelt, die Stellung zur französischen Revolution und zur französischen Literatur eingehend dargelegt, wobei das Deutschtum lebhaft befürwortet wird. Außer diesen geschichtlichen und allgemein philosophischen werden politische Fragen behandelt, z. B. der Despotismus und der Adel bekämpft, pädagogische Fragen erörtert, worunter gar manche Bemerkungen von großer Wichtigkeit sind, z. B. die, daß die griechische Kunst als Hauptschule der Humanität betrachtet werden sollte. Die besonders bewunderten Stellen der Humanitätsbriefe sind die geistreichen Erörterungen großer literarischer Epochen, wobei z. B. die Charakteristiken Petrarcas und Uriel Acostas, Comenius' und St. Pierres, Lucrez' und Diderots von besonderer Wichtigkeit sind. Eine Stelle aus diesen Briefen ist in diesem Zusammenhange von großer Bedeutung, der eine andere aus den „Ideen" angeschlossen werden soll. Die eine, die bei Gelegenheit des Uriel Acosta über Religionsverfolgungen gesprochen wurde, die andere, die im Hinblick auf die Zukunft eine allgemeine Vorstellung von der Entfaltung der jüdischen Verhältnisse gibt. Die eine lautet: „Von Kindheit auf ist mir nichts abscheulicher gewesen, als Verfolgungen oder persönliche Beschimpfungen eines Menschen über seine Religion. Wen gehet diese als ihn selbst und Gott an? Ja, wer weiß nicht, was an dem Wort *Religion*, sobald es innere Überzeugung und Gefühl betrifft, für tiefe Skrupel und Schwierigkeiten haften? Dem ist *dieses*, einem andern *das* aufs innigste anstößig; zu *diesem* Ausdruck kann er

sich nicht gewöhnen, von jener früh erfaßten Vorstellungsart auf keine Weise sondern. An ihr hangen seine moralischen Begriffe; an ihr vielleicht seine vornehmste Triebfeder, ja, ein Ideal der Moralität selbst. Dieser findet Zweifel, wo keiner sie findet; die schwarze phantastische Fliege verfolgt ihn, ohne daß ein anderer sie siehet. Wie grausam ist's also, wie unvernünftig, nutzlos und unmenschlich, wenn sich ein Mensch, ein Gericht, eine Synagoge das Verdammungs-, das Verfolgungs-Urteil über die Religion eines andern, wäre er auch ein Neger und Indier, anmaßt!" Die andere hat folgenden Wortlaut: „Die Juden waren und sind das ausgezeichnetste Volk der Erde: in seinem Ursprunge und Fortleben bis auf den heutigen Tag, in seinem Glücke und Unglücke, in Vorzügen und Fehlern, in seiner Niedrigkeit und Hoheit, so einzig, so sonderbar, daß ich die Geschichte, die Art, die Existenz des Volkes für den ausgemachtesten Beweis der Wunder und Schriften halte, die wir von ihm wissen und haben. So etwas läßt sich nicht dichten, solche Geschichte mit allem, was daran hängt und davon abhängt, kurz, solch ein Volk läßt sich nicht erlügen. Seine noch unvollendete Führung ist das größte Poem der Zeiten und geht wahrscheinlich bis zur letzten Entwicklung des großen, noch unberührten Knotens aller Erdnationen hinaus; dieses sonderbarste Volk hat die sonderbarsten Bücher; ein Volk, dessen Religion und Geschichte ganz von Gott abhängt, hat auch Bücher der Art, des Geistes; jene Dinge sind aus diesen, diese aus jenen entstanden und alles ist im Grunde nur eins. Ein Gepräge, ein Charakter, eine Beurkundung der Zeiten, ihr Name ist das Volk Gottes."

Noch ein großes Werk Herders ist zu betrachten, seine „Adrastea". Es sollte das beste Werk Herders werden, eine Zeitschrift, die er am Anfang des Jahrhunderts allein schrieb, die dazu bestimmt war, eine Prüfung der Resultate der vergangenen Zeiten zu geben. In dieser Zeitschrift findet sich ein großer Abschnitt: „Die Bekehrung der Juden". Er

beginnt mit Kallenbergs Versuche einer Judenmission aus dem Jahre 1727, geht dann auf die vielfachen Bemühungen ein, die Lage der Juden zu verbessern, spricht u. a. von den Bemühungen eines britischen Philosophen Hartley, die Juden nach Palästina zurückzuführen, und erwähnt dabei eine Stelle Montesquieus des Inhalts, daß durch die Haltung der Europäer vieles an den Juden gesündigt worden sei. Er selbst macht folgende Vorschläge: 1. Den Juden die Quelle ehrloſen Gewinns und Betrugs zu verstopfen, wobei eine recht böse Stelle gegen die Juden vorkommt, die man bei allen Judenfeinden von Grattenauer an treulich zitiert findet. 2. Die Christen müssen den Juden mit gutem Beispiele vorangehen, schädliche Gesetze aufheben und das Gute in den Juden anerkennen. Hier kommt ein Hinweis auf Lessings Nathan, auf die jüdischen Briefe des Marquis D'Argens, auf Spinoza und auf edle Charakterzüge der Juden, ihre Wohltätigkeit, vor. 3. Die Juden selbst müßten sich eine bessere Erziehung in Moral und Kultur geben. Der Verfasser gibt zu verstehen, daß sie dazu bestimmt seien, nachdem sie bisher im wesentlichen Kaufleute gewesen und weder zu Bauern, noch zu Kriegs- und Seehelden besonders geeignet seien, auf geistigem Gebiete Hervorragendes zu leisten. Schon für seine eigene Zeit bemerkt er:

„Wer denkt bei Spinozas, Mendelssohns, Herz' philosophischen Schriften daran, daß sie von Juden geschrieben, wurden, wenn die Töchter Zions dereinst ihre Vorfahren einer Mirjam und Deborah in den Künsten der Musen nacheifern: wen wird es befremden?"

Für die Zukunft aber entwirft er das folgende wunderbare Bild:

„Welche Aussicht wäre es, die Juden, ein scharfsinniges Volk, der Kultur der Wissenschaften, dem Wohl des Staates, der sie schützt, und anderen, der Menschheit allgemein nützlichen Zwecken treu ergeben, in ihren Beschäftigungen und in ihrer Denkart selbst rein humanisiert zu sehen! Abgelegt

die alten, stolzen Nationalvorurteile; weggeworfen die Sitten, die für unsere Zeit und Verfassung, selbst für unser Klima nicht gehören, arbeiteten sie nicht als Sklaven in einem Coliseum, wohl aber als Mitwohner gebildeter Völker am größten und schönsten Coliseum, dem Bau der Wissenschaften, der Gesamtkultur der Menschheit. Nicht auf den nackten Bergen Palästinas, den engen verheerten Landes, allenthalben stünde da geistig ihr Tempel aus seinen Trümmern empor; alle Nationen verehrten mit ihnen, sie mit allen Nationen verehrten denselben Schöpfer, indem sie sein Bild, Vernunft und Weisheit, Großmut und Wohltätigkeit im Menschengeschlecht ausbildeten und erhüben. Nicht durch Einräumung neuer merkantilischen Vorteile führt man sie der Ehre und Sittlichkeit zu; sie heben sich selbst dahin durch rein menschliche, wissenschaftliche und bürgerliche Verdienste. Ihr Palästina ist sodann, wo sie leben und edel wirken allenthalben."

Als Herder seinen Tod nahe fühlte, bestimmte er zu seiner Grabschrift die drei Worte: „Licht, Liebe, Leben". Was bedeuten sie für ihn, was sagen sie uns?

Licht, das bedeutete ihm nicht nur Verlangen nach Helligkeit und Daseinsverlängerung, sondern ein Schauen der Verklärtheit: aus den Stürmen des Lebens hatte er sich zu innerer Ruhe gerettet, in des Leibes Schwachheit meinte er das Licht der Ewigkeit zu schauen. Uns aber gab er das Wort: Halte fest an der Leuchte der Aufklärung; nur das Denken bringt Licht, nur nach dem Entfernen der Schlacken leuchtet das Gold.

Und die Liebe: er hatte die Menschheit in sein Herz geschlossen und sie doch oft von sich gestoßen, hatte mit den Seinen innig gelebt und sich ihnen häufig durch Rechthaberei und Kleinlichkeit entfremdet; nun auf dem Krankenlager sehnte er sich nach der allumfassenden Macht, war von dem Verlangen erfüllt, die ganze Menschheit an sich zu ziehen. Uns aber bedeutet das Wort nicht das Begehren und das Verlangen nach Lust, sondern die schöne Sehnsucht des einzelnen zur

Gesamtheit, den Wunsch nach Verbrüderung mit allen zur Gestaltung einer herrlichen Weltharmonie.

Und endlich das Leben: der Kranke wünschte sich wohl, das Leiden zu überstehen, um seine Kräfte nützen zu können, denn er und wir mit ihm sehen im Leben etwas anderes, als ein leeres Verbringen der Tage. Leben heißt tun, nach dem Goetheschen Spruch:

„Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann.
Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."

Leben heißt vertrauen, daß das, was der einzelne leistet und schafft, nicht verloren geht, sondern für das Ganze nutzbar gemacht wird. Leben heißt hoffen, hoffen auf die Verwirklichung der Ideale, die der einzelne Mensch und die das einzelne Zeitalter nicht herbeiführen kann, aber die sich verwirklichen müssen, wenn und weil es eine Vervollkommnung der Menschheit gibt.

Licht, Liebe, Leben, die Bewährung dieser drei Worte, das sei der deutschen Juden Feier am Herdertage.

5. Goethe und die Juden.

Wer über Goethe und die Juden ſpricht oder ſchreibt, tut am beſten, von vornherein ein Glaubensbekenntnis zu formulieren. Ich ſpreche nicht als Jude, ſondern als Literarhiſtoriker. Als Jude bin ich Partei, als Literarhiſtoriker bin ich parteilos. Ein großer franzöſiſcher Moraliſt, der in ſeinen Eſſais das geſamte Menſchenleben zum Gegenſtande ſeines Studiums machte, ſagte von ſich: „ich urteile nicht, ich erzähle". Von einem großen Hiſtoriker Leopold von Ranke berichtet man, er habe auf die Bemerkung einiger Begeiſterten, welches Hochgefühl es doch ſein müſſe, die Wahrheit zu erkennen und den Zuſammenhang der Völkergeſchichte zu enträtſeln, fein lächelnd, wie es ſeine Art war, geſagt, „was mich zur Geſchichtsforſchung treibt, das iſt Neugierde. Ich möchte wiſſen, wie die Sachen waren, von denen man bisher nichts wußte".

Ich wage nicht, mich mit Montaigne zu vergleichen und nicht mit Ranke. Aber ich möchte wie der letztere ſagen, ich möchte wiſſen, was Goethe von den Juden geſagt, wie er zu ihnen ſtand, wie ſie zu ihm ſtanden, und mit dem erſteren ausſprechen, ich bringe dies alles ſchlicht vor, aber ich urteile nicht, ich erzähle.

Ich will nicht dem größten deutſchen Schriftſteller gegenüber, zu deſſen Würdigung ſich mit ſo vielen deutſchen Gelehrten auch ſolche jüdiſchen Urſprungs vereint haben, mit ſittlichem Pathos oder hochmütiger Verachtung ausrufen: weg mit ihm, er war ein Judenfeind, oder auch nur: ſchade, daß er ein Judenfeind war; ich will unterſuchen, wie Goethe,

der sich mit leichthinniger Verwerfung oder einfachem unbegründeten Lob nie begnügte, sondern der kraft seiner wissenschaftlichen Anlage Lebensrätsel zu enthüllen und Weltaufgaben zu lösen strebte, zeitlebens mit dem Problem rang, das Existenz und Wesen der Juden ihm und so vielen bot.

I.

Goethe lernte in Frankfurt schon frühzeitig Juden kennen. Was sie ihm aber zeigen konnten, war keine Bildung, sondern mehr Absonderlichkeit. Er war mehrfach in der Judengasse, wohnte auf Empfehlung angesehener Personen einzelnen Zeremonien, z. B. einer Beschneidung, auch einer Hochzeit und der Feier des Laubhüttenfestes bei. Er sah gern am Sabbat Nachmittag die hübschen Judenmädchen spazieren gehen, und wir werden ihm nicht übel nehmen, wenn er sich an ihrem Anblick mehr erfreute, als an dem ihrer männlichen Begleiter. Er lernte weniger aus eigenem Willen als auf Befehl des Vaters, der ihm eine allseitige Bildung zuteil werden lassen wollte, bei einem originellen Lehrer, dem Rektor Albrecht, Hebräisch und beschrieb auch diesen Unterricht wie so manchen, den er in seiner Kindheit erhielt, in drastischer Weise. Seltsamerweise aber wurde dieser Unterricht in der hebräischen Sprache auch verknüpft mit dem Hebräischschreiben, ja selbst das Jüdischdeutsche eignete er sich, sei es durch Lektüre oder durch einen gelegentlichen Umgang mit Juden, an. Diese Kenntnis suchte er in einem nichterhaltenen Werke darzulegen und offenbarte sie in einem uns aufbewahrten Schriftstück. Dieses, das man wohl geradezu ein antisemitisches nennen kann, ist eine sogenannte Judenpredigt, die man nicht in den gewöhnlichen Ausgaben von Goethes Werken findet, ein boshafter Scherz etwa folgenden Inhalts: in dreihunderttausend Jahren wird der Messias über das Rote Meer kommen, durch den Klang einer Posaune die Juden versammeln. Alle, so viele ihrer auch seien, werden auf dem

einen Schimmel des Meſſias Platz haben und heil über das Rote Meer kommen, die Chriſten aber, welche ſich aus Hohn auf den Schwanz geſetzt, werden im Meere ertrinken.

Erſtere Arbeit ſollte ein Teil eines ſiebenſprachigen Romans werden. Sieben Geſchwiſter ſollten in verſchiedenen Sprachen miteinander korreſpondieren, das jüngſte, das Neſtquackelchen war dazu auserſehen, in jüdiſchdeutſcher Sprache zu konverſieren.

Wichtiger als dieſe Spielereien war das Erlernen des Hebräiſchen, und zwar weniger, weil Goethe dadurch zu einem Gelehrten wurde, ſondern dadurch, daß er der Bibel nahetrat. „Ich für meine Perſon", ſo äußerte er ſich in ſeiner Selbſtbiographie, „hatte die Bibel lieb und wert; denn faſt ihr allein war ich meine ſittliche Bildung ſchuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichniſſe, alles hatte ſich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Art wirkſam geweſen". Eine ſolche Schätzung der Bibel äußerte ſich nun bei Goethe einerſeits in der Behandlung bibliſcher Gegenſtände, andererſeits in der Benutzung von Ausſprüchen der Bibel in ſeinen Briefen und in ſeinen Dichtungen. Die Behandlung bibliſcher Gegenſtände iſt nicht von großer Bedeutung. Denn wenn der von der Univerſität Heimgekehrte in einer Abhandlung „Was ſtand auf den Tafeln des Bundes" die ſeltſame Antwort erteilt, „nicht die zehn Gebote, ſondern zehn Geſetze des iſraelitiſchen Jehovabundes", ſo gewinnen wir dadurch nicht viel oder nichts Richtiges, und auch die größeren Abhandlungen über die Wanderung der Iſraeliten durch die Wüſte, die Goethe nach Jahrzehnten wohl auf Grund von Unterſuchungen und Studien, die er in ſeiner Jünglingszeit gemacht hatte, niederſchrieb, beweiſen mehr geiſtreiche Vermutungen als ein wirkliches Verſenken in Geiſt und Tiefe der Bibel.

Von weit größerer Bedeutung aber iſt, daß in Gedichten und Briefen bibliſche Anklänge ſich häufig finden. Bei den Gedichten iſt dies oft in Ausdrücken der Fall, bei denen der

gewöhnliche Leser an die Benutzung jener alten Urkunden nicht denkt. Denn ein solcher würde bei der Romanze vom Fischer, „die einer ganz anderen Welt als der der alten Hebräer angehört, nämlich der Mystik des Naturlebens", bei dem Vers „und ward nicht mehr gesehen" gewiß nicht an eine biblische Vorlage denken, und doch stammt der Vers aus Genesis 5, 24. Er muß erst belehrt werden, daß der Vers aus der Harzreise im Winter „Der Du der Freuden viel schaffst" an Jesaias, Kapitel 9, Vers 3, anklingt. Weit eher denkt er schon bei dem Faust an biblische Quellen. Häufig genug ist darauf hingewiesen worden, und infolgedessen soll dieser Hinweis nicht noch einmal ausführlich dargelegt werden, daß der Prolog im Himmel mannigfache Verwandtschaft hat mit dem Buch Hiob, daß nicht bloß Situationen, sondern daß auch manche wörtliche Übereinstimmungen mit jenem Buche in dem Prolog sich finden. Aber viel merkwürdiger ist, daß in dem berühmten Liede Gretchens ein biblisches Buch benutzt ist, dem Goethe besondere Neigung schenkte, nämlich „Das Hohe Lied", das er im Jahre 1775 zwar nicht ausschließlich nach dem Original, sondern mit Zuhilfenahme der sogenannten englischen Bibelübersetzung in deutsche Prosa übertrug. Denn es läßt sich gar nicht leugnen, daß die Worte, „ach, dürft' ich fassen und halten ihn" dem Hohen Lied, Kapitel 3, Vers 4 ähnlich sind, und daß der Vers „und küssen ihn, so wie ich wollt'", sehr stark an die Vorlage, Kapitel 7, Vers 12, erinnert. Ja, die ganze Beschreibung der edlen Gestalt, des Zauberflusses der Rede und die ganze Art, in der die Liebende den Geliebten sich vorstellt, gemahnen stark an die Ausdrücke, in denen das Hohe Lied vom Bräutigam und von der Braut redet.

Bei Dramen und Gedichten möchte nun manchem die Benutzung biblischer Vorlagen nicht so auffällig erscheinen. Bei Werken beider Art hat man zur Überlegung, zur Aufsuchung von Quellen Zeit genug; wer aber in Briefen, diesen spontanen Äußerungen einer flüchtigen Minute, biblische Ausdrücke anwendet, der beweist, daß er mit diesem Buch der

Bücher, wie auch Goethe die Bibel nannte, völlig verwachsen ist, keiner Überlegung und keines Nachsuchens bedarf, sondern aus treuem Gedächtnis schafft. Und namentlich in der Zeit, die der Jugendepoche ziemlich nahe steht, besonders in den ersten Weimarer Jahren, bekundet Goethe namentlich in seinen vertraulichsten Äußerungen eine geradezu merkwürdige Neigung, biblische Ausdrücke anzuwenden.

1777, am 10. Dezember, schreibt Goethe: „Mit mir verfährt Gott wie mit seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mirs kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein und die Tenne naß, so ist's so", wörtlich entnommen aus Buch Richter 6, 36—40. Am folgenden Tage „und ich kam mir vor wie der König, den der Prophet mit dem Bogen schlagen heißt, und der zu wenig schlägt", eine Erinnerung an Zwei Könige, Kapitel 13, Vers 17—19. Da er zum erstenmal in Berlin ist, am 17. Mai 1778, gibt er seiner Vertrauten folgende Schilderung: „Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Zitadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewachte ich, und die Stadt ließ ich in Frieden und Krieg wehrlos; nun fange ich auch an, die zu befestigen, wärs nur indes gegen die leichten Truppen". Die ganze Stelle ist nichts anderes als eine Erweiterung des Spruches Salomonis, Kapitel 25, Vers 28. Oder wenn am 25. Juni 1779 in seinem Tagebuch notiert ist, „aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unbekannten Engel, sollte ich mir die Hüfte ausrenken", so ist dies eine Anlehnung und Weiterbildung der Stelle aus Genesis, Kapitel 32.

II.

Während in Frankfurt kein Jude sich nachweisen läßt, der mit Goethe in wirkliche Berührung trat, und wohl auch die Meßjuden in Leipzig oder die Händler in Straßburg in keine Beziehung zu ihm kamen, wurde die Sache in Weimar

etwas anders. Nicht als wenn in dem kleinen Landstädtchen eine zahlreiche Gemeinde existiert hätte — im Gegenteil lebten nur sehr wenige Juden dort —, aber wenigstens einzelne Dortwohnende lernte er kennen und erhielt von manchen interessante Besuche. Es ist überaus charakteristisch und wohl geeignet, ebenso die schöne Menschlichkeit Goethes zu zeigen, wie die Freiheit von konfessionellem Vorurteil, daß er in den ersten Jahren seines Weimarer Aufenthaltes einen durchreisenden Schutzjuden seinem hochgebietenden Oheim in Frankfurt, dem Stadtschultheißen, empfiehlt. Und eine poetische Erwähnung (gewiß nicht eine Verherrlichung) eines Juden findet sich in einem Gedichte der ersten Weimarer Zeit. In dem herrlichen Gedichte „auf Miedings Tod" hieß es ursprünglich:

Der Jude Elkan läuft mit manchem Rest,
Und diese Gärung deutet auf ein Fest.

Diese Worte enthalten keine Verspottung, sondern nur eine Charakterisierung eines untergeordneten Mannes, der, wie der Zimmermann und andere Handwerker und Kunstgeübte, mittätig waren bei den Theaterfreuden der Weimarer Hofgesellschaft. Der Jude Elkan muß etwa ein Händler mit alten Kleidern gewesen sein. Aber seine Beziehungen zum Hofe brachten ihn bald in die Höhe: er wurde Hoffaktor, unterhielt wesentlich andere Geschäfte, als er ursprünglich betrieben, wurde Bankier und brachte wohl schon selbst sein neues Geschäft zu Ehren. Jedenfalls wurden seine Nachkommen hochgeachtete Kaufleute; die von ihnen geleitete Firma besorgte des Hofes und des Dichters Geldgeschäfte; einzelne Mitglieder der Familie erwarben sich deutsche Bildung und erlangten den Umgangston der feinen Gesellschaft, sodaß ein weibliches Mitglied, Johanna Elkan, später Gattin des feinsinnigen Moritz Veit, mit Schillers Töchtern gut bekannt war und auch Zugang in Goethes Hause hatte. Es läßt sich leicht denken, daß die materiell und geistig in die Höhe gelangten Persönlichkeiten diese Namensnennung eines Vorfahren, seine Bezeichnung als eines untergeordneten

Händlers unwillig empfanden und entweder selbst oder durch Vermittler bei dem Dichter auf eine Änderung der ominösen Stelle antrugen. Das menschlich Schöne aber ist, daß der Dichter diesem Ansinnen alsbald entsprach. Er strich den Namen und gab dem Verse die folgende Gestalt, in der er seit der Ausgabe letzter Hand in allen Drucken zu lesen und ausschließlich in dieser allgemein bekannt ist:

Der tätge Jude läuft usw.

So war der Name getilgt, die Sache aber beibehalten. Welche einzelne Person den Dichter bestimmte, die Variante einzufügen, ist nicht bekannt; sicher aber ist es, daß er jene Änderung vornahm, um eine zu Ehren und Ansehen gelangte Familie nicht zu kränken durch einen Hinweis auf die mehr als bescheidene Lebensstellung, die der Urvater eingenommen hatte.

Wenn nun auch, wie erwähnt, in Weimar wenig Juden wohnten, und wenn auch die Ilmstadt in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrunderts noch nicht das Ziel so vieler begeisterter Wallfahrer war, als in dem späteren Zeitraum, so wurde doch schon in jener Zeit mancher Pilger dort freundlich willkommen, aber auch manche Juden sprachen in Goethes Hause vor. Nur zwei von ihnen aus jener Zeit sollen erwähnt werden. Der eine ist ein Mitglied der Ephraimschen Familie, der am 28. Oktober 1782 nach Weimar kam. Es ist jedenfalls der Sohn des berüchtigten Münzunternehmers Friedrich des Großen, Veitel Heine Ephraim, der als Geheimrat Ephraim in jener Epoche eine merkwürdige Rolle spielt, eine Art untergeordneter diplomatischer Agent gewesen zu sein scheint, der übrigens schließlich in eine recht unangenehme, vielleicht nicht ganz unverschuldete Lage geriet. An dem genannten Tage berichtet Goethe seiner Freundin Charlotte von Stein: „Meiner Lieben einen guten Morgen zu sagen, hat mich allerlei, zuletzt der Jude Ephraim abgehalten. Von ihm zu erzählen, wird mir ein Spaß sein. Bald habe ich das Bedeutende der Judenheit zusammen und habe große Lust, in

meinem Roman auch einen Juden anzubringen." Wir würden nun freilich herzlich wünschen, eine ausführlichere Charakteristik des merkwürdigen Besuchers zu empfangen, aber auch in ihrer Kürze ist die Notiz von der allergrößten Bedeutung, denn mit jenem Roman ist nichts anderes gemeint als „Wilhelm Meisters Lehrjahre", die ja allerdings erst im Jahre 1795 im Druck erschienen, die aber, wie die Kenner wissen, schon am Anfang der achtziger Jahre geplant und in ihrer ersten Fassung so gut wie vollständig ausgeführt waren. Man darf ja nun freilich bei Plänen nicht überflüssige Seufzer ausstoßen, daß sie nicht vollendet worden sind. Aber hier wird es uns schwer, einen solchen Seufzer zu unterdrücken, denn, wenn man auch ohne Schmerz darauf hinweisen kann, daß jener siebensprachige Roman der Knabenzeit unvollendet geblieben ist, selbst, wenn man dadurch um den Genuß gekommen ist, Goethe jüdischdeutsch sprechen zu hören, so muß man es beklagen, daß diese ausführliche Schilderung eines Juden durch Goethe unterblieben ist.

Während Goethe durch diesen Besucher freilich nur halben Genuß empfangen zu haben scheint und wohl auch dem Berliner mehr als eine Kuriosität erschien, ist der Eindruck, den er von einem jungen Medizinstudenten David Veit empfing, ein größerer, und der, den er auf jenen machte, ein unvergänglicher. David Veit, einer hochachtbaren Berliner Familie entsprossen, war durch Rahel Levin, von der bald mit einigen Worten die Rede sein muß, an Goethe empfohlen worden. Er sah ihn seit 1793 in Weimar und Jena, wurde von ihm in mannigfache Gespräche gezogen, empfing reiche Belehrung und durfte seine gegenteiligen Ansichten offen äußern. Aber weit mehr als jenes geistige Verhältnis mutet uns eine kleine Szene an, die David Veit berichtet. Als er, wie Jenaer Studenten es gern taten, einmal im Theater zu Weimar saß, bemerkte er, wie sich die Exzellenz Goethe, der Theaterleiter, hinter ihn setzte. Der Minister verwickelte ihn in ein Gespräch über das Stück und dramati-

sche Angelegenheiten und ließ sich die Gegenreden des Studenten gefallen. Man male sich diese Szene aus, ein jüdischer Student ausgezeichnet durch freundliche Bewillkommnung durch den allgebietenden Mann, den größten Dichter jener Zeit.

Gewiß konnte Goethe durch das Studium eines kleinen Diplomaten und eines bildungseifrigen Studenten nicht alle Seiten jüdischen Wesens kennen lernen. Aber er ließ es sich angelegen sein und wurde durch den Zufall unterstützt, von verständigen Männern und schönen Frauen zu hören, die Schriften der ersteren zu lesen und sich an dem Anblick der letzteren zu erquicken. Unter den bedeutenden jüdischen Schriftstellern der Aufklärungszeit sind es drei, von denen Goethe gelegentlich spricht: die beiden Kantianer Salomon Marinon und Lazarus Bendavid und der Schriftsteller, Kaufmann und Gelehrte David Friedlaender. Die beiden ersteren wurden Mitarbeiter an den „Horen", der von Schiller begründeten, durch Goethe beförderten Zeitschrift. Der Meister, dem nichts Menschliches fremd war, ließ sich, ohne Kantianer zu sein, imponieren durch das gediegene Wissen, den ernsten Eifer, auch das redliche Bemühen der Genannten, in klarem und verständlichem Deutsch ihre philosophischen Gedanken auszudrücken. Mit David Friedlaender, dessen Bemühungen für geistige und sittliche Hebung der Juden dem Weimarer Meister wohl unbekannt blieben und unverständlich gewesen wären, wenn er sie gekannt hätte, verband ihn das gemeinsame Sammelinteresse. David Friedlaender der wie alle Berliner der älteren Generation für Goethes Werke wenig Verständnis besaß, war gleich dem Weimaraner ein eifriger Sammler von Antiquitäten und erfuhr durch Zelter, Goethes intimen Freund, von den gleichen Neigungen Goethes. Ohne Aufdringlichkeit und Überhebung sandte er durch Vermittlung des genannten Freundes manche Doublette nach Weimar und erhielt auf demselben Wege gar manches Gegengeschenk mit herzlichen Grüßen für den wackeren Mann.

Je mehr Goethe der Patriarch wurde, zu dem aus allen Ländern Wallfahrten unternommen wurden, um so mehr wurde er auch von Juden aufgesucht. Oft waren solche Begegnungen nur sehr flüchtig. Studenten, an deren Namen Goethe sich so wenig erinnerte, daß er im Tagebuch bei Erwähnung dieser Besuche eine Lücke ließ, wie ein Herr Cohn aus Danzig, strömten herbei wie andere, die es später zu außerordentlichem Ansehen und hervorragender Stellung brachten, wie der berühmte Orientalist Salomon Munk und Eduard Simson, später der erste Präsident der Goethe-Gesellschaft. Gelegentlich wird im Tagebuch auch notiert, daß zwei Herren von Rothschild mit ihrem Erzieher in Goethes Hause vorsprachen.

Etwas ausführlicher kann von Goethes Beziehungen zu einem deutschen Maler und deutschen Dichter jüdischen Glaubens geredet werden. Das herzliche Verhältnis freilich, das Goethe zu dem genialen Musiker jüdischen Ursprungs Felix Mendelssohn-Bartholdy hatte, soll hier nur gestreift werden, teils, weil es allgemein bekannt ist, teils, weil Felix gleich nach seiner Geburt getauft wurde und manchem daher in diesem Zusammenhange als ungeeignet erscheinen möchte. Aber es soll doch darauf hingewiesen werden, daß Goethe den jüdischen Eltern des zauberhaft liebenswürdigen Knaben, der ebenso durch seine Kunst wie durch seine Schönheit, wie endlich durch sein kindliches Wesen Goethe und den Seinen eine wahre Herzensfreude bereitete, Abraham und Leo Mendelssohn freundliches Entgegenkommen zeigte, daß er sie durch manchen Brief ehrte und in Äußerungen, die er über sie tat, die Anerkennung ihrer Trefflichkeit nicht sparte. Der Maler ist Moritz Oppenheim, der Dichter Michael Beer. Jener kam 1827 nach Weimar und berichtete in enthusiastischer Weise von dem Eindruck, den der alte Meister auf ihn gemacht hatte. Als ein gutmütig ehrwürdiger Greis erschien er ihm. Oppenheim war damals noch nicht der Maler jüdischen Familienlebens, sondern der Darsteller teils biblischer,

teils antiker Gegenstände. Er wurde in seinen Bemühungen von dem Meister geschätzt, empfing liebenswürdige Mahnungen, freundliche Anerkennung und durfte, was ihm gewiß mehr war als klingender Lohn, einzelne Erzeugnisse seines Fleißes nicht nur längere Zeit in den Gemächern des Meisters aufstellen, sondern einzelne ihm verehren. Der Dichter Michael Beer war gleichfalls in Weimar ein wohlaufgenommener Gast, aber die Beziehungen zu ihm sind unendlich charakteristischer, weil es sich hierbei gradezu um Jüdisches handelt, denn Beer hatte ein jüdisches Drama „Der Paria" geschrieben. Er sandte es nach Weimar und erlangte, daß das Stück durch Goethe, obgleich dieser damals direkt mit dem Theater nichts mehr zu tun hatte, zur Aufführung empfohlen wurde. Und Goethe tat dies nicht etwa aus Rücksicht auf die angesehene Familie des Dichters, auch keineswegs bloß deshalb, weil er selbst für den Stoff Interesse besaß, sondern gerade weil er die Bedeutung des Stoffes erkannte. Denn in einem sehr merkwürdigen Programm, das er selbst für diese Aufführung schrieb, finden sich die Worte: „Der Paria könne füglich als Symbol der herabgesetzten, unterdrückten, verachteten Menschheit aller Völker gelten, und wie ein solcher Gegenstand schon allgemein menschlich erscheint, so ist er dadurch höchst poetisch." Man sieht aus diesen Worten, daß Goethe im Gegensatz zu manchem Zeitgenossen die innere Bedeutung des Stückes klar erkannte und trotzdem das Drama zur Aufführung empfahl und dem Dichter ermunterndes Wohlwollen zuteil werden ließ.

Und wie die Männer, unter denen man wohl auch einen Bankier Simon Lämmel in Prag aufführen kann, von dem Goethe sich österreichisches Geld wechseln ließ, und dessen Einladungen nach Prag er mit höflichen Worten erwiderte, so spielen auch jüdische Frauen in Goethes Leben eine gewisse Rolle. Er lernte in Karlsbad die schon genannte Rahel Levin kennen, ließ sich von den beiden Schwestern Marianne

und Sara Meyer in Berlin, von denen die erstere einen Fürsten von Reuß heiratete (zu linker Hand, sie führte den Namen Frau von Eybenberg), die letztere mit einem Herrn von Grotthus verehelicht war, leckere Bissen schicken und mit liebenswürdigen Schmeicheleien füttern. Aber seine Beziehungen zu den genannten Frauen und anderen, die wie jene dem Judentum entstammten, wenn auch nicht zeitlebens beim Judentum verharrten, sind von so großer Bedeutung, daß sie doch kurz dargelegt werden müssen. Es soll zwar keineswegs der Versuch gemacht werden, die tausenderlei enthusiastischen Worte der Rahel und ihrer Genossinnen über Goethe aufzuzählen und ebensowenig die zahlreichen Briefe zu analysieren, die Goethe an die genannten Schwestern richtete. Nur ganz kurz sei darauf hingewiesen, daß Goethe Rahels Bemerkungen über die Wanderjahre als geistreiche Darlegungen seines Wollens zum Druck empfahl, und daß er aus zarter Neigung für die genannte Marianne seinen Roman „Die Wahlverwandtschaften" schneller, als er vorgehabt hatte, beendete. Die Bedeutung jener jüdischen Frauen aber besteht in folgendem: während die Berliner der älteren Generation, wie bei der Nennung David Friedländers angedeutet wurde, durchaus auf Lessingschem Standpunkte stehend, für Goethes Jugendwerke keinerlei Sympathien besaßen, sind die Frauen die Verkünderinnen des Goetheschen Evangeliums in Berlin. Sie haben, so darf man ohne jede Übertreibung sagen, nicht bloß in den jüdischen Kreisen, sondern in Berlin überhaupt Lessing entthront und Goethe auf den Thron gesetzt. Sie sind es allein, denen jener großartige Umschwung, die Begeisterung für Goethe in erster Linie zu danken ist, und daß sie es taten, ist nicht etwa eine Wirkung des persönlichen Enthusiasmus für den großen und berühmten Mann, nicht bloß ein Dank für die Huldigungen, die sie gelegentlich von ihm empfingen, sondern es ist die Folge eines tiefen Verständnisses, eines wirklichen Begreifens von Goethes Größe und Bedeutung.

III.

Wie für die Menschen, so interessierte sich Goethe auch für einzelne Vorgänge, die, wenn sie auch keineswegs von hervorragender Bedeutung in der Geschichte des Judentums sind, doch immerhin Erwähnung verdienen. Am interessantesten ist gewiß sein Verhalten bei der Neuregelung der jüdischen Angelegenheiten in Frankfurt. Wie über so viele Angelegenheiten seiner Vaterstadt, so wurde er auch über diese von einer Frankfurterin, die ihn eine Zeitlang über alles Heimische auf dem Laufenden hielt, unterrichtet. Bettine Brentano schickte ihm die Broschüren, die von jüdischer oder philanthropischer Seite geschrieben wurden, erntete aber keinen großen Dank damit. Denn Goethe erbat sich zur Ergänzung des einseitigen Urteils, das er nach diesen Aktenstücken gefällt hatte, die Arbeiten der Gegner und las mit viel größerem Behagen die Art, wie der edle Israel Jacobsohn, den er einmal spöttisch „den braunschweigischen Judenheiland" nannte, von seinen Gegnern abgeführt wurde, als er sich an den humanen Forderungen erlabte, die von den Juden oder für sie aufgestellt wurden. Gewiß mag man von einem solchen Verfahren nicht sonderlich erbaut sein, aber es ist doch von einigem Interesse, wenn man noch heute aus der Bibliothek im Goethehause konstatieren kann, daß Goethe die ihm zugesandten Broschüren nicht etwa nur annahm, sondern sie mit der größten Aufmerksamkeit las, einzelne Worte anstrich, bei besonders bemerkenswerten Sätzen Ausrufungszeichen machte, Fehler verbesserte. Dieses aufmerksame Durchlesen der Aktenstücke beweist, wenn auch nicht die Annahme der Bettineschen Ansichten, so doch immerhin den Eifer des mit so vielen Dingen Beschäftigten, über die Angelegenheiten zu denken und das große Problem der Judenfrage sich klarzumachen.

Es hat sich keine Nachricht erhalten, ob und wie Goethe den Bemühungen, wie sie seit 1811 in Preußen und anderen

Ländern, wie sie später namentlich in der Bundesakte von 1815 zum Ausdruck gelangten, entgegentrat. Es scheint fast, als wenn sich in gewisser Weise eine feindliche Auffassung verhärtet hätte, denn ein grausames Wort, das allerdings an einer entlegenen Stelle steht, möglicherweise auch einer unmutigen Aufwallung entsprungen, beweist eine durchaus abweisende Gesinnung. Denn am 24. Juni 1816 schrieb Goethe in einem Briefe an einen Vertrauten die betrübenden Worte nieder: „In Jena darf nach alten Gesetzen kein Jude übernachten. Diese löbliche Anordnung dürfte gewiß künftighin besser als bisher aufrecht erhalten werden." Man muß nun freilich einem solchen Worte des Unmuts die freundliche Art entgegenhalten, in der der Dichter manchen in Jena weilenden, oder auch nur auf der Durchreise vorsprechenden Juden behandelte, und die geradezu liebevolle Weise, in der er, wie oben gezeigt wurde, David Veit in Jena und Weimar empfing.

Und ein Vorgang des Jahres 1823 zeigt, wie die Stimmungen bei dem Meister wechseln, wie seine Betrachtung und Handlungsweise eine verschiedene sein konnte. Sein bedeutender Landesfürst, Großherzog Karl August, war der erste deutsche Fürst, der seinem Lande eine Verfassung gegeben hatte. Nach diesen Bemühungen schritt er weiter und erließ im Jahre 1823 eine Verordnung, nach welcher die Ehen zwischen Juden und Christen gestattet sein sollten. Damit war aber Goethe, der sich von der aktiven Mitwirkung bei öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen hatte, durchaus nicht einverstanden, wie er denn wohl auch mit den übrigen Bestimmungen des Judengesetzes vom 20. Juni 1823, das man nicht eben eine vollkommene Gleichstellung, aber doch immerhin ein ganz liberales Gesetz nennen kann, keineswegs zufrieden war. In einer Unterredung mit dem Kanzler Müller, die man wohl für authentisch halten kann, obgleich man sich hüten muß, alle solche Unterredungsberichte für unbedingt wahr anzunehmen, drückte er seinen leidenschaftlichen Zorn darüber aus: „Er ahndete die schlimmsten und

grellsten Folgen davon, behauptete, wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stellung niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben." Besonders ungern sah er es, daß das weimarische Ländchen mit derartigen Institutionen den Anfang machte. In diesem Sinne rief er aus: „Wollen wir denn überall im Absurden vorausgehen, alles Fratzenhafte zuerst probieren?"

Und merkwürdig, aus demselben Jahre hat sich eine andere Verfügung des Großherzogs von Sachsen erhalten, nach der zwei Waisen jüdischer Religion in dem Allgemeinen Waisenhause untergebracht und erzogen werden sollten, und in der Verfügung, die deshalb erlassen wurde, finden sich Ausdrücke der schönsten Toleranz, und man möchte in der Tatsache und in den Worten der Verfügung, wenn auch, wie schon vorhin bemerkt, eine besondere Mitwirkung Goethes weder bezeugt, noch wahrscheinlich ist, jene Rückwirkung des humanen Geistes sehen, von dem auch unser Meister trotz aller gelegentlicher Widersprüche erfüllt war.

Wenn man aber von Vorgängen innerhalb des Judentums spricht, so darf man nicht bloß einzelne gesetzliche Bestimmungen erwähnen, sondern auch an die große Epoche der Entwicklung erinnern, und hier ist es nun merkwürdig, daß Goethe den größten Erscheinungen des modernen Judentums eine durchaus sympathische, ja zum Teil begeisterte Beachtung schenkte. Gewiß hat er nicht, als er ziemlich früh schon von Baruch Spinoza Kenntnis nahm, mit besonderem Interesse auf dessen Zugehörigkeit zum Judentum geachtet, aber es ist immerhin bemerkenswert, daß er nach erlangter Kenntnis von Spinozas Zugehörigkeit zum Judentum sich dadurch in keiner Weise abschrecken ließ. Die Art und Weise aber, wie er die zwingende Macht seiner Gedanken auf sich wirken ließ, wie er insbesondere die großartige Gedankenarbeit

seiner Ethik anerkannte und zu der seinigen machte, beweist, mit welchem Respekt er jüdische Gedankenarbeit verfolgte.

Ein Genius wie Spinoza war Moses Mendelssohn nicht, so ungeheuer auch seine Bedeutung für das Judentum und speziell die Stellung der Juden zum Deutschtum und der deutschen Literatur ist. Und auch hier war der große Weimaraner in keiner Weise voreingenommen gegen den Weisen Berlins, obgleich er ja selbstverständlich wußte, daß er Jude war. Er war so wenig voreingenommen gegen ihn, daß er nach einem glaubwürdigen Bericht der Dichterin Karschin nur jenen allein im Jahre 1778 besuchte, da er, wie schon gelegentlich angedeutet, in Berlin war. Und wenn sich auch kein direkter Verkehr zwischen Mendelssohn und Goethe gestaltete, wenn der letztere vielleicht auch davon wohl unterrichtet war, daß Mendelssohn, durchaus auf Lessingschem Standpunkt stehend, den Werther und die Jugendschriften verabscheute, so vergalt Goethe keineswegs Gleiches mit Gleichem, vielmehr bemühte er sich schon zur Zeit von Mendelssohns Leben, sein großes Verdienst um die Popularisierung der Philosophie anzuerkennen, lobte die lichtvolle Art seines Vortrags und, von einzelnen kleinen unerfreulichen Ausdrücken abgesehen, schätzte ihn auch dann, als Mendelssohn sich zur Abwehr des Verdachtes des Spinozismus rüstete und bei diesem Wagnis starb. Besonders aber wußte er lange Jahre nach des Weltweisen Tode dessen Verdienst um die deutsche Literatur und um die Philosophie zu rühmen, und vielleicht geschah es im Andenken an den würdigen Mann, daß er wiederum viele Jahre später Felix Mendelssohn und dessen Eltern freundlich, fast liebreich aufnahm.

IV.

Bei einem Schriftsteller und Dichter aber fragt man nicht bloß, wie bisher geschehen ist, wie jener sich zu den Dokumenten einer fremden Gemeinschaft gestellt, wie er die Men-

schen und Schicksale jener Genossenschaft behandelt, sondern vor allem, ob und wie er in seinen Arbeiten der Juden und ihrer Angelegenheiten gedacht hat. Nun ist es freilich nicht möglich, jenen schon früher erwähnten siebensprachigen Roman wiederzufinden, und es ist, wie gleichfalls schon gezeigt wurde, der Plan nicht ausgeführt worden, einen Juden in dem Roman Wilhelm Meister vorzubringen. Aber, wenn auch diese beiden Zeugnisse fehlen, manch andere haben sich erhalten. Es gibt deren so viele, daß, wenn man jede Erwähnung von Juden in Gedichten und Schriften aufführen wollte, man viele Seiten zu füllen imstande wäre. Infolgedessen soll auch hier mit Verzicht auf alle die kleinen Erwähnungen nur einzelnes Bedeutungsvolle hervorgehoben werden. Es ist wenig bekannt, daß Goethe den Stoff des ewigen Juden in einem Epos behandeln wollte. In seinen Werken haben sich einzelne Fragmente, die er selbst als „Fetzen" bezeichnet, erhalten, die uns eben keinen vollständigen Begriff des Gedichts und noch weniger seiner Stellung zur Judenfrage zu geben vermögen. Für uns bleibt ausschließlich interessant, daß der Dichter, der im Jahre 1774 diesen merkwürdigen Stoff zur Darstellung des sogenannten Separat-Christentums, d. h. der Frommen, die sich von der Allgemeinheit der Gläubigen absondern, benutzte, im Jahre 1787 denselben Stoff zu verwenden gedachte, um den Gegensatz des damaligen Katholizismus gegen das Urchristentum zu erweisen, später, 1814, bei der Schilderung jener Jugendzeit das eigentliche Wesen dieses dichterischen Vorwurfs erkannte. Damals nämlich zuerst tritt die Absicht auf, jene Wanderung des Juden, oder vielmehr das Hindurchgehen des Judentums durch die Geschichte der Zeiten in lebhafter dichterischer Weise darzustellen. Wir mögen es für unwahrscheinlich halten, daß der Dichter, obwohl er es selbst berichtet, wirklich 1774 schon daran gedacht haben sollte, einen Besuch des ewigen Juden bei Spinoza darzustellen, wohl aber öffnet sich bei Erwähnung dieses Planes eine wunderbare Perspektive. Was hätte uns ein

solches Gespräch zwischen dem durch die Zeiten wandernden Vertreter einer alten Anschauung und dem aufgeklärten, scharfsinnigen, kritischen Meister ergeben können, der vieles Äußerliche der alten Religion abgestreift hatte und zu einer neuen großartigen Weltanschauung gelangt war. Es ist gewiß sehr häufig nicht angebracht, über den Verlust dieser oder jener Dichtung zu klagen; in unserm Falle aber kann man das Bedauern nicht unterdrücken, daß diese Fassung des merkwürdigen Fragments nicht erhalten, oder, was wahrscheinlicher, nicht ausgeführt worden ist.

Was wir sonst Dichterisches über die Juden besitzen, kann sich mit der Hoheit des eben Erwähnten nicht messen. Es ist immerhin interessant, daß in einer der bekanntesten Nachdichtungen Goethes, im Reineke Fuchs, mit Achtung von einem Meister Abryon gesprochen wird, der aller Sprachen kundig sei, die von Poitou bis Memel gesprochen werden. Merkwürdiger aber sind zwei Zeugnisse aus der Jugendzeit. Die eine ist eine Beurteilung der „Gedichte eines polnischen Juden", die wegen ihrer herrlichen Darstellung der „Aufgaben eines lyrischen Dichters" oft angeführt werden. Für uns ist diese Besprechung besonders wichtig wegen zweier Stellen, die so lauten: „Zuförderst müssen wir versichern, daß die Aufschrift dieser Bogen einen sehr vorteilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geist, ein fühlbares Herz, bis zum selbständigen Alter unter einem fremden rauhen Himmel aufgewachsen, auf einmal in unsere Welt. Was für Empfindungen werden sich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem alles neu ist?" Und dann: „Es ist recht löblich, ein polnischer Jude sein, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, Deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zusammen nicht mehr leistet, als ein christlicher Etudiant en belles lettres auch, so ist es, däucht uns, übel getan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehen zu machen."

Wenige Jahre später ein Drama „Das Jahrmarktsfest in Plundersweilern", das unter den Kampfspielen der streit-

vollen Jugendzeit besonders bemerkenswert ist. Alle die kleinen literarischen Plänkeleien dieses Spiels können hier nicht angedeutet, geschweige denn ausführlich behandelt werden; eine Erwähnung verdient aber das Puppenspiel Esther, das in diesem Markttreiben geschickt verwertet worden ist. (Die kurze Redaktion des Jahres 1774 hat später, 1789, einer breiteren und farbloseren Fassung Platz gemacht.) Ob auch in diesem Puppenspiel in den Persönlichkeiten der Esther, ihres Onkels, des Königs, des schuldigen Ministers Haman literarische Satiren gegen Zeitgenossen des Dichters versucht waren, bekümmert uns hier wenig; für uns ist die Tatsache wichtig, daß der Dichter diesen Stoff wählte und ihn mit einem Siege der Esther schließen ließ, denn ein Sieg dieses jüdischen Mädchens bedeutet zugleich den Triumph des Judentums, und wenn Goethe ihn auch nicht mit erhabenen Worten schilderte, so ist doch die Wahl des Stoffes und der Anschluß an die übliche Behandlung desselben ein höchst merkwürdiges Zeugnis für seine Gesinnung.

Am bedeutungsvollsten sind aber einzelne Prosaaussprüche, zwei aus der Jugendzeit, zwei aus der Epoche des Alters. Schon die Tatsache, daß sie aus verschiedenen Zeiten stammen, beweist, wie am Anfang dieser Studie auseinandergesetzt ist, daß Goethe nicht bloß gelegentlich von jüdischen Dingen sprach, sondern wirklich mit dem Problem rang, das auch ihm das Judentum bereitete. In derselben Zeitschrift, aus der kurz vorher eine Rezension erwähnt war, finden sich zwei Besprechungen, die man höchstwahrscheinlich als Goethes Eigentum beanspruchen kann. Die eine wendet sich gegen eine Missionsschrift und enthält folgende Sätze: „Herr Schulz ist einer der schlechtesten Missionarien, die jemals Völker verwirrt haben. Die Judenbekehrung ist sein Zweck, und das Talent, das ihn dazu beruft, seine Fähigkeit, Hebräisch zu sprechen und was dazu gehört. Übrigens ohne Gefühl, von dem was Mensch sei, was das Bedürfnis sei, das vor der Erweckung vorhergehen muß, woher es entspringe, wie

ihm durch Religion abgeholfen werde. — — Er läuft durch die Welt, bellt die Juden an, die wenigstens gescheiter sind als er selbst, beißt sich mit ihnen herum, richtet nichts aus, erbaut die guten Leute, die ihn dagegen mit Essen und Trinken erquicken usw. Daß doch auch alle Missionsgeschichten Satiren auf sich selbst sein müssen."

Die andere hat es zu tun mit einer Schmähschrift eines Antisemiten des 18. Jahrhunderts, des Herrn J. B. Kölbele, und gibt folgende sehr lebhafte Abfertigung, die nicht bloß die Achtung für Mendelssohn beweist, sondern die Art der gegen ihn gerichteten Angriffe aufs schärfste verdammt, denn in ihr findet sich die Stelle: „Nur ein Mann, bey dem der Religionshaß und die Disputirsucht Leidenschaft geworden ist, konnte schreiben: ‚Gemeine Journalisten können leichtlich den Juden schuldig sein, von reichen Juden Geschenke nehmen, bey reichen Juden schmarutzen, auch durch der Juden Vorschub ein Aemtchen suchen. Kein Wunder, wenn sie Mendelssonen Altäre bauen u. s. w.' Denkt der H. K. so unmenschlich, daß er gegen einen großen Teil der Menschen darum keine Pflichten zu haben glaubt, weil sie Juden sind? Liest er so ganz ohne Gefühl, ist er so ganz ausgestopft von Vorurteilen, daß er den Beyfall, den die Mendelsonischen Werke bey allen Vernünftigen erhalten haben wo anders suchen kann als in ihrem inneren Wert?"

Der eine dem Alter entstammende von Riemer überlieferte Ausspruch lautet so: „Die Deutschen gehen nicht zugrunde, so wenig wie die Juden, weil es lauter Individuen sind." Sie sind Individuen, d. h. nicht etwa, sie haben jeder seinen eigenen Kopf und seine eigene Meinung, sondern sie bedeuten wirklich etwas für sich, sie heben sich aus dem Gewöhnlichen heraus und wollen sich und ihrer Anschauung Geltung verschaffen.

Die zweite Stelle findet sich in den Wanderjahren. Zwar kommt in ihnen auch ein böser Ausspruch vor, der nicht verschwiegen werden darf: „In diesem Sinne, den man vielleicht

pedantiſch nennen mag aber als folgerecht anerkennen muß, dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie ſollten wir ihm den Anteil an der höchſten Kultur vergönnen, deren Urſprung und Herkommen er verleugnet?"

Aber in demſelben Werke findet ſich noch folgendes: Bei der Darſtellung der „pädagogiſchen Provinz" nämlich wird dem Älteſten eine Rede in den Mund gelegt, die dazu beſtimmt iſt, die Bilder zu erklären, die in einem großen Saale aufgeſtellt ſind, und da heißt es von der iſraelitiſchen Religion, die hier als eine heidniſche bezeichnet wird, folgendermaßen: „Vor dem ethniſchen Richterſtuhl, vor dem Richterſtuhl des Gottes der Völker wird nicht gefragt, ob es die beſte, die vortrefflichſte Nation ſei, ſondern nur, ob ſie daure, ob ſie ſich erhalten habe. Das iſraelitiſche Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm ſeine Anführer, Richter, Vorſteher und Propheten tauſendmal vorgeworfen haben, es beſitzt wenig Tugenden und die meiſten Fehler anderer Völker: aber an Selbſtändigkeit, Feſtigkeit, Tapferkeit, und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit ſucht es ſeines Gleichen. Es iſt das beharrlichſte Volk der Erde; es iſt, es war, es wird ſein, um den Namen Jehovas durch alle Zeiten zu verherrlichen."

6. Der Estherstoff in der neuen Literatur.

Zu den wichtigsten Aufgaben der vergleichenden Literaturgeschichte gehört es, die Wanderung eines Stoffes durch die verschiedenen Zeiten und Völker zu verfolgen. Unter diesen Stoffen sind es besonders die antiken und die biblischen, welche das Interesse des Forschers erregen; unter den Dichtungsarten, auf die diese Methode angewendet wird, steht das Drama in erster Linie.

Seit der Zeit der Wiederbelebung der Wissenschaft, die man kurz als Renaissance zu bezeichnen pflegt, stritten Bibel und Antike um die Gunst des literarischen Publikums. Die Bibel trat, seitdem sie durch den Protestantismus zum Volksbuche geworden war, in den Vordergrund, und Stoffe wie Josef und Saul, Susanna und Tobias gehören zu denen, die während des Reformationszeitalters von manchen europäischen Nationen, nicht nur den dem Protestantismus angehörigen, dramatisch behandelt werden. Der Unterschied zwischen diesen und dem Estherstoffe, dem diese Betrachtung gilt, besteht nun darin, daß alle jene Stoffe ihre literarische Anziehungskraft seit dem 16. Jahrhundert eingebüßt zu haben scheinen, während der Estherstoff fast allein von großen Dichtern der späteren Zeiten benutzt worden ist.

Über die Schicksale der Esther gibt uns Kunde das gleichnamige Büchlein, das einen Teil der hebräischen Bibel bildet. (Hagiographa, Kessuvim.) Einige Kapitel sind in der griechischen und lateinischen Übersetzung hinzugefügt worden; nur die letzteren machen einen Teil der Apokryphen aus.

Die Ansichten über die Entstehung des Buches sind nicht sonderlich verschieden. Denn die Anschauung, daß die Männer der großen Synagoge, oder etwa Mordechai selbst, das Buch geschrieben haben, wird gewiß nur von wenigen Strenggläubigen geteilt. Da das Purimfest schon 160 vor der bürgerlichen Zeitrechnung gefeiert wurde, so muß das Buch damals schon längst existiert haben. Die verbreitetste Ansicht ist die, daß das Werk auf wirklich geschichtlichen Vorgängen beruht, wenn auch gewiß manche einzelne Züge zur Ausschmückung erfunden sind. Es mag etwa im Jahre 400 v. Chr. geschrieben sein, und zwar von einem, der nicht in Palästina, sondern im eigentlichen Persien, vielleicht in Susa selbst gelebt hat. Der Inhalt des biblischen Buches ist folgender:

Die Königin Vasti weigerte sich, bei einem Gastmahl ihres Gatten, des Herrschers Ahasverus, zu erscheinen, um sich nicht den betrunkenen Gästen zur Schau zu stellen. Sie wurde deshalb ihrer Stelle entsetzt, Mädchen aus dem ganzen Reiche wurden ausgewählt und aus ihrer Zahl Esther, Nichte und Pflegetochter des Juden Mordechai, zur Gemahlin des Königs erhoben. Mordechai, der durch ihren Einfluß eine kleine Stelle am Hofe erhalten zu haben scheint, entdeckte eine Verschwörung wider den König, erlangte aber für seine Tat keine Belohnung, nur deren Aufzeichnung in der Chronik des Reiches. Er weigerte sich, vor Haman, dem zum ersten Minister Erhobenen, sich zu beugen, wohl nicht aus bloßem Trotz, sondern aus religiösen Gründen, entweder weil an dessen Kleidung sich Götzenbilder befanden, oder weil ihm das Beugen vor Heiden als gottlos erschien. Gereizt durch diesen Widerstand, erlangte Haman den Befehl, nicht bloß Mordechai, sondern alle Juden zu vertilgen. Diese Nachricht kam der Esther zu, die ihren Oheim in Sack und Asche vor dem Palaste sitzen sah. Sie versuchte den König günstig für ihr Volk zu stimmen und lud zu diesem Zwecke ihn und Haman zu sich ein. In der vorausgehenden Nacht aber ließ sich der König, um seine Schlaflosigkeit zu bekämpfen, aus der Reichschronik vorlesen und

erfuhr die unbelohnt gebliebene Tat des Mordechai, ließ Haman kommen und erteilte ihm, der selbst den Rat dazu gegeben, freilich im Glauben, daß ihm die Ehren bestimmt seien, den Auftrag, Mordechai in ausgezeichneter Weise öffentlich zu ehren. Durch diese Erhebung ihres Oheims hatte Esther leichtes Spiel, sie wußte den König gegen Hamans Pläne einzunehmen, der königliche Zorn wurde zur sinnlosen Wut, da er Haman auf dem Ruhelager der Königin erblickte und diese Lage nicht als die eines Hilfeflehenden, sondern eines, der Gewalt gegen die Königin brauchen wollte, auffaßte. Nun wurde Haman gehängt, Mordechai erhielt des Gegners Haus und Güter und wurde an dessen Stelle erhoben. Der gegen die Juden gerichtete Befehl konnte zwar, weil einmal erlassen, nicht zurückgenommen werden, wohl aber wurde ein anderer gleichfalls durch das ganze Reich verbreitet, der den Juden das Recht der Verteidigung zusprach. Sie machten so ausgiebig davon Gebrauch, daß 75 000 Perser an einem Tage getötet wurden.

Die Juden begehen den Tag, der ironisch als der Tag der über sie geworfenen Lose, Purim, bezeichnet wird, als Freudentag für alle Zeiten.

Das Büchlein Esther ist gewiß keines der schönsten der Bibel. Es ist durch und durch orientalisch, nicht bloß in seiner Erzählung, sondern in seiner Tendenz. Es soll die Lehre verkünden, daß der Mann Herr sein solle in seinem Haus und von der Frau unbedingten Gehorsam zu fordern habe. Es bietet eine unhistorische Rühmung der Juden gegen die Andersgläubigen: während Haman die Vernichtung der Juden vorschlägt, mit der ausgesprochenen Absicht, sich oder dem Staate ihr Vermögen zu verschaffen, wird dreimal ausdrücklich betont, daß die Juden „keine Hand an die Beute legten".

Das Buch leidet ferner an abgeschmackten Übertreibungen und Unglaubwürdigkeiten. Wie unsinnig ist es, glauben zu machen, daß die Juden ungestraft 75 000 Landeskinder töten konnten. Es ist ferner durchaus unglaubwürdig, daß für die

Entdeckung einer Verſchwörung Mordechai nicht belohnt wird, und ein überaus plumper Kunſtgriff, daß die Schlafloſigkeit des Königs die Erinnerung an dieſe Unterlaſſung wecken muß.

Auch die Charakteriſtik der Haupttheldin iſt nichts weniger als ideal. Eſther ſelbſt erſcheint keineswegs als ein Weſen höherer Ordnung; nur das Äußerliche, „ſchön von Geſtalt und ſchön von Anſehen", wird hervorgehoben; von Geiſt und Gemüt wird nicht geſprochen. Eine ihrer Haupteigenſchaften iſt Schlauheit: nach dem Auftrage des Mordechai verſchweigt ſie ihren jüdiſchen Urſprung, auf den Rat des Hüters der Frauen beweiſt ſie, ſo oft ſie auch zum König gerufen wird, beſcheidene Zurückhaltung und befeſtigt ſich dadurch in ſeiner Gunſt. Auch daß ſie Haman außer dem König zu ſich einlädt, iſt ein Zeichen dieſer Schlauheit, weil dadurch der Feind ſich weiter in Sicherheit wiegt. Zur Schlauheit tritt bei ihr die Rachſucht, denn es iſt ihr Werk, daß die Leiber der zehn getöteten Söhne Hamans noch an den Galgen gehängt werden. Ein fernerer Zug ihres Charakters iſt der Egoismus. Sie iſt gar ſehr auf ihre Erhaltung bedacht und verlangt dreitägiges Faſten ihrer Glaubensgenoſſen, damit ihr Unternehmen gelinge.

Gegenüber dieſen wenig günſtigen Charaktereigenſchaften iſt freilich die Dankbarkeit gegen ihre Verwandten und das Feſthalten an ihrem Glauben zu erwähnen; man kann jedoch nicht ſagen, daß dieſe Eigenſchaften in idealer Verklärung erſcheinen, indem Eſther einen ziemlich ſchweren Kampf zwiſchen dieſen und ihrer Liebe zur Ruhe zu beſtehen hat.

Im Gegenſatz zu Eſther ſpielt Mordechai eine viel rühmlichere Rolle, ſo daß, wenn man auch an ihn als Autor nicht zu glauben braucht, eine Beziehung zwiſchen dem Verfaſſer und der Partei oder dem Geſchlecht des Mordechai angenommen werden könnte. Er zeichnet ſich durch völlige Intereſſeloſigkeit und Beſcheidenheit aus. Trotz der großen Ehre, die ihm bei dem Umzuge zuteil wurde, wird er kein anderer; es heißt vielmehr unmittelbar nach jener Schil-

derung: „Und Mordechai kehrt zum Königstor zurück". Wie man nun auch diese Stelle auffaßt: entweder er habe dort auf einem Beobachterposten gesessen, oder er habe ein unbedeutendes Hofamt bekleidet, die Stelle beweist die Nichtunterbrechung seiner gewöhnlichen Lebensweise, seiner üblichen Beschäftigung. Mordechai wird ferner charakterisiert durch das Vertrauen, das er auf Gott setzt. „Wer weiß", so redet er Esther an, „ob du nicht für solche Zeit wie diese zur Herrschaft bestimmt bist", aber er verzweifelt auch nicht für den Fall, daß sie etwa nicht geneigt sei, den Ruf anzunehmen; wolle sie nicht, so wird „Aufatmung und Rettung von einem anderen Orte kommen". Aber die ganze Charakteristik Mordechais ist kein Meisterstück, und auch die zwei anderen stärker hervortretenden Persönlichkeiten, Haman und Ahasverus, sind die gewöhnlichen Typen des absoluten Bösewichts und des orientalischen Herrschers.

Aber auch der Midrasch im Buche Esther, auf den allein der Kürze halber hingewiesen werden soll, verfolgt nicht die Aufgabe, den poetischen Kern herauszuschälen, sondern gibt unzählige Anekdoten, weitschweifige Erklärungen und holt viel Ungehöriges, zum Verständnis Unnötiges herbei.

Wenn die Philologen und Prediger Material zu ihren Studien und Reden aus dem Midrasch zu schöpfen vermögen, so wird der Ästhetiker hier leer ausgehen. Höchstens an einzelnen Bemerkungen hat er seine Freude. Zu den hübschen Erfindungen gehört z. B. die Erzählung: In demselben Moment, da Haman das Los herausforderte, erscholl die Stimme Gottes: „Fürchte dich nicht, Versammlung Israels! Kehrst du in Buße zu Gott ein, so trifft ihn das Los statt deiner." Oder das Bild, in welchem der eitle Hochmut Hamans verspottet wird, statt des einzelnen Beleidigers das ganze Volk zu treffen: „Er gleicht einem Vogel, der ein Nest beim Meer erbaute. Eines Tages schwemmte die Welle sein Nest hinweg. Da geriet er in großen Zorn und wollte dafür das Meer erschöpfen und versanden."

Jahrhunderte liegen zwischen diesen Ausschmückungen und den ersten Versuchen, den Estherstoff dramatisch zu bearbeiten. Das 16. Jahrhundert, das sogenannte Reformationszeitalter, ist die Epoche, in der die kunstmäßige Bearbeitung des Dramas beginnt, aber keine Blütezeit.

Die Technik ist noch höchst unvollkommen. Versuche zur durchgreifenden Charakteristik werden wenig oder gar nicht gemacht; die Dramatiker haben eine so naive Freude an dem Stoff, daß sie jeden neu gefundenen als eine angenehme Beute betrachten. Daher kommt es, daß derselbe Stoff in einer kurzen Spanne Zeit von verschiedenen so häufig behandelt wird, und daß auch der unsrige in jenem Zeitalter mehr als ein Dutzend Bearbeitungen erlangt hat. Sie stehen untereinander in enger Verbindung, nicht nur dadurch, daß sie sich alle an die Bibel anlehnen, sondern auch dadurch, daß sie den ersten der Bearbeiter, Hans Sachs, der zweimal demselben Stoff sich zugewendet hat, zum Muster nehmen. Es lohnt sich nicht, jedes einzelne dieser Dramen besonders zu behandeln, sondern es genügt, einzelne charakteristische Züge hervorzuheben. Dazu gehört die Einfügung von Engeln und besonders von Teufeln. Die letzteren werden ausgesandt, um die Juden zu verderben. In der Charakteristik Hamans zeigt sich einzelnes Neue, z. B. daß er nicht zu der Mahlzeit Esthers gehen will aus einer Art von innerem Widerstreben. Auch wird gelegentlich berichtet, daß der König in seinem ersten Zorn Haman niederstechen will, durch einzelne Getreue jedoch an der Ausführung dieses Planes gehindert wird. Gerade diese Hamanfigur wird in dem vielleicht bedeutendsten Drama jener Zeit von Thomas Naogeorg, das erst in dem Moment beginnt, da Esther Königin ist, am besten herausgearbeitet. Dort ist Mordechais Entdeckung der Verschwörung das eigentliche Motiv des Hasses des Ministers gegen die Juden, weil jene Verschwörer Hamans Freunde oder Günstlinge waren. Der Minister wird als schrecklich jähzornig, als roh gegen seine Untergebenen, selbst gegen seine

Frau, geschildert. Dem Haman steht eine Gegenpartei gegenüber, deren Führer der Kanzler Charsenas ist, der den König beständig gegen Haman aufzuhetzen sucht.

Den naheliegenden Versuch, bei der Schilderung der Niederlage des Judenbedrängers und des Triumphes der Juden Anspielungen auf die täglich beobachtete klägliche Stellung der damaligen Juden zu machen, wagte man nicht. Dagegen versuchte ein Dichter das Ganze symbolisch zu deuten, Haman als Vertreter des Judentums zu schildern, der Christus nicht anerkennt, ja an den Galgen zu bringen sucht. Derselbe Dichter sieht in Mordechai den Stifter des Christentums, in Esther die Heiden, in Vasti die Halbgläubigen, die dem Rufe Gottes nicht zu folgen vermögen. Ja, der schon angeführte Thomas Naogeorg „denkt bei Mordechai an die guten Protestanten, bei Haman an die bösen katholischen Ränkeschmiede, bei Ahasver an die geweihten Freunde des Protestantismus auf dem Throne". Besonders charakteristisch in diesen Reformationsdramen sind die possenhaften Szenen. Sie treten am meisten hervor in einem Estherdrama, das zum Repertoire der „englischen Komödianten" gehört, vielleicht auch auf englischen Quellen beruht und jedenfalls in England ebenso wie in Deutschland aufgeführt wurde. Ahasverus und Vasti nämlich steht der aus dem Volke stammende Hans mit seiner Frau gegenüber. Die Eheszenen zwischen diesen beiden nehmen einen mindestens ebenso breiten Raum ein, wie die eigentliche Staatsaktion. Es sind Prügel- und Schimpfszenen, in denen die Frau meist die Oberhand behält. Die Streitenden kommen sogar vor den König, der schließlich eine etwas obszöne Entscheidung fällt. Das Drama ist charakteristisch dadurch, daß es bei Ahasverus und Mordechai namentlich die Güte hervorzuheben sucht. Der König ist der edle Patriarch, auch Mordechai der gute Mensch, der z. B. für die zehn Söhne Hamans, die von anderen dem Verderben geweiht sind, ein freundliches Wort einlegt. Für Esther ist ein charakteristischer Zug die Ironie. Bei ihrem Mahle trinkt sie dem Haman zu mit den

Worten: „Ich weiß, du liebst die Juden, darum will ich dir auf ihre Gesundheit zutrinken", worauf Haman feindliche Worte murmelt, jedoch nicht offen zu widersprechen wagt und so tut, als wenn er der Königin folgte, aber das meiste auf die Erde gießt.

Das Stück, an und für sich nicht unbedeutend, gewinnt hauptsächlich Interesse dadurch, daß es von Shakespeares Truppe unter Beteiligung des Dichterschauspielers aufgeführt wurde. Man widersteht nur ungern der Versuchung, sich auszumalen, was wohl Shakespeare aus einem solchen Stoffe gemacht hätte! Daß das englische Schauspiel, soweit es uns überliefert ist, keine Spur seines Geistes zeigt, ist klar, andererseits aber ist bekannt, daß er die Stücke, in denen er mitwirkte, niemals ohne lebhaftes Interesse beobachtete.

Ist es nun leider nicht möglich, den großen britischen Dichter an der Arbeit zu sehen, so wird uns wenigstens das Glück, einen der größeren französischen Dramatiker des 17. Jahrhunderts, Racine, als Bearbeiter des Estherstoffes zu würdigen.

Racine hat aus dem 16. Jahrhundert viel entnommen. Er ist auch von einem Zeitgenossen du Ryer abhängig. Doch kann dieser Zusammenhang hier nicht näher verfolgt werden, da man bei seiner Darstellung auf die kleinsten Einzelheiten eingehen müßte. Außer der ästhetischen Bedeutung seines Dramas kommt aber zweierlei in Betracht: Das Theater der klassischen Periode Frankreichs hatte seine Vorlagen bisher ausschließlich in dem antiken Drama gefunden. Durch Esther wird mit weit größerer Autorität als bisher auch die Bibel als Stoffgebiet erobert. Freilich geschah dies nicht durch den freien Willen des Dichters, sondern infolge höheren Auftrags. Doch blieb Racine auf dem einmal eingeschlagenen Wege und ließ der „Esther" eine „Athalie" folgen.

Noch eine andere Tendenz macht sich bei Racine bemerkbar. Während das Reformationsdrama in einzelnen dramatischen Persönlichkeiten ganze Zeit- und Glaubensrichtungen wiedergibt; während einzelne Figuren die Träger

ganzer Richtungen sind (Katholizismus, Protestantismus), soll Racine in einigen seiner Personen satirische Schilderungen einzelner Hofleute gegeben haben. Danach wäre Esther die Auftraggeberin des Dichters, Frau von Maintenon, die verstoßene Vasti Madame du Montespan, die früher die Hauptgunst des Königs besaß, Haman Louvois gewesen, der durch sein stolzes Wort: „Der König weiß, daß er mir alles schuldet", charakterisiert sein soll, und wenn auch wohl schwerlich Mordechai ein Abbild Colberts ist, so mochte die Verfolgung der Juden als eine Anspielung auf die durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes wieder eingeführten Protestantenverfolgungen erscheinen.

Der Inhalt der Racineschen Tragödie ist folgender:

1. Akt: Esther mit ihrer Freundin Elise im Gespräch über die Wendung ihres Schicksals. Mordechai unterrichtet Esther von dem Bluterlaß, fordert und erlangt ihre Teilnahme. Esther stärkt sich für die von ihr zu unternehmenden Schritte durch Gebet.

2. Akt: Hydaspe meldet Haman von der Schlaflosigkeit des Königs in der vergangenen Nacht und von der infolge davon eingetretenen Vorlesuug der Chronik. Haman äußert seinen Zorn über Mordechai. Ahasverus und Haman, Frage über die Ehrung des Mannes, Antwort Hamans in der Voraussicht, daß er gemeint sei, Bestimmung des Ahasverus, Audienz der Esther, Bitte, daß er mit Haman bei ihr erscheine, sie habe ihm ein großes Geheimnis anzuvertrauen.

3. Akt: Unterredung zwischen Haman und seiner Frau. Haman wird zur Königin geladen. Alle drei, außerdem Elise, kommen vom Mahl. Esthers Erklärung, Entfernung des Königs, Hamans Bitte, Mißverständnis des Ahasverus, Vernichtung Hamans, Einsetzung Mordechais.

Racines Tragödie entnimmt natürlich ihren Stoff fast ausschließlich dem Buche Esther, wodurch sich viele Anspielungen und wörtliche Anlehnungen an dieses Buch erklären. Mißverständnisse sind verhältnismäßig selten. Doch läßt

Racine den Mordechai vor der Tür des Palastes sitzen, nicht als Beamten, sondern wie einen Bettler, der die noch nicht erfolgte Belohnung für die ihm geglückte Entdeckung der Verschwörung erwartet. Außer Reminiszenzen an das Buch Esther sind auch sonst viele biblischen Ausdrücke in dem Drama enthalten (Jesaias, Psalmen). Nur einige wenige mögen hervorgehoben werden, zu denen die Kundigen leicht die hebräische Fassung ergänzen können, wobei freilich zu bemerken ist, daß Racine gewiß eine lateinische Übersetzung vor Augen oder im Sinne hatte. Einige dieser biblischen Sprüche lauten: „Sein (Israels) Name wird nicht zugrunde gehen." „Gott spricht, und die Menschen kehren zum Staube zurück." „Durch den Ton seiner (Gottes) Stimme wird die Erde erregt." „Alle Menschen sind vor seinen Augen, als wenn sie nichts wären." „Ich hebe meine Augen zur Höhe, von wannen mir Hilfe kommen soll." „Damit die Heiden nicht sprechen: Wo ist ihr Gott?" „Mit Licht umhüllt wie mit einem Kleide." „Der Du über den Schwingen der Winde wandelst."

Die Racinesche Tragödie zerfällt in drei Akte. Einheit des Ortes und der Zeit ist in dem Drama nicht so streng gewahrt wie in den übrigen Racineschen Stücken. Im ersten Akt ist ein Zimmer Esthers, im zweiten ein Saal des Ahasverus, im dritten Esthers Garten der Schauplatz. Diese halbe Wahrung der Ortseinheit führt freilich zu manchen Ungehörigkeiten, denn es ist nicht eben leicht anzunehmen, daß in dem Privatgarten der Königin ein geheimes Gespräch zwischen Haman und seiner Frau und eine Ladung Hamans durch seinen Getreuen stattfindet, während die übrigen Szenen, teils Chorgesänge, teils das entscheidende Gespräch zwischen Ahasverus und Esther, die Anklage und Verurteilung Hamans ganz wohl an diesem Platz sich vollziehen können.

Jedoch wird Racine durch die Beschränkung auf wenige Schauplätze genötigt, sich die wichtigsten Szenen entgehen zu lassen. Man denke, wie ein feiner Psychologe jene Nachtszene hätte schildern können, in der der schlaflose Ahasverus sich die

Kunde des wider ihn geplanten Verbrechens nochmals verschafft und sich wegen der Nichtbelohnung des Retters abquält! Oder man denke, mit welchen Mitteln in jener prachtliebenden Zeit der Zug des vom König Begnadeten hätte dargestellt werden können, zu welch aufregenden Szenen die versammelte Volksmenge Anlaß gegeben hätte, in der der Haß gegen den Günstling des Königs, die Abneigung gegen den zu hoher Macht erhobenen Juden gleich stark vorhanden waren und in Ausrufen und in kleinen Aufstandsversuchen sich hätten zeigen können.

Auch die Einheit der Zeit nötigt zu Seltsamkeiten, besonders zum Zusammenziehen der Handlung. Daher ist bereits am Anfang des Stückes der durch Haman bewirkte Befehl zur Tötung der Juden ergangen, und man mag das Ganze als eine in 24 Stunden sich abrollende Handlung annehmen. Da die Handlung für drei Akte infolgedessen sehr dürftig wird, sind viele Chorgesänge eingefügt. Diese Gesänge werden von den Begleiterinnen der Esther, von jungen Jüdinnen, vorgetragen. Gerade diese lyrischen Partien sind gewiß die schönsten des ganzen Stückes.

Von den Personen des Stückes sind die genannten vier nicht bloß die hauptsächlichen, sondern man kann sagen die einzigen. Alle sonst Vorkommenden nehmen nur die Stelle von Vertrauten ein, die ja in der französischen Tragödie des 17. Jahrhunderts eine so große Rolle spielen und hauptsächlich dazu dienen, die lästigen Monologe zu vermeiden und das dem Publikum zu wissen Nötige in Dialogen vorzuführen. Die neu erfundenen Personen dienen also, wie man wohl sagen kann, eigentlich nur als Sprachrohr, Elise für Esther, Assaf für Ahasverus, Hydaspe und Zares, letzteres die Gattin, für Haman.

Während Racine im allgemeinen treu der biblischen Handlung folgt, hat er zur Charakteristik der Hauptpersonen manches Neue hinzugefügt. Um Hamans mordlustige Gesinnung, sein Auftreten gegen die reichen und mächtigen Juden

zu erklären, erzählt er, daß er ursprünglich Sklave gewesen sei und sich erst allmählich zu hohem Ansehen erhoben habe. Er ist ein Ehrgeiziger, dessen Pläne allen verborgen sind, außer seiner Frau. Diese sucht ihm ins Gewissen zu reden, daß seine Sorge für das Reich und den König nur eine angebliche, und daß sein Auftreten gegen die Juden nur die Wirkung seiner zügellosen Herrschsucht und seines übereifrigen Strebens nach Selbstbereicherung sei. Auch Ahasverus wird nicht als der bloße Lüstling, Schwelger und als der Tyrann dargestellt, der reuelos augenblicklicher Eingebung folgt und ohne Bedenken Bluturteile unterschreibt; er ist vielmehr, man möchte sagen, ein modern denkender Antisemit. Es tut ihm leid, nach dem Vorschlage Hamans den Mordechai zu großen Ehren befördern zu müssen, und er tröstet sich über diese Ehrung nur dadurch, daß er meint, durch solche Gnade würden die übrigen Juden in ihrer Königstreue noch bestärkt werden.

Zu dieser Handlung, an der Ahasverus beteiligt ist, kommt das Neue hinzu, daß er von dunklen Träumen gepeinigt, die Chaldäer, Astrologen, versammelt, um das ihm drohende Schicksal zu erfahren; das Orakel, das diese verkünden, ist durchaus im Sinne alter Orakelsprüche sehr dunkel: „die Hand eines treulosen Flüchtlings sei bereit, in das Blut der Königin zu tauchen". Dies konnte von den Judenfeinden auf die Juden bezogen werden, da ihnen bis zuletzt die jüdische Abkunft Esthers unbekannt blieb. Zum Schlusse wird sie als auf Haman gemünzt betrachtet, weil ja seine flehende Stellung vor Esther als ein Attentat auf sie aufgefaßt wird.

Auch der Charakter der Esther erleidet einige Veränderungen. Sie ist die eifernde Jüdin, die Tag und Nacht über das Schicksal ihrer Glaubensgenossen nachdenkt. Sie weiß von dem König durch Bitten zu erlangen, daß sie eine Anzahl junger Jüdinnen in ihren Dienst ziehen darf, die den schon erwähnten Chor ausmachen. Um die Sorge für ihre Glaubensgenossen gerechtfertigter erscheinen zu lassen, stellt

Racine das Schickſal der Juden im perſiſchen Reiche noch ſchlimmer und bedrückter dar, als es in Wirklichkeit war.

Wichtiger indeſſen als Handlung und Charaktere ſind die lyriſchen Partien, teils die Chorgeſänge, teils einzelne Gebete Eſthers. Aus beiden gebe ich hier Proben nach eigener metriſcher Überſetzung.

Zunächſt das Gebet der Eſther, da ſie ſich rüſtet, zu dem König zu gehen.

Mund, Herz und alles, was ich bin,
Gott gönn' ich Preis und Ruhm,
In Furcht und Leid geb' ich ihm hin
Mich ganz zum Eigentum
Ruft er mich, ſchnell bin ich bereit
Zu ſeines Namens Herrlichkeit.

Der Fromm' empfängt der Tugend Lohn,
Behagen, Reichtum, Ruhm.
Allnächtlich ſüßer Engelton
Schließt ihm die Augen zu,
Umringt von trauter Kinderzahl,
Der Zukunft blinkt des Namens Strahl.

Sodann einen Chor der Iſraelitinnen:

Zion, das wir beweinen, was ward aus deinem Glanz,
Dein Ruhm, einſt ſo bewundert, umſtrahlt von Schönheit Glanz.
Zum Staub biſt du geworden, die Größe iſt dahin,
Und trauriges Gedenken bleibt einziger Gewinn.
Zum Himmel ſtiegſt du einſtens, zur Höll' ſankſt du herab,
Doch denk ich dein mit Schmerzen und Liebe bis zum Grab.
Ihr Jordansufer, Felder, geliebt von Himmelshöh'n,
Ihr Berge und ihr Täler, die Wunder viel geſeh'n,
Du ſüßes Land der Ahnen, ſoll'n wir dich nimmer ſchau'n,
Soll'n nie der Völker Scharen ein neues Zion bau'n?

Und endlich ein Wechſelgeſang:

Die eine ſpricht:

Ich bin ſo jung, hab ich den Tod verdient?
Kaum aufgeſchloſſen iſt des Lebens Keim
Und ſoll ſchon welken, wie die Blume ſinkt,
Die nur ein einzig Morgenrot geſehen?

Die andere ſpricht:

Nicht unſere Sünde führt in frühes Grab,
Wir büßen, ſelber ſchuldlos, fremden Fehl.
Die ſünd'gen Väter zehrten Sündenfrucht,
Wir leiden Straf' für das, was ſie verbrochen.

Der ganze Chor:

Doch Gott, der ſiegreich iſt, der eifervolle,
Er bleibt der Herr, vor dem die Völker zittern,
Der einzig Eine, der im Himmel herrſcht,
Nach deſſen Wink ſich Blitz und Donner richten,
Nicht eure Götter.

Auf Racine folgt Goethe. Vielleicht ſind manche unter den Leſern, die ihren Goethe zu kennen glauben, verwundert, wenn ſie ſeinen Namen an dieſer Stelle finden, denn ein Drama unter dem Titel „Eſther" hat Goethe nicht geſchrieben. Doch findet ſich ein kleines Eſtherdrama als Einlage in Goethes „neu eröffnetem, moraliſch-politiſchem Puppenſpiel". Dieſe Sammlung erſchien 1774 und enthielt wie einige faſt gleichzeitige Dramen ſatiriſche Darſtellungen, gegen die Kunſt- und Literaturrichtung jener Zeit gerichtet. Die empfindſamen Männlein und Fräulein werden darin ebenſo gehöhnt, wie die Großen im Reiche des Geiſtes, Wieland, vielleicht auch Herder, die Handwerker, die ſich Künſtler nennen, die aber den wahrhaft goldenen Boden der Kunſt zu einem bloß goldenen Ertrag gebenden entweihen, Dichter und Proſaſchriftſteller, Kritiker und Zeitungsſchreiber. In einer dieſer Satiren, dem „Jahrmarktsfeſt von Plundersweilern", in dem die literariſchen Bewegungen jener Zeit unter der Hülle eines bunten Markttreibens vorgeführt werden, kommt auch eine zu dem Jahrmarktstreiben gehörige dramatiſche Bearbeitung vor. Es werden an verſchiedenen Stellen zwei Akte eines unvollendeten Trauerſpiels „Eſther" gegeben. Davon liegen nun zwei Faſſungen vor, von denen die zweite erſt 1789 erſchien und vermutlich im Laufe der zehn erſten Weimarer Jahre, man weiß nicht genau wann, entſtanden

ist. Die beiden Fassungen unterscheiden sich äußerlich dadurch, daß die erste in Knittelversen, vierfüßigen gereimten Jamben, die zweite in Alexandrinern geschrieben ist; innerlich weichen sie dadurch voneinander ab, daß die letztere, wie es schon die Versform andeutet, einen Widerspruch gegen Racines hohlen Prunk darstellt, die erstere eine Satire auf manche Richtungen der Zeit und den Gegensatz gegen den flachen Rationalismus und die gemachte Empfindsamkeit geben soll. Man geht daher nicht irre, wenn man in Mordechai den empfindsamen Leuchsenring, in Haman den geschworenen Pfaffenfeind La Roche sieht, in Ahasverus Merck erkennt, dessen mephistophelisches zynisches Wesen ebenso gut wiedergegeben ist, wie seine wohltuend menschlichen Charakterzüge, die Abneigung gegen jeden Zwang, besonders in Gewissensfragen. Für Esther selbst ist ein bestimmtes Vorbild nicht gefunden worden, doch wird man nicht fehlgehen, wenn man in einer der Frauen des Darstellerkreises ihr Vorbild sucht. Der Inhalt der ersten sehr kurzen — nur 79 Zeilen enthaltenden — Fassung ist etwa folgender.

Haman will die Juden vertilgen, Ahasverus will Ruhe haben und zieht den Schlaf dem Fassen wichtiger Beschlüsse vor. Auch Esther ist ruhebedürftig. Mordechai redet lange vergeblich in sie hinein. Endlich entschließt sich Esther, so ungern sie es tut, zu Ahasverus zu gehen.

Die zweite etwa dreimal so große Fassung ist eine witzige Karikatur. Hier ist Ahasverus der Schlemmer, der sich in seinem leiblichen Wohlbehagen nicht stören lassen will und recht böse wird, wenn es ihm an den Bauch geht. Haman, der Schmeichler, wagt, ihn an diesem wunden Punkt zu packen. Die Schreckbilder Hamans wehrt Ahasverus zuerst ab:

„Mein Freund, ich lobe dich; du sprichst nach deiner Pflicht;
Doch wie's ihr andre seht, so sieht's der König nicht.
Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen,
Wenn sie nur ruhig sind und mir die Steuern bringen".

wird aber selbst erregt, als Haman ausgesprochen, daß sie noch anderes im Sinne haben.

Haman:

Ach, Herr, sie wagen sich vielleicht an deinen Leib.

Ahasverus (zusammenfahrend):

Wie? Was?

Haman:

Es ist gesagt. So fließet denn, ihr Klagen!
Wer ist wohl Manns genug, um hier nicht zu verzagen?
Tief in der Hölle ward die schwarze Tat erdacht,
Und noch verbirgt ein' Teil der Schuldigen die Nacht.
Vergebens, daß dich Thron und Kron' und Zepter schützen;
Du sollst nicht Babylon, nicht mehr dein Reich besitzen!
In fürchterlicher Nacht trennt die Verräterei
Mit Vatermördershand dein Lebensband entzwei;
Dein Blut, wofür das Blut von Tausenden geflossen,
Wird über Bett und Pfühl erbärmlich hingegossen.
Weh heulet im Palast, Weh heult durch Reich und Stadt,
Und Weh, wer deinem Dienst sich aufgeopfert hat!
Dein hoher Leichnam wird wie schlechtes Aas geachtet,
Und deine Treuen sind in Reihen hingeschlachtet!
Zuletzt, vom Morden satt, tilgt die Verräterhand
Ihr eigen schändlich Werk durch allgemeinen Brand.

Ahasverus:

O weh! Was will mir der? Mir wird ganz grün und blau!
Ich glaub', ich sterbe gleich. — Geh', sag es meiner Frau!
Die Zähne schlagen mir, die Kniee mir zusammen,
Mir läuft ein kalter Schweiß! schon seh' ich Blut und Flammen.

Haman:

Ermanne dich!

Ahasverus:

Ach! Ach!

Nun kennt der König in seiner Erregung keine Grenzen. Er möchte gleich zehntausend Galgen bauen lassen, eine Verschwendung, die Haman mit den Versen zu bekämpfen sucht:

Unüberwindlichster! Hier lieg' ich, bitte Gnad'!
Es wär' ums viele Volk — und um die Waldung schad'.

Nach seinem Vorschlag sollen nur die Reichsten getötet werden, auf das Drängen des Königs wird Mordechai genannt, für den der weise Minister schon einen Galgen fürsorglich aufgebaut hat, worauf Ahasverus den Akt mit den Worten schließt:

Und fragt mich jetzt nicht mehr! Ich hab' genug getan;
Beschlossen hab' ich es, nun geht's mich nicht mehr an.

Der zweite Akt beginnt mit dem schrecklichen Gestöhne des Mordechai. Trotzdem weigert sich Esther, das Geringste zu tun, weil durch ihr Eingreifen außer den Juden auch sie selbst sterben, also durchaus nichts nützen würde. Ja, selbst als ihr Mordechai eine bewegliche Schilderung macht, wie er an dem Galgen baumeln soll, da hat sie nur die wenig tröstliche Antwort in Bereitschaft:

Gewiß groß Herzeleid! Doch kann ich es erlangen,
So sollst du mir nicht lang' am leid'gen Galgen hangen;
Und mit sorgfält'gem Schmerz, vortrefflich balsamiert,
Begrab' ich dein Gebein, recht wie es sich gebührt.

Ja, sie treibt den Zynismus so weit, daß sie ihm die Bitte vorträgt:

Ei, weißt du was, mein Freund, bedenke mich am Ende
Mit einem Kapital in deinem Testamente.

Sogar als er ihr auseinandersetzt, daß er gar nichts mehr zu vererben hat, ist sie noch nicht völlig überwunden, und das Ganze endet mit der zwar nicht durchaus hoffnungslosen, aber sicher nicht völlig siegesgewissen Rede Mordechais:

Bei Gott! hier soll mich nicht manch schönes Wort verdrießen!
Ich laß ihr keine Ruh', sie muß sich doch entschließen.

Das Stück ist, wie man sieht, ein übermütiger Scherz. Es kam Goethe nicht darauf an, ein biblisches Stück poetisch zu bearbeiten, sondern nur darauf, die schon oben genannten Typen der Zeit zu schildern. In dieser Beziehung, als kleines Kunstwerk betrachtet, ist Goethes Drama geradezu klassisch.

Wenn in Goethes Drama die Verzerrung oder Verſpottung von Aufklärungsideen hervortritt, ſo zeigt ſich in einem Puppenſpiel, das gleichfalls nach Weimar, aber in eine ſpätere Zeit, etwa 1830, alſo in die letzte Lebensperiode Goethes, führt, die echte Aufklärungsſtimmung. Freilich, das Puppenſpiel ſelbſt iſt ziemlich bedeutungslos wie die meiſten ſeiner Art, ſo daß es nicht nötig iſt, auf die einzelnen Vorgänge einzugehen. Charakteriſtiſch iſt aber auch für dies Puppenſpiel, daß Kaſperle die Hauptrolle ſpielt und daß ſein Nichtverſtehen einzelner jüdiſch-deutſcher Ausdrücke Mordechais — Eſther ſpricht natürlich Hochdeutſch — manche nicht unwitzige Bemerkuugen hervorruft. Als einzige Stelle des Stückes, die wirkliche Aufklärungstendenz verrät, und von der es uns freuen mag, daß ſie gerade aus Weimar ſtammt, mag die folgende hervorgehoben werden. Als Haman den König davon abzubringen ſucht, dem Mordechai die ihm zugedachte Ehre zu erweiſen, mit der Begründung, daß der zu Ehrende nur ein Jude ſei, entgegenet ihm der König:

„Was iſt das für ein Ausdruck, nur ein Jude? Iſt ein Jude nicht ein Menſch wie ich und du? Sind die Juden nicht auch meine Untertanen?“

Das ſind die Geſinnungen der neuen Zeit, in die wir nun treten. Der wirkliche Dichter ſah ſich einem anderen Geſchlechte, einer anderen Entwicklung gegenüber. Die Juden hatten in der Revolutionszeit und in den Befreiungskriegen Bürgerrechte erworben. Sie waren gleichberechtigte Mitglieder des Volkes, in deſſen Mitte ſie wohnten. Sie hatten begonnen, durch ihre Geldmacht eine Weltſtellung einzunehmen, eine weſentlich andere als die Hofjuden früherer Epochen. Sie verſuchten, in Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur ihre Kräfte zu üben. Der wirkliche Dichter, der nun von ihnen ſprach, der ſelbſt in einem geſchichtlichen Drama nicht von der Gegenwart abſtrahierte, ſondern in den Perſönlichkeiten ſeiner Bühnenwerke manche literariſche Vorbilder oder Perſonen ſeiner Bekanntſchaft als Modelle benutzte, mußte ganz anders von

den Juden und ihren Feinden reden, als die früheren Dichter. Also tat Grillparzer. Aber auch in anderer Beziehung wandelte er seine eigenen Wege.

Alle bisher behandelten Dramen lehnen sich unmittelbar und möglichst genau an das biblische Buch an. Erst Grillparzer trägt aus Eigenem hinzu. Sein Drama ist nicht vollständig erhalten. Nur der erste Akt ist vollendet; auch die erste Szene des zweiten Aktes ist vorhanden. Die wenigen Fragmente aus den folgenden Szenen vermögen uns ebensowenig ein Bild des Ganzen zu geben wie einige aphoristische Prosabemerkungen, welche in der neuen Ausgabe der Grillparzerschen Werke den poetischen Fragmenten folgen. Eins aber erkennt man deutlich: Es ist ein durch und durch modernes Stück, sowohl in der Erfindung des Stoffes als in den Charakteren der Personen.

Das Moderne besteht hauptsächlich in folgendem: Haman ist kein übermütiger Polterer, sondern ein schlauer Intrigant, der sich äußerlich schwächlich bezeigt, um schließlich alles durchzusetzen, jedem nach dem Munde redet und besonders auch seiner Frau gegenüber keinen energischen Widerspruch wagt.

Diese Gattin scheint zu einer Hauptrolle bestimmt gewesen zu sein. Sie ist die Seele der Vastipartei, da sie die erste Hofdame der gestürzten Königin war. Dieser Partei gehören die vornehmen Hofbeamten überhaupt an, der ganze Hof ist infolge der Entfernung der Königin in Trauer, ebenso Ahasverus, der die Regierungsgeschäfte unerledigt liegen läßt und an einen Ersatz der Vasti nicht denkt. Dieser Gedanke einer Wiedervermählung, hauptsächlich durch Haman erregt, wird von der ganzen Rotte der Höflinge bekämpft und die ganz unorientalische, durchaus moderne Frage ventiliert, auf Grund welchen Rechtes Vasti denn eigentlich verjagt worden sei. Ahasverus ist nicht der schwelgerisch-verweichlichte, üppige orientalische Monarch, sondern aus einem ursprünglich milden, das ganze Menschengeschlecht mit seiner Liebe umfassenden

Herrscher zum finsteren Tyrannen geworden, der die Höflinge haßt.

Mordechai und Esther sind Typen, die mit dem Konventionellen der jahrhundertelangen Tradition brechen. Mordechai ist der Forscher, der, von dem Leben abgewendet, nur in seiner Religion lebt.

Es lebt mein Geist in Zeiten, die nicht sind
Und die die heil'gen Bücher rück mir führen.
Ja, unser Volk, es ward von Gott bestimmt,
Zu sein der Gipfel dieser weiten Erde,
Der Mittelpunkt der Völker nah und fern.
Und wie der Sonne Pracht, wie Mond und Sterne,
Ob herrlich gleich ihr Reigen sich gebärde,
Geschaffen doch zum Dienst nur dieser Erde:
So aller Völker Glanz und Herrlichkeit,
In ihrer Siege, ihrer Macht Vereine,
Für unser Volk, wie dunkel es auch scheine.

Esther ist das naive, weltfrohe — aber kluge und gute Kind. Sie ist fern von jedem Ehrgeiz, gar nicht von der Neigung erfüllt, dem Könige zu gefallen. Ja, sie treibt die Entsagung so weit, daß sie den König geradezu auf Vasti hinweist.

Das Zusammentreffen Esthers und des Ahasverus, nicht von dem König erzwungen, der vielmehr zornig ist über die Pläne, ihn zu beweiben, ist in seiner Schilderung durchaus modern. Der Herrscher befiehlt nicht, sondern er wirbt. Das Mädchen hat nicht zu gehorchen, sondern sie darf oder sie will überlegen. Es treten sich also nicht sinnliches Begehren und stummes Unterwerfen gegenüber, sondern leidenschaftliches Verlangen und mädchenhafte Erregung. Versteht man den Schluß des Fragments recht, so ist es eigentlich Esther, die, bezwungen von der Milde und Trauer des Königs, den ersten Schritt tut. Denn Esther war entlassen, verfehlt die Tür, kehrt zurück. Die Sklaven, wähnend, daß die Entscheidung des Herrschers getroffen ist, bringen den königlichen Schmuck. Der König redet ihr zu, zu versuchen, wie er ihr steht.

(Da ſie abhaltende Bewegung macht, indem er den Kranz wieder abgibt.)

Ich wußt' es ja, mir iſt kein Glück beſchert
Und einſam wall' ich zu des Todes Pforten.

(Eſther ergreift ſchnell den Kranz und ſetzt ihn ſich aufs Haupt.)

König:

Hadaſſa!

(Da ſie den Kranz wieder abnehmen will.)

Halt! laß ab! berühr' ihn nicht.
Es ſoll noch nicht Entſcheidung ſein, noch nicht! —
Führt ſie hinein, gönnt Ruh zur Überlegung,
Ich ſelbſt entferne mich nach jener Seite.
Und wenn nach einer kurzen Stunde Friſt
Ich wiederkomme und von neuem frage:
Hadaſſa!

Eſther:

(an der Tür ſtehen bleibend):

Herr!

König:

Es iſt! Der Ton entſchied.
Nun fort von hier! Ich ſelber will ſie führen.

(Er hat ſie umfaßt.)

Und was du meinſt, vertrau' es meinem Ohr.

(Sie gehen, die andern folgen.)

Nach gelegentlichen Ausführungen des Dichters ſollte Religion und nicht die Liebe den Ausgang des Dramas bilden, das zu Ehren der Vermählung des Erzherzogs Karl mit der proteſtantiſchen Prinzeſſin Henriette beſtimmt geweſen war. Eſther verſchwieg auf Mordechais Geheiß dem König den Umſtand, daß ſie eine Jüdin ſei. Dieſer, durch Haman gereizt, beſtimmte nicht, wie nach der Bibel, die Tötung der Juden, ſondern die Auslieferung ihrer heiligen Bücher und die Unterdrückung ihres Kultus. Dieſer Beſchluß jedoch ſollte nicht zur Ausführung gelangen, denn dazwiſchen lag die ſchlafloſe Nacht des Königs, in der er von Mordechais Verdienſten las, ſeine Ehrung, der das Bekenntnis Eſthers von ihrem Judentum folgte oder voranging und die Beſtrafung Hamans.

Trotz alledem jedoch sollte das Drama nicht mit einer Verklärung des Judentums, ja, nicht einmal mit einem völligen Siege der Esther enden. Vielmehr sollte auch sie sterben, nachdem sie, wie der Dichter sich etwas zynisch ausdrückt, „eine Kanaille geworden ist“ .... Sie stirbt oder führt ein qualvolles Leben neben dem krankhaft erregten König, nachdem ihr selbst die Rolle Hamans zugefallen ist, den Launen des Gebieters zu frönen und sie Mordechai, entweder weil er zu alt, oder weil er auch schon gestorben, nicht mehr zur Seite hat, um sich gegen die nun sie allein bedrohenden Stimmungen des unsteten Despoten aufrecht zu erhalten.

Alle bisher betrachteten dichterischen Leistungen der neueren Zeit rühren von Christen her. Es wäre nun überaus seltsam, wenn ein so eminent jüdischer Stoff nicht auch jüdische Dichter gelockt hätte. Gewiß ist bei der Feier des Purimfestes auch manche poetische Verherrlichung versucht worden; außer zahllosen Purimspielen, in denen aber das rein Karnevalistisch-Parodistische ohne besondere Beziehung auf den Tag und seine Geschichte überwiegt, gibt es sogenannte poetische Bearbeitungen genug. Sie sind indessen, soweit ich sie kenne, nicht ernst, sondern humoristisch und haben ausnahmslos keinen poetischen Wert. Man wird es gewiß jüdischen Dichtern nicht übelnehmen, wenn sie die Gegner mit aller Kraft der Verspottung, die Anhänger mit aller Lust der Liebe schildern. Aber Haß und Liebe haben es hier zu poetischen Gebilden nirgends gebracht. Vielmehr erscheinen die Judenfeinde als groteske Zerrbilder, die Juden zwar als bessere Menschen, doch ohne jede wirklich ideale Verklärung.

Keiner dieser Versuche kommt daher in Betracht, wenn man von einer wirklichen Estherdichtung redet.

Es kann natürlich nicht Aufgabe dieser Darstellung sein, Fingerzeige zu geben, wie eine solche Dichtung zu gestalten sei. Der Ästhetiker und Kritiker ist kein Dichter. Er will und kann nur vor einzelnem warnen und das Ziel andeuten. Die Warnung bei diesem Stoffe, wie bei jüdischen überhaupt,

muß die vor Selbstüberschätzung und Selbstbespiegelung, andererseits vor übertriebener Verachtung und ungerechter Herabsetzung der Gegner sein. Doch läßt es sich nicht leugnen, daß ein poetischer Kern in dem Stoffe liegt: die Unterdrückung der Gewalt und List durch die Macht der Wahrheit, der Güte und der Schönheit.

Eins nämlich muß der moderne Dichter sich klar machen: er kann mit dem Stoffe nichts anfangen, wenn er sich sklavisch an die Überlieferung hält. So sehr er auch das Hinterlistige und Gewaltsame in der Partei Hamans darstellen mag, er wird nicht weiterkommen, wenn er in dem König den asiatischen Gewaltherrscher und den gemeinen Lüstling schildert. Vielmehr muß er, in Grillparzers Wegen wandelnd, in ihm den Monarchen darstellen, der seine Herrscherrolle von höherem Standpunkte ansieht, nicht aufgehört hat, Mensch zu sein, und das schönste Herrscherrecht, nämlich Milde, walten läßt. Wie man in dem König das Prinzip des Guten, so darf man in Mordechai das des Wahren schildern. Entsagend, auf die Erfüllung großer Ziele bedacht, erscheint er schon in der Bibel. Es ist ein feiner Zug des modernen Dichters, daß er diesem auf die Erfüllung der Wahrheit Hoffenden zugleich auch das Forschen nach Wahrheit zuschreibt. Von der Schönheit der Esther weiß gleichfalls die Bibel zu berichten. Aber es ist nur jene passive orientalische Schönheit, deren Trägerinnen nichts von Widerstand, Selbstbestimmung, geistiger und Charaktergröße kennen. Es wäre der Triumph einer neuen Dichtung, wenn sie in Esther die sieghafte Macht der Schönheit zugleich wie es Maria Janitschek in ihrer Novelle „Königin Judith" versucht hat, mit dem Triumph der Reinheit und der Unschuld darstellen könnte. Und so würde ein wirkliches Estherdrama nur eine Verklärung der drei Mächte sein, die den Inhalt aller Poesie von jeher gebildet haben und hoffentlich nicht aufhören werden, ihn ferner zu bilden: der Güte, Wahrheit, und Schönheit.

7. Schiller und die Juden.

I.

Im Leben Schillers haben die Juden keine hervorragende Rolle gespielt, in seinen Dichtungen hat er ihnen keine bedeutende Stelle eingeräumt, weder Spottverse gegen sie geschrieben, noch sie in Dramen und Romanen ausführlich behandelt, und doch lohnt es sich wohl, die Frage zu beantworten, ob der Dichter Eindrücke von Juden empfing, die er in seinen Werken gelegentlich wiedergab, ob jüdische Persönlichkeiten in seinem Leben auftraten und welchen Einfluß bedeutende Männer der damaligen Judenheit von ihm erlangten.

In den kleinen Dörfern und Städten, in denen Schiller seine Kindheit zubrachte, scheinen ihm keine Juden begegnet zu sein. In Stuttgart, wo um 1770 viele Juden lebten, trat die Erinnerung an Jud Süß (Süß Oppenheimer), den Finanzagenten des Herzogs Karl Alexander, 1733—1737, ihm vor die Seele. „Eine freche Tat des Jud Süß scheint vorzuschweben in der Episode des Kosinsky", meint ein neuerer Schillerbiograph. Es wird darin angespielt auf die zuerst von Borberger ausgegrabene Geschichte des Karl v. Stetten, dessen Schwester von Jud Süß geschändet wurde und sich danach tötete; der Bruder wurde gefangen gesetzt und erst nach Jahren befreit.

Durch den Haß gegen einen Juden, der das Land ruiniert, sich schändliche Übergriffe erlaubt hatte und vor dem Morde

nicht zurückgeschreckt war, wurde die Abneigung gegen die Juden überhaupt erzeugt oder sicherlich genährt.

Aus solchen Erwägungen heraus wäre die Abschilderung eines Juden in den „Räubern" denkbar. Trotzdem war ich erstaunt, als ich in einer kürzlich erschienenen Studie Chuquets über dieses Schauspiel die direkte Bezeichnung „Le juif Spiegelberg" fand, um so erstaunter, als diese Studie von einem sehr hervorragenden Kenner der deutschen Literatur herrührt, und der Ausdruck daher nicht willkürlich, sondern aus guten Gründen gebraucht sein mußte. Die Behauptung gründet sich wohl auf Minors Schiller-Biographie, wo es, nach der Ausführung, der Gedanke, ein jüdisches Reich einzuführen, sei im 18. Jahrhundert mehrfach geäußert worden und nach der Darlegung, Spiegelberg als Großsprecher und Maulheld habe manche Züge von einem übrigens christlichen Schulgenossen Schillers erhalten, so heißt: „Es war ziemlich überflüssig, daß Schiller diese ohnedies scharfgezeichnete Figur in Worten und Geberden mauscheln läßt und auch den Schufterle mit jüdischem Namen und semitischen Akzenten versah. — Nicht bloß die Abneigung, welche seit den Tagen des elenden Süß in Württemberg gegen die Juden herrschte, hat ihn dazu bewogen, sondern nach Abels Erzählung vom Sonnenwirt gab es in Schwaben wirklich eine Räuberbande, welche von den Juden Löw und Schmerle angeführt und besonders gefürchtet war. Nach dem herrschenden Vorurteil nahm man an, daß die Juden durch christliche Verfolgungen dem Betrug, Diebstahl und endlich auch der Raubsucht nur um so leichter in die Arme getrieben wurden." Diese Ausführung veranlaßt zu einem näheren Eingehen auf die Frage, die von dem französischen Literarhistoriker so bestimmt beantwortet zu sein scheint.

Schiller hat sich nirgends über Spiegelbergs Judentum ausgesprochen: weder in dem großen Aufsatz über die „Räuber", noch in der Mitteilung über die erste Vorstellung des Stücks kommt etwas darüber vor; auch die zeitgenössischen Kritiker

und Berichterstatter über die Aufführung sagen davon nichts, was sie gewiß getan hätten, wenn etwa Spiegelberg nach des Dichters Intentionen in Kleidung oder Tonfall den Juden hervorgekehrt hätte.

Da uns also äußere Zeugnisse im Stich lassen, so müssen innere hervorgeholt werden: die Äußerungen des Stückes selbst. Ich habe in nochmaliger Lektüre das Auftreten Spiegelbergs genau verfolgt und muß sagen, daß seine Sprache sich in keiner Weise sprachlich von der der anderen Räuber unterscheidet, daß spezifisch Jüdisches sich nirgends findet, man müßte denn den Ausruf II, 3 „Denn warum bin ich nicht geblieben in Jerusalem", d. h. die Stellung des Wortes geblieben vor, nicht nach „Jerusalem" dafür annehmen. Sonst kommt gerade im Munde Spiegelbergs das Wort jüdisch oder Anspielungen auf Palästina gelegentlich vor, aber diese Anspielungen beweisen wenig. Denn die Äußerung: „hatte nichts als diesen Stab, da ich über den Jordan ging", läßt sich zu keinen Schlüssen verwenden. Es soll ganz gewiß nicht bedeuten, daß Spiegelberg sich habe taufen lassen, sondern ist sicher nur ein biblisches Bild von dem Auszug aus einer bürgerlichen Stellung zu den Räubern, eine Gegenüberstellung der früheren Armut und des gegenwärtigen Reichtums —, ein Bild, das einem Bibelkenner geläufig war, welches Glaubens er auch sein mochte. Noch weniger beweist meines Erachtens das erste Wort, welches Spiegelberg zu sprechen hat: „Den Josephus mußt du lesen", Worte, die er nachher so variiert: „Lies den Josephus, ich bitte dich darum" (beide Ausdrücke I, 2). Denn eine Empfehlung des Historikers Flavius Josephus konnte Schiller, wie Minor nachweist, im Schwäbischen Museum gelesen haben, und daß Juden gerade dieses Werk damals gelesen hätten, dürfte sich schwerlich dartun lassen; dagegen war eine solche Empfehlung passend im Munde eines Liebhabers von Greueltaten, ohne daß dieser gerade dem Judentum entstammte.

Geradezu *gegen* die Annahme, daß Spiegelberg ein Jude sei, spricht aber das, was er über seine Bubenjahre erzählt.

Wer weiß, wie eingezogen die Juden damals lebten, wie wenig sie sich trauten mit Andersgläubigen zu verkehren, wie geringen Wert die Eltern in ihrer verkehrten Anschauung über Erziehung auf körperliche Übungen legten, der kann nicht glauben, daß ein Judenknabe damals so wie Spiegelberg erzählt (I, 2), mit seinen Altersgenossen verkehrte, z. B. mit ihnen über einen acht Schuh breiten Graben sprang. Gegen diesen jüdischen Ursprung sprechen aber auch Äußerungen wie: „Warum sollte der Teufel so jüdisch zu Werke gehen", die doch gewiß eher im Munde eines judenfeindlichen Christen als in dem eines Juden begreiflich wäre, und namentlich die (I, 2): „Wie wärs, wenn wir Juden würden und das Königreich wieder auf das Tapet brächten". Einer, der Jude ist, kann eine solche Äußerung nicht machen, weil sie Unsinn wäre, und einer, der Jude war und Christ geworden, müßte doch mindestens ein „wieder" nach „wir" einschieben.

Aber auch die einzige Stelle, die für Spiegelbergs jüdische Abstammung zu sprechen scheint, ist nicht beweiskräftig. Sie steht auch in der ersten Unterredung zwischen Moor und Spiegelberg, in der oft angeführten Szene (I, 2). Moor sagt: „Nun merk ich, du willst die Vorhaut aus der Mode bringen, weil der Barbier die deinige schon hat", worauf Spiegelberg sagt: „Ich bin freilich wunderbarerweise schon vorausbeschnitten". Denn wäre Spiegelberg wirklich als Jude gedacht, so wäre es durchaus kein Wunder, daß er beschnitten ist, sondern, im 18. Jahrhundert wenigstens, eher ein Wunder, wenn er dieses Merkmal seiner Glaubensgemeinschaft nicht an sich trüge. Das „wunderbarerweise" kann sich also unmöglich auf den bei den Juden gebräuchlichen Akt acht Tage nach der Geburt beziehen, sondern kann nur andeuten, daß dem verworfenen Gesellen vielleicht infolge einer geschlechtlichen Krankheit oder bei Gelegenheit einer Verwundung die Vorhaut von einem Chirurgen abgelöst werden mußte.

Auch was über Schufterle gesagt wird, scheint mir in keiner Weise beweiskräftig. Die Namensendung le ist eine

altdeutsche, besonders im Süden übliche, keineswegs eine auf jüdischen Ursprung weisende; für die Sprache Schufterles gilt übrigens dasselbe, was über die Spiegelbergs gesagt war. Sodann mag darauf hingewiesen werden, daß es im 18. Jahrhundert verhältnismäßig selten vorkam, daß die Juden derartige deutsche Familiennamen führten, wie die beiden hier besprochenen Mitglieder der Räuberbande, sondern sich zumeist mit biblischen oder jüdischen Vornamen unterschieden, denen der des Vaters zugefügt wurde. Doch ist dieser Einwand, wie ich zugeben will, nicht ganz stichhaltig; denn die beiden könnten ihre Namen erst angenommen haben, als sie in die Räuberbande eintraten. Jedenfalls wird man nach dem eben Ausgeführten nicht sagen können, daß in Schillers Räubern Juden dargestellt seien; es müßten denn kräftigere Beweise beigebracht werden als bisher.

II.

In Leipzig (für die Zeit vorher vgl. Jonas, Schillers Briefe I, 178) lernte Schiller einen Juden kennen, aber in jener traurigen Gestalt, in der sie durch das ganze Mittelalter zogen und auch in der Neuzeit oft genug auftraten, als Geldverleiher, die daneben oft Wucherer waren. Der, mit welchem Schiller zu tun hatte, mit Namen Veit, war jedenfalls nicht der schlimmste seiner Art. Das Geld, das Schiller von jenem entlehnt hatte, wollte er von Weimar aus berichtigen, Körner sollte die Zinsen auf ein halbes Jahr zahlen und die Sendung des Wechsels veranlassen. Von der Schuld, die im ganzen 300 Laubtaler betrug, waren im April 1788 erst 100 Taler getilgt; im Oktober mußte Veit wieder prolongieren, aber Schiller machte sich aus, daß er jeden Monat etwa 50—55 Taler abzahlen könnte. Aber auch ein halbes Jahr später (März 1789) war noch kein Geld zur Bezahlung da, wenige Wochen später kündigte der stets in Geldnöten befindliche Schriftsteller für die nächste Zeit 150 Taler und den Rest auf Michaelis oder

Ende des Jahres an; wirklich wurde im April zwar nicht die ganze Summe, aber 22 Carolin = 110 Taler gesendet.

Schiller in seiner Naivetät meinte nun, der Darleiher warte geduldig auf den Rest, ohne zu mahnen, so daß er erst drei Jahre später (21. Februar 1792) dem Dresdner Freunde den Auftrag gab, sich zu erkundigen, wieviel er denn eigentlich an Beit zu zahlen habe. Dieser jedoch, als Geldmann, hätte ganz gewiß schon früher gemahnt, wenn nicht Körner schon lange den ganzen Posten getilgt hätte und damit dem Freunde einen weniger zins- und kapitalhungrigen Gläubiger verschafft hätte. Ihm wurde dann bei einem Besuche Schillers in Dresden die schuldige Summe zurückerstattet. Merkwürdig ist, daß bei allen Erwähnungen des Gläubigers das Wort Jude niemals gebraucht wird oder irgendein ärgerlicher oder widerwilliger Ausdruck vorkommt.

Eine unangenehmere geschäftliche Erfahrung machte Schiller mit einem anderen Juden, dem Buchhändler Michaelis in Strelitz. Dieser, Hofbuchhändler des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, bei seinem Landesfürsten so beliebt, daß dieser ihm mehrfach größere Geldsummen zur Verfügung stellte, täglich in seinem Laden erschien, ihm für seine Verlagsartikel vollständige Preßfreiheit gewährte, wollte diese Ausnahmestellung benutzen, um mit hervorragenden Schriftstellern in Verbindung zu treten. Er wandte sich an Schiller, bot ihm glänzende Bedingungen, um sich damit im deutschen Publikum einzuführen und einen Namen, auch wohl Geld zu erlangen. Der Vertrag mit Schiller über den Musenalmanach wurde am 15. August 1794 abgeschlossen. Schiller erhielt ein Honorar von 300 Talern. Dafür hatte er sich zu verpflichten, 10 bis 12 Bogen poetisches Manuskript zu liefern. Die Beiträge der Mitarbeiter, in einer Gesamthöhe von 150 Talern, wurden vom Verleger bezahlt.

Gelegentlich, wenn er seinen neuen Verleger erwähnte, nannte er ihn, ohne damit gerade Verachtung zu bezeigen, den „Judenbuchhändler", aber im allgemeinen war er mit

ihm zufrieden, sowohl wegen der guten Bedingungen, die er erhalten, als wegen der geringen Last, die er von dem Unternehmen erwartete. Seine Beziehungen zu Michaelis waren so gute, besonders sein Vertrauen zu dessen Leistungs- und Zahlungsfähigkeit so stark, daß er ihm auch das große Gartenwerk seines Vaters übergab und dafür 24 Carolin Honorar erwirken konnte. Auch das Werk seines Jugendfreundes Hoven: „Geschichte eines epidemischen Fiebers", gedachte er demselben Buchhändler anzuvertrauen; da jener indessen mit der Antwort zögerte, so mußte Schiller das Werk einem anderen Buchhändler verkaufen; bei dieser Gelegenheit gab er die einzige Charakteristik des Verlegers, die so lautet (Briefe IV, 67):

„Du mußt Dich nicht daran stoßen, wenn ich Dir vielleicht, einen J u d e n (einen solchen nehmlich, der wirklich beschnitten ist) zum Verleger aussuche. Es ist wirklich in Strelitz ein solcher als Buchhändler aufgestanden, und er hat von mir einen Musen-Almanach in Verlag. Die Sächsischen Juden haben viel Cultur, und bedeuten etwas. Dieser, der sich Michaelis nennt, ist ein junger unternehmender Mann, der Kenntnisse besitzt, in guten Verbindungen steht, und bey dem Herzog von Mecklenburg viel Credit hat. Er hat auch eine Schrift meines Vaters über die Baumzucht im Verlag, welche hier gedruckt wird."

Sehr beachtenswert ist in dieser Stelle die kurze Zwischenbemerkung über die sächsischen Juden, für die sich freilich aus Schillers Briefen kein weiterer Belag findet.

Der Druck des Almanachs begann. Zunächst herrschte eitel Freude und Friede; Michaelis sollte nach Jena kommen, Schiller hoffte ihm durch Eröffnung eines Versprechens Herders eine Freude zu machen (an diesen 17. Mai 1795), Michaelis kam zur festgesetzten Zeit nach Jena.

Er wurde mit einem Empfehlungsbriefe Schillers an Goethe geschickt, dem er die günstige Nachricht bringen sollte, daß in Mecklenburg nach dem Roman Wilhelm Meister starke Nachfrage herrsche, und mit dem und Meyer er über die künst-

leriſche Verzierung des Almanachs deliberieren ſollte. Ob ihm die verheißene Audienz zuteil wurde, läßt ſich nicht feſtſtellen, denn in Goethes Briefen iſt von dem Manne nicht die Rede. Aber dieſe Jenaer Zuſammenkunft zwiſchen Autor und Verleger ſtörte die Verbindung eher, als daß ſie ſolche befeſtigte, denn am 2. Auguſt 1795 mußte Schiller den neugewonnenen Verleger Cotta bitten, ſeinem Vater das Honorar zu ſchicken, weil „der elende Menſch der Michaelis“ jenem weder Honorar noch ein Exemplar des Gartenwerks geſendet hatte, und mußte gleichzeitig klagen, daß der Hofbuchhändler in Jena außer Schiller ſelbſt keinen Menſchen bezahlt hätte und daß er etwa 800 Taler ſchuldig geblieben ſei; „ſo debütierte dieſer Menſch im Buchhandel“, fügte Schiller hinzu. Durch ſolche Erfahrung erklärte ſich Schiller geneigt, nicht bloß, wie er ſchon früher erklärt hatte, den zweiten Jahrgang des Almanachs bei Cotta erſcheinen zu laſſen, ſondern ſogar den erſten Michaelis abzunehmen, das gezahlte Honorar zurückzuerſtatten und den Verlag Cotta zu übertragen. Denn er fürchtete, daß des jüdiſchen Verlegers „Armſeligkeit“ das rechtzeitige Erſcheinen des Almanachs nicht ermöglichen würde, und geriet in ziemliche Aufregung, da auch ein Teil des Herbſtes verſtrich, ohne daß der Druck recht gefördert wurde.

Schließlich kam der Almanach doch zuſtande. An der Verzögerung der ganzen Angelegenheit hatte Michaelis keine Schuld, und Schiller in ſeiner Aufrichtigkeit beeilte ſich, den Verleger, dem er manche Vorwürfe gemacht hatte, ſeinen Korreſpondenten gegenüber, z. B. Körner, Cotta, A. W. Schlegel, zu verteidigen. Am genaueſten berichtet er darüber an Erhardt (14. September 1795, Briefe, IV. 267):

„Michaelis iſt unſchuldig, und die Sache hat ſich zu ſeiner völligen Rechtfertigung aufgeklärt. Er mußte von Strelitz abreiſen, und gab an dem Tage 1000 Taler auf die Poſt an David Friedländer in Berlin, der davon die nötigen Zahlungen beſorgen ſollte. Aber der Menſch, dem er die Führung ſeiner Geſchäfte während der Abweſenheit übergab, ließ ſich die

1000 Taler gegen den Postschein, den er in Händen hatte, auf der Post zurückgeben, und verschwendete sie. Eben dieser Mensch hielt alle Briefe zurück, welche von Michaelis hierher geschrieben und an ihn eingeschlossen waren, sowie die, welche an Michaelis einliefen. Die Sache ist juridisch verifiziert, und mir von einer ganz sicheren Hand notifiziert worden."

Aber dieses mühsam hergestellte Vertrauen dauerte kaum vier Wochen. Da die Jenaer und auch Schillers Vater nichts erhielten, ward Michaelis schon Anfang Oktober als Lügner gebrandmarkt und von ihm erklärt: „Er tauge einmal nicht zu Geschäften". 5. Oktober (an Humboldt).

Gleichwohl wurde eine gewisse geschäftliche Beziehung zwischen Schiller und Michaelis aufrechterhalten; ein Prospekt für den Almanach wurde durch Schillers Vermittlung den Horen beigegeben, und der Herausgeber des Almanachs konnte mitteilen, daß der Verleger seinen Honorarverpflichtungen vollständig nachgekommen war. Aber da dieser am 8. Dezember noch keine Exemplare des Almanachs gesendet hatte, so wurde er „dummer Mensch", „der elendeste Tropf von Buchhändler" betitelt und von ihm gesagt: „er, der die Unordnung selbst ist". Die ersten Exemplare des Almanachs kamen durch Humboldts Vermittlung seitens der Druckerei, nicht seitens des Verlegers, am 30. Dezember in Jena an, freilich sehr spät für einen Almanach, der spätestens im Laufe des Herbstes für das kommende Jahr ausgegeben zu werden pflegt. Da Schiller am 9. Januar noch keine Exemplare von Michaelis erhalten hatte, während alle Sortimentsbuchhandlungen in Jena damit versehen waren, so nahm er von diesen Exemplaren zu seinem Privatgebrauch und wollte den Betrag dafür Michaelis an einer Bücherrechnung abziehen: „Anders weiß ich mir nicht zu helfen, da ich dem Publikum nicht sagen darf, wie sehr der elende Mensch mir manquirt".

Endlich, am 18. Januar 1796, kamen die ersehnten Exemplare des Almanachs an und wieder folgte seitens Schillers, der ungern einem Unschuldigen unrecht tat, eine kleine Ehren-

rettung für Michaelis (an Goethe): „Wir haben dem armen Tiere, dem Michaelis, doch Unrecht getan, denn die Exemplare waren ohne des Verlegers Verschulden zwölf Tage liegen geblieben". Trotzdem war die Verbindung mit ihm nun definitiv zu Ende. Cotta, der aus kollegialischer Gesinnung Michaelis nicht verdrängen wollte, erhielt am 7. März 1796 Schillers Erklärung, wolle er den Almanach nicht nehmen, so müsse der Herausgeber sich nach einem anderen Verleger umsehen, da Michaelis absolut nicht zu diesem Geschäfte tauge. Dieser wandte sich jedoch noch mehrmals, Mitte März, ja noch einmal Mitte Juni an seinen Autor, ohne freilich auf den letzten Brief eine Antwort zu erhalten.

Die Briefe, die von Michaelis erhalten sind, machen keinen üblen Eindruck. Sie sind etwas wortreich, sehr ergeben, nicht gerade devot, wenn auch manchmal von einer etwas unbegründeten Vertraulichkeit. Aus ihnen geht hervor, daß Michaelis den Anfang eines philosophischen Journals deutscher Gelehrter, Niethammer und Fichte, herausgab, daß er daran dachte, die Oden Klopstocks zu edieren und ein Trauerspiel Engels, daß er auch mit den Brüdern Schlegel in Verbindung trat und die ersten Shakespeare-Übersetzungen des älteren, die Schrift des jüngeren Schlegel über das griechische Altertum herausbrachte.

Die Verbindung mit den Brüdern Schlegel löste sich bald, 1798. Im allgemeinen war das Urteil Friedrichs über den Verleger viel günstiger als das Schillers, z. B.: Michaelis „übertrifft Goeschen (der damals doch als einer der ersten Buchhändler galt) an Bildung, Geist und Tätigkeit sehr weit". Freilich muß man bei solchem Urteil bedenken, daß Schlegel in seiner Geldnot an dem Vermögenden oder sich als reich gerierenden Buchhändler einen Rückhalt zu finden hoffte und wohl auch fand. Das interessanteste Verlagsunternehmen, das Michaelis plante und ganz gewiß auch, wenigstens in einigen Heften, herausbrachte, war ein Oppositionsjournal, dessen Begutachtung er durch Schiller wünschte, für das er

einen höchst interessanten Entwurf schrieb, und für das er verschiedene Mitarbeiter zu werben suchte.

Wie lange der Buchhändler dieses Journal herausgab, wie lange er überhaupt als Verleger tätig war, läßt sich nicht bestimmen, sicher ist, daß er 1802 krank war, und daß sich damals sein Verlagsgeschäft nicht mehr in seiner Hand, sondern in der des Buchhändlers Albanus befand, der einem Unterhändler Schillers die Mitteilung machen mußte, daß er von des „Baumzucht" des alten Schiller noch mehr als 600 Exemplare vorrätig und mit dem Buche kein Glück gemacht habe.

Die letzten Nachrichten, die über Michaelis vorliegen, und die wohl an dieser Stelle mitgeteilt werden können, da sie über den einzigen jüdischen Verleger Schillers handeln, sind merkwürdig genug. Görres schreibt nämlich an den Franzosen Villers, der sich Jahrzehnte in Deutschland aufhielt und fast völlig zum Deutschen geworden war, folgendes:

„Daß Sie Herrn Michaelis für Ihren Geistesverwandten erklären, tut mir leid, der allzu großen Herablassung wegen. Es ist der Buchhändler Michaelis in Neu-Strelitz, der dort böslichen Bankrott gemacht, viel geabenteuert hat, zu Paris dann in Bicêtre fataler Wechselgeschäfte wegen saß, später nach Bitsch (Festung in Lothringen) geführt wurde, dort ausriß und hier sprachmeistert, und zwar einer der Vertrauten von J. H. Voß ist. Er hat sich hier Ihrer Freundschaft gerühmt, und ein Manuskript Ihrer Parallele der deutschen und französischen Dichter vorgezeigt, das er von Ihnen erhalten haben wollte. Ich glaube sehr gern, daß er wichtigere Sachen, als das, was Sie anführen, von Ihnen aufgeschnappt und eingetragen haben kann. Die Mumie liegt nicht so fern, daß sie ihm nicht allenfalls auch eingefallen sein könnte, ganz treffend finde ich sie übrigens auch nicht; an den Toten sollen Haare und Nägel fortwachsen, und ich glaube immer, die französische wächst in bedeutenderen Teilen, wenn sie gleich von innen durch gewaltsame Einwirkung erstarrt. Mir ist sein Buch („Geist und Charakter der französischen Sprache und Literatur, ein Frag-

ment", Mannheim, 1808) sehr absprechend und oberflächlich vorgekommen, er brachte mirs, als er's geschrieben hatte, weil er mir, als einem bekannten Franzosen-Nichtfreunde einen Gefallen damit zu tun glaubte. Ich nahm deswegen, um ihn zu überraschen, die Parthey der Sprache, und was er zur Verteidigung seiner Meynung beybrachte, lief auf nichts heraus; was er wußte, war schon in dem Buche gedruckt."

Von Heidelberg aus soll Michaelis nach Tübingen zu Cotta gegangen sein und an seinen Blättern Beschäftigung und Anstellung gefunden haben. Ist diese Nachricht richtig, so würde Schillers glücklicherer christlicher Verleger dem unglücklichen jüdischen die Hand zur Stütze geboten haben.

III.

In Weimar lebten wenig Juden, hauptsächlich die Familie Elkan, „Der Jude Elkan, der mit manchem Rest läuft", wie Goethe in der ersten Fassung seines Gedichtes „auf Miedings Tod" sang, war auch einmal Schillers Lieferant. Er hatte, wie dieser seinem Schwager Wolzogen schrieb, Frau v. Stein Tuchproben gegeben; Schiller bestellte fünf Ellen der einen Probe. Ein anderer Weimarer Jude, Gabriel Ullmann — er ebenso wie Elkan, der Begründer eines zahlreichen und vornehmen Geschlechts — war sein Bankier Goeschen gegenüber.

Schon ehe Schiller seinen dauernden Aufenthalt in Weimar genommen hatte, war Cotta sein ständiger Verleger geworden. Bei ihm erschienen bekanntlich die ferneren vier Jahrgänge des Musenalmanachs, sowie die Zeitschrift „Die Horen", auf die Autor und Verleger die größten Hoffnungen gesetzt hatten, welche sich freilich nicht verwirklichten.

Am Musenalmanach beteiligten sich jüdische Autoren nicht; an der Zeitschrift dagegen waren zwei Juden als Mitarbeiter tätig: Bendavid und Salomon Maimon. Von der Korrespondenz mit ihnen hat sich freilich nichts erhalten. Der erstere steuerte zu den Horen den Aufsatz „Über griechische und gotische

Baukunst" bei. Er hatte gewiß auf seine Anfrage einen zusagenden Brief erhalten, bei der großen Unordnung aber, die bei Bendavid herrschte, dessen Nachlaß, in dem Zunzschen aufbewahrt, nur sehr geringe Bruchstücke seines gewiß großen literarischen Verkehrs enthält, ist dieser Brief mit so vielen übrigen verloren. Er erhielt ein Exemplar des Heftes und ein Honorar von vier Louisdors.

Salomon Maimon war Schiller schon bekannt, ehe dieser seine Zeitschrift herausgab. Er hatte des jüdischen Philosophen „Streifereien in das Gebiet der Philosophie" gelesen und „viel Vortreffliches darin gefunden".

Daher wurde er bei der Begründung der Horen unter denen genannt, die eine Aufforderung zur Mitarbeit erhalten sollten, eine Ehre, die bekanntlich nicht übermäßig vielen deutschen Autoren zuteil wurde. Wirklich sandte er eine Abhandlung über den Schönheitsbegriff ein, die Schiller als lesenswert charakterisierte und bei einer Reise nach Weimar Goethe mitbringen wollte. Sie wurde aber, trotzdem Goethe ein freundliches Wort für sie einlegte, nicht in die Horen aufgenommen.

Maimon und Bendavid gehörten, wenn auch nicht dauernd, dem Kreise der Berliner Aufklärer an; auch ein Dritter dieser Aufklärer, Markus Herz, wird gelegentlich bei Schiller erwähnt, freilich nur einmal als Arzt Wilhelm v. Humboldts. Das Haupt der Aufklärer, Moses Mendelssohn, war zu früh gestorben, als daß Schiller mit ihm in irgend welche persönliche Beziehungen hätte kommen können. Daß dieser indessen manche Schrift des jüdischen Weltweisen las, wird auch in den Briefen mehrfach bezeugt. Schon 1782 nannte er Mendelssohns philosophische Schriften unter seinen Desideraten; er bestellte sie aufs neue zehn Jahre später.

Für die Lektüre und Benutzung der Mendelssohnschen Schriften weit wichtiger als diese wenigen Briefnotizen sind die aus den Quellen geschöpften Mitteilungen der Biographen und Schillers ästhetisch philosophische Schriften selbst. In

seiner Jugend hatte er durch Abels Unterricht Mendelssohnsche Lehren gehört, vielleicht auch geradezu eine oder die andere Schrift gelesen.

In seinen philosophischen Schriften nannte Schiller Mendelssohns Namen mehrfach oder erwähnte seine Gedanken. In der „Philosophie der Physiologie" (1780) wird er unter den „großen Denkern" genannt, „die das Instrument ihres Verstandes verstimmt haben, daß es keinen rechten Laut mehr von sich gibt". In dem „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" (1780) wird in dem Satz: „Mehrere Philosophen haben behauptet, daß der Körper gleichsam der Kerker sei", an einen Ausspruch Mendelssohns im „Phädon" gedacht und die Fortsetzung dieser Stelle schwebt vor, wo in derselben Abhandlung von der „Verachtung" gesprochen wird, „mit der der Geist auf die Bewegung seines Gefährten herabsieht". In dem Aufsatz „über Anmut und Würde" wird die Mendelssohnsche Ansicht bekämpft, daß die Schönheit der erscheinenden oder nachgeahmten Bewegung zur Anmut gehöre; in dem Fragmente: „Kallias über die Schönheit" wird Mendelssohn „unter der ganzen Schar der Vollkommenheitsmänner genannt, die das Schöne rational objektiv erklären".

Trotz solcher Ausdrücke, die nicht immer ganz frei von Spott und Mißachtung sind, hat Schiller gar manches aus den Anschauungen des jüdischen Weltweisen geschöpft, besonders die Theorie des Naiven, wie der neueste Bearbeiter dieses Themas angibt.

Tritt schon in dieser verhältnismäßig seltenen Erwähnung des Namens Mendelssohn ein Gegensatz gegen Goethe hervor, der Mendelssohn besucht haben soll und einzelnen seiner Schriften große Aufmerksamkeit zuwandte, so zeigte sich dieser Gegensatz noch deutlicher in der Stellung beider Männer zu Spinoza. Während nämlich Goethes gesamtes Denken durch Spinoza bestimmt ist, wird der Amsterdamer Philosoph von Schiller kaum erwähnt: Nur zweimal lobt er Herders Behandlung

Spinozas und spricht gelegentlich davon, daß ein Gegner Fichtes dessen Philosophie einen versteckten Spinozismus nenne.

Auch mit einem Freunde des Mendelssohnschen Hauses, David Friedlaender, einem eifrigen Sammler von Altertümern, der auch mit Goethe in Tauschverbindung stand, kam Schiller in Beziehung; indessen handelt es sich hierbei nicht um literarische oder persönliche, sondern um geschäftliche Verbindung. Friedlaender war nämlich Geschäftsfreund des oben ausführlich behandelten Michaelis; in einer der wenigen Stellen, die ihm gewidmet sind, wird er als „ein reicher und angesehener Jude in Berlin" bezeichnet.

Einer der Söhne Mendelssohns, Josef, kam einmal zu Schiller, um ihm Grüße und Melodien von Zelter zu bringen, vermutlich in Begleitung seines Schwagers Simon Veit. Die Gattin des letzteren, Mendelssohns Tochter Dorothea, kam Schiller nicht nahe, obgleich sie mit ihrem zweiten Gatten, Friedrich Schlegel, längere Zeit in Jena lebte; als Tochter Mendelssohns hätte sie vielleicht bei ihm Zutritt gefunden, als Gattin Friedrich Schlegels war sie von vornherein dem Schillerschen Hause entfremdet. Ihren Roman Florentin erwähnt Schiller nur an zwei kurzen Stellen, in deren einer er sagt, daß der Roman, wenn er auch eine Fratze sei, ihm bessere Vorstellung von der Verfasserin gegeben habe.

Auch zu einer Beziehung mit einem jüdischen Künstler, dem damals sehr bekannten Medailleur Abramson in Berlin, kam es. Dieser wandte sich in einem bisher nicht bekannten Briefe an den Dichter, bat ihn um eine Zeichnung, um nach dieser eine Medaille zu machen; Goethe, des Künstlers wegen (7. Februar 1796) befragt, gab eine befriedigende Auskunft. Schon bevor diese eingetroffen war, hatte Schiller (12. Februar) den Bittsteller, wie es scheint (13. Februar), günstig beschieden; dieser antwortete am 7. März und wandte sich noch einmal nach Jena am 6. Januar 1797; aber seine, wie die an ihn gerichteten Briefe sind verloren.

IV.

Schiller der Dramatiker hatte geringere Beziehungen zu den Juden als Schiller der Schriftsteller. Vielleicht darf man diese Behauptung nicht so positiv aussprechen. Denn es wäre immerhin möglich, daß unter den Mannheimer Schauspielern (oder auch unter denen zu Weimar) sich einzelne Juden oder von Juden Stammende befunden hätten. Aus den Namen kann man keine bindenden Schlüsse ziehen, denn die Träger eines jüdischen Namens werden ihn gewiß, teils des allgemeinen Vorurteils wegen abgelegt, teils verändert haben, um ihren Familienangehörigen unkenntlich zu werden, die einen solchen Schritt schwerlich billigten. Aber bei der Leidenschaft der Juden fürs Theater wird man wohl annehmen dürfen, daß von ihrem Bekanntwerden mit der deutschen Literatur an, also von dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, auch ihr Hang erwachte, sich der Bühne zuzuwenden.

Trotzdem kann man unter den Theaterleuten, mit denen Schiller zu tun hatte, nur einen bestimmt als Juden bezeichnen: Jakob Herzfeld. Er war in Dessau geboren 1763, lebte also zuerst in der Atmosphäre, in der Mendelssohn aufwuchs. Da er erst 1796 zum Christentum übertrat, so gehörte er seiner ganzen Entwicklung nach dem Judentum an. Von seinen schriftstellerischen Leistungen scheint keine in die Öffentlichkeit gedrungen zu sein. Sein erstes Auftreten auf der Bühne erfolgte am 18. April 1792 in Wien, wohin er sich nach seiner Tätigkeit als Hauslehrer und den Anfängen eines medizinischen Studiums gewendet hatte. In Wien fand er einen Beschützer in dem berühmten Schröder; dessen Biograph gab ihm das Ehrenzeugnis: „Er hat rühmlich gehalten, was er versprach, und den Vorsteher der Bühne als Schauspieler und Freund in heiteren und trüben Tagen nicht verlassen.“ Mit Schröder kam er nach Hamburg und wirkte hier als Schauspieler und Theaterleiter bis zu seinem Tode 1826. Er wird besonders als Darsteller humoristischer Rollen gerühmt,

aber auch sein Tell war sehr geschätzt. Als Vorsteher des Theaters erwarb er sich große Verdienste; die Biographien vieler Schauspieler und Theaterdichter geben rühmliche Zeugnisse davon. In dieser seiner Tätigkeit kam er auch mit Schiller in Berührung. Er wandte sich zuerst wegen der „Jungfrau von Orleans", an diesen und bekam das Stück sowie die meisten späteren für je 12 Louisdors zur Aufführung — nur den „Parasiten" lehnte er ab. Auch ältere Arbeiten, wie die Wallensteintrilogie erwarb er, ebenso die Theaterbearbeitung des Lessingschen „Nathan", über deren glänzenden Erfolg er berichtete. Schiller gewährte ihm eine mit Rücksicht auf das Hamburger Personal gewünschte Abänderung des Lustspiels „Der Neffe als Onkel". Um den Dichter bei guter Stimmung zu erhalten, wurden ihm von Hamburg aus 400 Austern geschickt, für die ein Dankschreiben einlief.

Der Ton der Schillerschen Briefe, von denen sechs erhalten sind, ist im ganzen geschäftsmäßig. Nur zweimal verbindet sich mit dem trockenen Dank des Theaterdichters ein liebenswürdiges Wort: bei der Aufführung der „Braut von Messina", für deren Erfolg „Herzfelds glückliche Bemühungen und Anstalten" als „entscheidend" erklärt werden, und bei dem Dank für die Austern, von denen gesagt wird, daß „sie mit dankbarer Erinnerung an den Geber" verzehrt worden. In dem zuletzt erwähnten Brief wird noch der Nathan-Aufführung gedacht; die Worte Schillers: „ich schätze mich glücklich, etwas dazu beigetragen zu haben, daß den Manen des großen Mannes bei dieser Gelegenheit neu gehuldigt wurde", verdienen eine Erwähnung.

Die Briefe Herzfelds — von den mindestens sechzehn abgeschickten sind nur sieben gedruckt — sind in völlig korrektem Deutsch geschrieben und sind gleich weit entfernt von widerwärtiger Vertraulichkeit wie von niedriger Unterwürfigkeit. Das einzige, was man an ihnen tadeln könnte, ohne es doch als jüdische Aufdringlichkeit bezeichnen zu dürfen, ist der Umstand, daß Herzfeld sich, seinem Eifer und seiner Geschick-

lichkeit, zwar in bescheidenem Tone und mit volltönender Anerkennung des Schillerschen Genies, doch einen Teil der Wirkung von dessen Stücken zuschreibt. Zur Probe des Stils mag hier die auf die Nathan-Bearbeitung bezügliche Stelle mitgeteilt werden: „Deutschland ist Ihnen nun doppelten Dank schuldig, weil Sie, nächst Ihren vortrefflichen Originalwerken, nun auch das herrliche Produkt des unsterblichen Lessing für die Bühne eingerichtet. Möge es lange, lange noch den Mann besitzen, der, so wie er, auf immer der Stolz seiner Literatur bleiben wird."

V.

Während Goethe in den verschiedensten Zeiten, besonders aber in den letzten dreißig Jahren seines Lebens von zahlreichen Juden besucht und von begeisterten jungen und älteren Leuten, hauptsächlich aber von jüdischen Frauen schwärmerisch verehrt und laut gepriesen wurde, fehlen diese Lobpreisungen ebenso wie die Besuche bei Schiller fast völlig.

Freilich besitzen wir von Schiller keine Tagebücher, keine Sammlung von Gesprächen; das Material ist viel lückenhafter als bei Goethe; aber die obige Behauptung läßt sich trotzdem festhalten. Die Tatsache ist um so merkwürdiger, da gerade die Richtung der Schillerschen Poesie geeigneter war, schwärmerische Mädchen und freiheitsdürstende Jünglinge anzuziehen als Goethes getragene und gedankenreiche Poesie; Bewunderer der Schillerschen Jugendlyrik, der schwülstigen Gedichte an Laura und der von Charlotte von Kalb angeregten leidenschaftlich-sinnlich-phantastischen Klänge hätten sich, so sollte man denken, gerade unter den poetisch angehauchten, nach Erlösung durch die Liebe sich sehnenden Israelitinnen in ebenso großer Zahl finden müssen, wie unter den bedrückten und nach Freiheit sich sehnenden Jünglingen und Männern, Verehrer der freude- und freiheitstrunkenen Klänge, wie sie in dem Gedicht „An die Freude" und in den Dramen der früheren Epoche Schillers erschallen.

Allerdings ist ein Zeugnis vorhanden, aber erst aus späterer Zeit, das diesen Einfluß bezeugt. In einem Festartikel auf das Jahr 1859 (vgl. unten) wird die folgende Auseinandersetzung gegeben, für deren Richtigkeit ich keine Bürgschaft übernehmen kann, die aber als Zeugnis eines reifen Mannes Geltung haben mag.

Diese Darlegung lautet: „Das Gefühl für das Schöne, das — infolge der jahrhundertelang währenden Zurückdrängung aus fast allen Gebieten des Lebens — bei den Juden stumpf geworden war, das wurde namentlich durch die Schillersche Dichtung geweckt und geschärft. Denn Schiller war es vorzugsweise, der allen, welchen es vergönnt war, aus den mittelalterlichen beengenden Schranken herauszutreten, als Führer und Wegweiser entgegenkam. Der melodische Zauberklang seiner Sprache lockte sie mit magischer Gewalt zum Eintritte in die Welt seiner Dichtung, in welcher ihre höchsten Gedanken, ihre heiligsten Empfindungen, in die lieblichste Form gekleidet, entgegentraten. Die Weisheitssprüche, die ihnen namentlich in den späteren Dramen des Dichters, mit biblischer Kernhaftigkeit und nicht selten mit biblischem Inhalt erfüllt, entgegentönten, heimelten sie mächtig an und luden sie ein zu immer erneuerter Wiederkehr, zu immer längerem Verweilen."

Auch die „Allgemeine Zeitung des Judentums" 1859, Nr. 45, konstatiert in einem Aufsatze von Kayserling zur Schillerfeier 1859, Nr. 45, daß Schiller ein Liebling der jüdischen Jugend sei.

Solch allgemeine Äußerungen sollen nicht eben in Zweifel gezogen werden. Wichtiger jedoch wäre es, um das hier behauptete Nachleben Schillers in der jüdischen Jugend etwa in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts zu konstatieren, wenn man aus historischen Dokumenten, Briefen, Selbstbiographien, Tagebüchern diesen starken Eindruck beweisen könnte. Das dafür vorliegende Material ist freilich äußerst dürftig. In Abraham Geigers Aufzeichnungen spielt Schiller fast gar keine Rolle; der Lieblingsschriftsteller seiner Jugend, Herder, wurde später

durch Goethe verdrängt; bei der Lektüre des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller werden zwar zwei Briefe des letzteren hervorgehoben, aber die Wirkung solcher Lektüre war weniger die Begeisterung für den Autor, als die Sehnsucht nach einem gleichgesinnten Freunde. Etwas größeren Einfluß Schillers bemerkt man in Berthold Auerbachs Jugendbriefen. Er, der in seinen höheren Jahren so goethefeste Mann — er war es, der das schöne Wort „goethereif" prägte — erfuhr ganz naturgemäß in seiner Jugend starke Eindrücke von dem schwäbischen Landsmann, so daß seine wenigen bisher überlieferten Jugendverse nach Schillerschem Muster gebildet sind und er seinem Freundschaftsenthusiasmus in Schillerschen Versen Luft macht. Dagegen scheint Gabriel Rießer von Schiller keine Anregung empfangen zu haben, der Vater liest und zitiert Jean Paul; seine Beteiligung an der Schillerfeier und seine Schillerrede haben mit seinem Judentum nichts zu tun.

Schweigt so die vorhandene Memoirenliteratur, so gibt es andere Zeugnisse, welche eine große Popularität Schillers in jüdischen Kreisen und seine direkte Einwirkung auf die Dichtung innerhalb dieser Zirkel behaupten.

Schon Delitzsch „Zur Geschichte der jüdischen Poesie", Leipzig 1836, S. 102 sagt: „Die Bikkure ha Ittim wurden das Organ der neuen germanischen Dichterschule in den weiten österreichischen Landen, auf welche Schiller den wichtigsten Einfluß ausübte."

Jellinek, „Der jüdische Stamm", Wien 1869, S. 21 sagt bei Schilderung einer Talmudschule aus dem 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts: „Der Hörer talmudischer Kasuistik trägt — Don Karlos bei sich und schwankt zwischen der Gedankenfreiheit des Marquis Posa, für die er besonders schwärmt, und den haarscharfen Distinktionen seines Meisters".

Wo aber bestimmte geschichtliche Zeugnisse schweigen, tritt die Tradition ein. Darüber schreibt mir Herr Dr Karpeles:

„Von der Popularität Schillers im Ghetto, namentlich in den Talmudschulen (Jeschiwas), können Sie sich gar keine

Vorstellung machen. Man kann diese nicht hoch genug einschätzen und getrost behaupten, Schiller war der Dichter des Ghetto; namentlich gilt dies für Polen und Österreich. Diese Tatsache steht so fest, als wenn sie durch tausend Bände Memoiren verbürgt wäre. Jeder einzelne, der aus dem Ghetto hervorgegangen, weiß dies und kann es bekräftigen, und die älteren Bachurim wußten darüber die ergötzlichsten Dinge zu berichten."

Und derselbe bemerkt:

„Für das Kapitel von der Popularität Schillers im Ghetto ist auch charakteristisch, daß fast alle größeren Balladen Schillers in verschiedenartigen Parodien und Travestien im Ghetto zirkulierten, von denen auch viele gedruckt sind, ein Zeichen dafür, wie bekannt er gewesen ist. Schließlich will ich Ihnen noch eine Schiller-Anekdote, die Ihnen vielleicht Spaß machen wird, mitteilen: Ein Bachur wird von einem Kollegen erwischt, wie er ein deutsches Buch liest. Der Späher hört ihm aufmerksam zu, wie er liest:

Zu Dionys dem Tyrannen — dem Roschе — schlich — er ist geloffen — Möros, den Dolch — den Chalef — im Gewande — in der Kapote —:

Nun stürzt der Späher auf den harmlosen Leser los: „Was machst De denn da?" Antwort: „Ich vertentsch mir Schiller!"

Außer solchen humoristisch anmutenden Übersetzungsversuchen sind aber auch ernstgemeinte und wohlgelungene zu verzeichnen. Auch hier darf ich mich wieder eines Hinweises von G. Karpeles bedienen:

„Die erste Übersetzung Schillers erschien in der klassischen Zeitschrift „Bikkure ha Ittim", wo M. Letteris und S. J. Rappaport als Übersetzer auftraten. Seither ist fast alles von Schiller ins Hebräische übersetzt worden. In der Bibliotheca Hebraica-Post-Mendelssohniana von W. Zeitlin (Leipzig 1891) werden 21 Nummern von Schiller-Übersetzungen angeführt. Sämtliche Dramen Schillers und auch die meisten seiner Gedichte sind in Galizien oder Russisch-Polen ins Hebräische

übersetzt worden und bilden noch heute dort die Lieblingslektüre der Jugend."

An der Schillerfeier des Jahres 1859 haben sich auch die Juden beteiligt.

Wenn wir nun die unmittelbaren Zeitgenossen fragen, d. h. diejenigen, die während der Lebzeiten Schillers oder gleich nach seinem Tode zu Worte kamen, so lassen sich nur sehr wenige Äußerungen zusammenstellen. Gegenüber den zahlreichen Zeugnissen der Berliner Jüdinnen aus der Zeit der Romantik über Goethe läßt sich für Schiller nur weniges finden.

Henriette Herz, deren Gatte, wie oben angeführt, wenigstens dem Namen nach Schiller bekannt war, gab nur eine kurze Schilderung von Schillers Äußerem und fuhr dann fort: „Bis zum Jahre 1804, wo ich ihn zum ersten und letzten Male und zwar hier in Berlin sah, da hatte ich ihn nur aus seinen Schriften gekannt, und wie es begreiflich ist, daß wir uns das Bild der Persönlichkeit eines Dichters, den wir kennen und lieben, aus seinen Werken gestalten, so hatte ich ihn mir in seiner Ausdrucksweise feurig und in seinen Reden rückhaltlos seine Meinung aussprechend gedacht. Ich meinte, er müßte so im Laufe eines Gesprächs etwa wie sein Posa in der berühmten Szene mit König Philipp sprechen. Zu meinem Erstaunen nun stellte er sich in seiner Unterhaltung als ein sehr lebenskluger Mann dar, der namentlich höchst vorsichtig in seinen Äußerungen über Personen war, wenn er durch sie irgend Anstoß zu erregen glauben durfte."

Die zweite Berliner Jüdin, die in der Literatur der Übergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert eine Rolle spielt, Dorothea Veit, geb. Mendelssohn, deren Roman, wie wir sahen, von Schiller kühl beurteilt wurde, trat, solange sie dem väterlichen Glauben angehörte, schriftstellerisch nicht hervor. Aber auch in ihren Briefen, nach der Verbindung mit Fr. Schlegel, in denen sie viel literarischen Klatsch erwähnt und Goethes häufig gedenkt, wird Schiller kaum angeführt, auch von seinem Tode ist nicht die Rede; immerhin ist es denkbar,

daß sie in die lächerliche antischillersche Gesinnung einstimmte, die in den romantischen Zirkeln Jenas zur Mode geworden war. Ein paar Äußerungen aus ihrem Tagebuche bekunden nur, daß sie Schiller Hochmut und Grobheit zuschrieb, aber sie überliefert auch als Goethes Ausspruch das Wort, das sich vielleicht gerade gegen die Romantiker richtet: „Ich weiß wohl, es gibt jetzt einige Leute, die behaupten, Schiller wäre kein Dichter! So lange ich aber lebe, soll sich gewiß niemand unterstehen, es zu sagen."

Weniger als die Genannten trat in den Berliner geistreichen Kreisen Lea Salomon hervor, die Gattin Abraham Mendelssohns; sie gehörte zu denen, die mehr in der Stille des Hauses wirkten, als in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen trachteten. Von ihr sind einzelne Äußerungen bekannt geworden, an und gegen den berüchtigten Kritiker Garlieb Merkel gerichtet, in denen sie Wallensteins Tod für ein Meisterstück erklärt und, bezeichnend genug, den „erhabenen, himmlischen Charakter" der Thekla „dieses Engels des Lichts und der menschlichen Größe" rühmt. Und da Merkel, keineswegs ihrer Meinung, gegen sie „das Publikum" anführen wollte, verwahrt sie sich entschieden dagegen, daß dieses in solchen Fragen ausschlaggebend sein könne.

Ein anderer, den Berliner Kreisen naheſtehender Jude, David Veit, studierte längere Zeit in Jena und sah Schiller manchmal, nicht so oft, wie man erwarten sollte, da er mit Wilhelm von Humboldt, Schillers vertrautem Freunde, sehr viel zusammen, ja sein regelmäßiger Sonntagsgast war. Während dieser Veit nun seiner Berliner Freundin Rahel Levin Goethesche Gedichte abschrieb, dessen neue Werke und Aufsätze analysierte, die mit ihm geführten Gespräche genau überlieferte, einen Tadel gegen ihn kaum je wagte, fand er es unbegreiflich, daß Schiller an Matthisson Geschmack haben konnte, und lobte mäßig eine Rezension des Jenaer Ästhetikers über einen Gartenkalender. Als er Schiller zum ersten Male sah, schrieb er ziemlich kühl, 10. November 1794: „Gestern

habe ich Schiller zum erstenmal gesehen; ich finde Humboldts Urteil sehr wahr: Goethe hat ein allgemein schönes Männergesicht; Schiller nur *eine* Art davon, und die eine Art, die sich mit dem Angenehmen sehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren." Sonst findet sich über Schiller nur eine sehr merkwürdige Äußerung (15. Juni 1795): „Macht nun der süße Wahn der süßeren Wahrheit Platz, so werden Sie wissen, daß ich eben nur aus meiner Eigenlaune verrückt oder begeistert bin, und in der Begeisterung fühle ich mich Schiller um soviel näher; allein sich Schillern um soviel näher fühlen, kann höchstens Schillerlästerung heißen, welche die Leute von unserer freien Manier sich öfters erlauben, sollte es auch Unsinn heißen, — desto schlimmer für ihn." Verstehe ich den Satz recht, so ist er eher *gegen* als für Schiller aufzufassen. Er soll bedeuten, daß die goethefesten freien Menschen nur dann Verwandtschaft mit Schiller empfinden, wenn sie aus ihrer richtigen Bahn gelenkt sind.

Rahel Levin selbst, an welche die vorstehenden Äußerungen gerichtet sind, ist Schiller gegenüber, wenn auch nicht geradezu feindlich, so doch kühl, zumal, wenn man ihre Gesinnung gegen Schiller mit ihrer Goethe-Begeisterung vergleicht. Wenn sie einmal die Xenien lobt, so tut sie dies mehr Goethes, als Schillers wegen, und ihrem Ausruf: „Es lebe Schiller, den mein Herz ehrt", steht ihre Billigung des Tieckschen Ausspruches entgegen, daß er, der unser Theater gegründet habe, es auch wieder zu zerstören helfe. Sie spottete über Thekla, sie gab nicht zu, „daß die gute und beliebte Jungfer Orlean" an Werners Luther heranreiche, und bezeugte an einer, freilich späteren Stelle (13. September 1827) bei aller Teilnahme für Schiller, daß die ihm ehemals gewidmete Aufmerksamkeit auf Goethe überging. Die Stelle lautet:

„Ich vergötterte Schiller aus diesem Teile, weil er eine lehrsame Seele war, und all seinen Geist *dazu* gebrauchte; vortrefflichen Treffer hatte, — darin bestand für mich sein Talent; dies vergötterte ich z. B. in seinem Gedicht: die Schlacht.

Fast antik in modernster Form, und Stoff: tief ergreifend, weil die Sache in ihrer Einfachheit erfaßt, eben dadurch ihren Graus, die Unabänderlichkeit zeigt. Undenklich schön! So liebt' ich „Melancholie an Laura", alle an Laura; eines, wo er den Frühling „Lieber Jüngling" anredete. Ich liebte ihn ganz: war voller Freude, ihn so liebenswert und würdig zu finden. Aber da kommt Goethe mit seiner Macht, seinen Zeiten, seiner Vollendung und Vorstellung, Denken, Reife, Vollendung und Gewalt des Ausdrucks, kampfgekämpfter Weisheit, beschauender, überschauender Melancholie, weiser ausgerungener Heiterkeit, mit seiner vue d'oiseau, mit seinem Sternenblick, auf deutsch, — von einem Stern herab —, mit der Götterbrust, an der man nicht allein ruht, sondern Ruhe findet, — und allen anderen Dichtern fehlt etwas; — Großes."

Mit den drei genannten Frauen, Dorothea Veit, Henriette Herz, Rahel Levin, wird oft die schöne und geistreiche Mariann Meyer (Frau von Eybenberg) zusammen genannt; wie nahe sie Goethe stand, ist bekannt, dieser hatte (wie er 26. Juli 1797 schreibt) dem Freunde gewünscht, diese „berühmte" Dame kennen zu lernen; ob das aber wirklich damals oder später geschehen ist, läßt sich nicht nachweisen.

Unter den deutschen Schriftstellern jüdischen Ursprungs aus der folgenden Generation sind Börne und Heine gewiß die bedeutsamsten. Trotzdem möchte ich sie nur streifen, nicht ausführlich behandeln. Der Grund zu diesem Verfahren liegt nicht in dem Bedenken, es sei nicht angemessen, diese beiden zu den Juden zu rechnen, sondern hauptsächlich in dem Umstande, daß in dieser Skizze im wesentlichen nur die Zeit Schillers selbst berücksichtigt werden soll: Börne aber war, bei dem Tode Schillers, ein Knabe, Heine ein Kind. Daher mag hier nur kurz daran erinnert werden, daß in den „Dramaturgischen Blättern" Börnes einzelne wichtige Kritiken Schillers vorkommen, unter denen die über „Wilhelm Tell" eine nicht geringe Berühmtheit

erlangt hat und daß in seinem „Tagebuch“ 1829 bei Anlaß der Kritik von Schillers und Goethes Briefwechsel sich viele wegwerfende Äußerungen über Schiller, namentlich seine Stellung zum deutschen Volke, seinen Mangel an Witz finden. Für Heine sei, wiederum nach Karpeles' Worten, darauf hingewiesen, daß er eine große und unbedingte Verehrung für Schiller empfand, er nannte ihn („Romantische Schule“, Bd. I) „das schönste Herz, das jemals in Deutschland gelebt und gelitten“.

VI.

Vielleicht von noch größerem Interesse als die Frage, wie Schiller die Juden beurteilte und von ihnen beurteilt wurde, ist die, ob und wie er jüdische Dinge in seinen Werken besprach, wie er insbesondere die Bibel benutzte und behandelte.

Schiller lernte die Bibel durch seine fromme Mutter kennen. Auch sein Vater war zwar fromm, ein Gebet von ihm hat sich erhalten, aber die eigentliche Frömmigkeit des Hauses wurde durch die Mutter vertreten; der vielbeschäftigte Vater hatte auch wohl gar keine Zeit, dem Sohne Kenntnisse beizubringen und ihm einzelnes aus seiner Lektüre zu übermitteln.

Die Mutter war keine gebildete Frau, sie bedurfte nur geringer geistiger Nahrung aus Büchern, aber was sie las, war religiös, Uz und Gellert waren die Poeten, die sie las und liebte. Wenn sie sich der Bibel zuwandte, so mag es freilich mehr das Neue Testament gewesen sein, als das Alte, aus dem die Mutter den Kindern erzählte; am bekanntesten ist jene von des Dichters Schwester Christophine berichtete Szene, da die Mutter den Kindern auf einer Wanderung nach Marbach von den Pilgern erzählte, die nach Emmaus gingen, wie alle durch diesen Bericht, den sie auf der Spitze des Hügels empfingen, innig gerührt wurden, niederknieten und beteten, „dieser Berg wurde uns zum Tabor“.

Aus solchen Gesprächen über die Bibel und aus Hinweisen auf sie mag Schillers (epischer oder dramatischer) Plan:

Absalom, entstanden sein. Im Jahre 1779 brauchte Schiller in einer Rede einige Worte über Absalom: die Geschwister meinten, daß von dem Jugendwerke manches erhalten sei; die Schwester Nanette forschte 1792 eifrig nach, konnte aber nichts finden.

Auch später hat Schiller nicht aufgehört, aus der Bibel zu schöpfen. Ich bin kein Bibelforscher und muß mich daher auf einiges beschränken, was ich in der Literatur finde. Zwei Schriften, die über diesen Gegenstand handeln, sind äußerst dürftig. Die eine von Anton (1849) geht fast ausschließlich auf das Neue Testament ein und berührt nur gelegentlich einzelne Psalmstellen; die von Goldschmidt (Schillers Weltanschauung usw. 1888) will zeigen, daß die Ideen der zwei großen Gedichte: Kassandra und Das Ideal und das Leben mit der biblischen Anschauung Berührung haben, daß sie das schöne poetische Bild vom Baume des Lebens und der Erkenntnis wiedergeben und weiterführen. Mir scheint trotz der wortreichen Erklärung des Autors seine Absicht mißlungen zu sein, nur ein paar im folgenden erwähnte biblische Anklänge aus den Räubern, die er beibringt, sind dankbar anzuerkennen.

Am Schluß der Vorrede zu den Räubern heißt es: „Der Pöbel hört nicht auf, Pöbel zu sein. Und wenn Sonne und Mond sich wandeln, und Himmel und Erde verfallen wie ein Gewand," so erinnert der Verfasser an Ps. 102, 26, 27, wo es heißt: „Gott habe Himmel und Erde gegründet, sie können fallen". Karl Moor sagt zum Pater: „Sag' ihnen, mein Handwerk ist Wiedervergeltung und Rache ist mein Gewerbe." Diese Worte werden zusammengestellt mit Deuter. 32, 35, „die Rache ist des Herrn", daselbst: „Es ist Gnade über alle Grenzen"; dafür die Parallelstelle, Klagelieder 3, 22: „Seine Gnade hat kein Ende". Eine Benutzung biblischer Wendungen an den angeführten Stellen wird man nicht leugnen, obgleich ihre Verwendung eine ziemlich freie genannt werden muß.

Einiges andere mag im Anschluß an eine Studie Schlurics vorgebracht werden. Diese außerordentlich fleißige Arbeit geht freilich wie die meisten derartigen Studien zu weit. Unzählige biblische Wendungen und Begriffe sind durchaus in den Volksgeist, in die allgemeine Verkehrssprache übergegangen, so daß ihre Anwendung weder für eine Lektüre, noch weniger für Verehrung der Bibel zu sprechen braucht. Wenn es z. B. I. Sam. 20, 38 heißt: „Risch wie der Wind", so muß man eben nur wissen, wie ein Blick auf Grimms deutsches Wörterbuch belehrt, daß das Wort „risch" gerade in der Bedeutung „schnell" schon in der mittelhochdeutschen Periode über ganz Mitteldeutschland verbreitet war, daß es in neuerer Zeit von Wieland mehrfach, von Bürger außerordentlich häufig gebraucht wurde, so daß die Stelle in Schillers „Semele" „risch aufhüpfend" in keiner Weise auf eine Benutzung der Bibel führen muß. Von einer Entlehnung aus der Bibel kann man doch nur dann sprechen, wenn Wort und Begriff sich eben nur aus ihr erklären, nicht aber, wie hier und an zahllosen anderen von Schlurick angeführten Stellen, wenn diese sich aus volkstümlichem oder schriftstellerischem Gebrauch herleiten lassen.

Schillers Briefe, im Gegensatz zu denen Goethes, zeigen wenige oder gar keine Anklänge aus der Bibel, und gerade dieses Fehlen biblischer Zeugnisse in den vertrauten Äußerungen beweist ein geringeres Mitleben in jenen alten Urkunden.

Dagegen mag auf einzelne Poesien hingewiesen werden. Das Gedicht „Morgengedanken am Sonntag" erinnert an einzelne Psalmstellen. In den „Worten des Glaubens", „Thekla, eine Geisterstimme", „Die Künstler" finden sich neben Stellen aus den Evangelien manche Reminiszenzen aus Psalmen und Propheten; und diese letzteren sind auch in manchen anderen Gedichten paraphrasiert. Eines der charakteristischsten Beispiele ist Psalm 19, 6: „Und dieselbige geht hinaus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held zu laufen den Weg", verglichen mit der Stelle im Gedicht „An die Freude":

„Froh wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn
Freudig wie ein Held zu siegen."

Im Gegensatz dazu scheint es mir nicht nötig, die vielfachen Erwähnungen von Engel und Paradies anzuführen (Hölle und Teufel gemahnen doch mehr ans Neue Testament) oder die Idee, daß der Mensch der Sünde anheimgefallen oder zu ihr geboren sei, weil hier nur im allgemeinen biblische Vorstellungen, aber nicht einzelne biblische Stellen eingewirkt haben. Für anderes, Tod, Weltgericht, Schutzengel spielt fast ausschließlich das Neue Testament eine Rolle, nicht aber das Alte, das uns in diesem Zusammenhange allein interessiert.

Das Drama, das die wesentlichste Anregung von dem Alten Testament erfahren hat, ist die „Jungfrau von Orleans".

Hier handelt es sich nicht bloß um einzelne Anklänge, sondern man muß sagen, die ganze Figur Johannas hat etwas Biblisches an sich. Schon Hoffmeister wies darauf hin, daß ihr Verhältnis zu ihren Geschwistern an das Josefs zu seinen Brüdern gemahnt, daß Johanna wie Josef in seinen Träumen das künftige Geschick erkennt, daß sie in diesen Träumen sieht, wie die Ihrigen, aber auch Grafen und Fürsten sich vor ihr neigen, ähnlich wie Josef solches vorausschaut (1. Moses 37, 7). Eine neuere Untersuchung hat zu dem eben erwähnten noch manches hinzugefügt. So gemahnt ihr Bezwingen des Tigerwolfs, der in ihre Herden fiel, an Simsons Zerreißen des Löwen (Richter 14, 6), und man wird an 1. Samuel 17, 33 bis 35, erinnert, wenn es heißt, sie habe dem Wolfe das Lamm entrissen, das dieser schon im blutigen Rachen davontrug, oder an Joel 3, 18, wenn die Jungfrau ausruft: „Er sei zur Ernte reif, mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen", — wenn auch freilich für dieses Bild noch deutlicher als die Ausdrücke des Propheten einzelne Wendungen aus der Apokalypse vorzuschweben scheinen.

Wie Johanna mit Josef, so hat sie auch Parallelen mit Moses. Während Schiller in seinen Quellen nur eine mittelbare Berufung der Jungfrau durch verschiedene Heilige vorfand, spricht er in seinem Drama, an Moses erinnernd, von einer unmittelbaren Berufung der Johanna durch die göttliche Macht, besonders in der Stelle: „Gehe hin, du sollst auf Erden für mich zeugen!“ einer wirklichen Parallele zu 2. Moses 3, 10: „So gehe nun hin, ich will dich zum Pharao senden“, wo des weiteren auch noch eine Ähnlichkeit darin besteht, daß die Stimme Gottes in der Bibel aus dem feurigen Busch, in dem Drama aus dem heiligen Druidenbaume erschallt.

Auch in anderen Dramen Schillers lassen sich einzelne biblische Anspielungen und Vergleiche bemerken, besonders in der Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager“ und in den Worten des Pfarrers in den „Räubern“. Aber auch hier ist das Neue Testament stärker benutzt als das Alte.

Die Persönlichkeit des Moses lockte den Dichter schon früh. Doch besitzen wir über den epischen Plan Moses aus der Zeit der Karlsschule 1773 nur das Zeugnis seines Schulfreundes Petersen und können uns denken, daß er unter dem Einfluß Klopstocks gefaßt wurde, und, wenn ausgeführt, durchaus seine Art gezeigt hätte. Siebzehn Jahre später wurde der Persönlichkeit und ihrer Tätigkeit in der Abhandlung „Die Sendung Mosis“ eine ausführliche Darstellung gewidmet. Zeitgenössische Urteile über die Abhandlung sind wenig bekannt. Körner hatte am 6. Oktober 1790 geschrieben: „Die Sendung Mosis ist eine Vorlesung von Dir. Von dieser Art könntest Du mehrere in der Thalia liefern, die zugleich eine historische Galerie bilden könnten.“ Diesen nicht sehr enthusiastischen Ausdruck erwiderte Schiller mit den Worten (18. Oktober): „Der Aufsatz über Moses hat also Deinen Beifall“, und Körner schwächte sein halbes Lob ab durch die in dem nächsten Brief stehenden Worte: „Moses endet nicht befriedigend, wenigstens bleiben viele Fragen und Zweifel.“

Aber auch in neuerer Zeit ist die Schrift sehr wenig besprochen worden, und schon aus diesem Grunde lohnt sich ein näheres Eingehen auf sie.

Schiller selbst hat darauf hingewiesen, daß das Material zu dem Aufsatz ebenso wie einige Hauptstellen aus der Schrift von Decius (das heißt: dem Jenenser Professor Reinhold) genommen ist: Die hebräischen Mysterien oder die ältesten religiösen Freimaurer, Leipzig 1788. Auch diese Schrift ist jedoch nicht selbständig, sondern fußt auf einem englischen Werke von Warburton, das auch Quelle für Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" gewesen ist. Doch es ist für unsern Zweck nicht von hervorragender Bedeutung, diese Ableitungen und Entlehnungen im einzelnen zu verfolgen. Das von Schiller Aufgenommene muß, wenn es auch ursprünglich nicht von ihm herstammen sollte, als sein Eigentum in Anspruch genommen werden.

Der Autor betrachtet das Judentum als Quelle für Christentum und Mohammedanismus, als Verkündigerin der Lehre von der Einheit Gottes für die ganze Menschheit und sagt dann:

„Aus diesem Standpunkt betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges, universalhistorisches Volk erscheinen, und alles Böse, welches man diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu sein. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen und ebensowenig den großen Einfluß vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahrt worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit zuzuführen, den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte. Auf diese Art werden wir gleich weit entfernt sein, dem hebräischen Volk einen Wert aufzudringen, den es

nie gehabt hat, und ihm ein Verdienst zu rauben, das ihm nicht streitig gemacht werden kann."

Das Leben der Israeliten in Ägypten, ihre starke Vermehrung, Absonderung, ihre Lebensweise nach nomadischer Art wird kurz dargetan und gezeigt, wie man, statt sie durch das ganze Land zu verteilen und mit anderen gleich zu behandeln, sie mit Arbeit und Abgaben belastete, eine besondere Provinz ihnen einräumte, die aber für die große Menge Menschen zu eng wurde. Unreinlichkeit und Aussatz waren die Folgen, dieser Aussatz wiederum die Quelle besonderer Bedrückungen, unter anderen auch der Vorschrift, daß die Neugeborenen von den Hebammen erwürgt werden sollten. Die Hebammen kamen jedoch dem Befehle nicht nach: die Rettung der Hebräer kam durch einen aus ihrer Mitte, der aber frühzeitig ihrer Gesellschaft entzogen und mit ägyptischer Sitte und Sprache bekannt gemacht wurde. Denn bei den ägyptischen Priestern lernte Moses die Lehre von der Einheit Gottes, selbst den Namen des höchsten Wesens, priesterliche Sitten und Gebräuche, die Lehre von der Beschneidung, den Unsterblichkeitsglauben, er entnahm von ihnen die heilige Lade, in der das Unentweiht verborgen war und manches andere, durch sie gewann er eine Kenntnis der Naturkräfte und die Befähigung, sich ihrer mit überraschender Geschicklichkeit zu bedienen. Infolge der Ermordung eines Frohnvogtes muß er fliehen. In der Verbannung reift sein Entschluß, sein Volk zu erlösen, zugleich mit dem Plan, dies dadurch zu bewirken, daß er sich als Abgeordneten Gottes ausgab und dem Volke seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Weise verkündete.

Dann braucht Schiller folgende Worte:

„Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Fassungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfnis eben jetzt von ihm fordern. Er paßt seinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paßt ihn den Umständen an, unter welchen er ihn verkündigt, und so entsteht sein Jehovah."

„In den Gemütern seines Volkes findet er zwar Glauben an göttliche Dinge; aber dieser Glauben ist in den rohesten Aberglauben ausgeartet. Diesen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von seinem jetzigen unwürdigen Gegenstand ablösen und seiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube selbst gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten stand jedes Volk unter dem Schutze einer besonderen Nationalgottheit, und es schmeichelte dem Nationalstolz, diese Gottheit über die Götter aller anderen Völker zu setzen. Diesen letzteren wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgesprochen; sie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften sie sich nicht erheben. An diesen Irrtum knüpfte Moses seine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Mysterien zum Nationalgott der Hebräer; aber er ging noch einen Schritt weiter.

„Er begnügte sich nicht bloß, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er machte ihn zum einzigen und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er schenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigentum, um sich ihrer Vorstellungsart zu bequemen; aber zugleich unterwarf er ihm alle anderen Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorstellte, die zwei wichtigsten Eigenschaften seines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte sie wirksamer in dieser menschlichen Hülle."

Diese merkwürdige Darlegung Schillers ist im Grunde weniger eine historische als eine philosophische Abhandlung. Das, worauf es Schiller ankommt, ist eine psychologische Studie, nämlich zu zeigen, wie der Seele Mosis die Idee entstammen konnte, sein Volk zu rächen, und wie diese Idee zur Ausführung gelangte. Gerade dieser Teil ist vortrefflich; man kann freilich nicht sagen: so hat sich die Sache wirklich ereignet, aber man muß dem Autor zugeben, daß sie so hätte geschehen können. Ein anderer bemerkenswerter Zug ist der

rationalistische: Schiller nimmt zwar an, daß die Unterredung mit Gott im Dornbusch stattgefunden habe, drückt sich aber vorsichtig aus: „Das Gespräch, welches er mit der Erscheinung im brennenden Dornbusch hielt". Er gibt zwar zu, daß Moses die Wundertaten verrichtet habe, fügt aber bei: „Wie er sie verrichtet und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines jeden". Zu diesem Psychologischen und Rationalistischen kommt dann als drittes das Historisch-Merkwürdige hinzu: die angenommene Abhängigkeit von dem Ägyptischen: eine Delitzschiade ante Delitzsch.

Einen gewissen Zusammenhang zwischen der jüdischen Entwicklung und der der umgebenden Völker wird kein Einsichtiger leugnen; über die Annahme einer so vollen Abhängigkeit hebräischer Eigentümlichkeiten von ägyptischen Anschauungen und ägyptischem Kultus sich zu ereifern, wie es außer manchen Juden auch der glaubenseifrige Janssen getan hat, der die Willkür, mit der der Historiker die Quellen benutzt, betrübend findet, und doppelt betrübend, „weil sie ohne irgend welche gründliche Vorstudien in ärgerlichster Weise an den heiligen Urkunden sich vergreift", ist zum mindesten geschmacklos.

Schon in dieser Abhandlung ging Schiller auf die Bibel ein, obgleich seine Darlegungen viel weniger die Vorgänge erzählen, als die angedeuteten Ereignisse erklären wollen. Eine direkte Hinweisung auf die Bibel erfolgt in der Abhandlung: „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde". Sie ist ebensowenig selbständig, wie die früher erwähnte; statt Reinhold ist hier der Meister Kant Führer und Wegweiser. Der Aufsatz zerfällt in vier Abschnitte.

Im ersten „Übergang des Menschen zur Freiheit und Humanität", wird der Sündenfall nicht für einen Fall, d. h. nicht für eine rückwärtige Bewegung, sondern für einen Riesenschritt vorwärts gehalten, weil der Mensch dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geschöpf wurde, das aus der engen Ruhe des Paradieses in die tätige Weite

und die weite Tätigkeit des Lebens versetzt wurde. Im zweiten Abschnitt „Häusliches Leben" wird durch philosophische Reflexionen das zu ergänzen gesucht, was die Bibel überspringt. Es wird dargestellt, wie die Begriffe der ehelichen Liebe, Geschwisterliebe, Hoffnung in die Herzen des ersten Paares und ihrer Kinder einzogen. Sehr hübsch wird im dritten Abschnitt, „Verschiedene Lebensweise", Ackerbau und Viehzucht geschildert und gezeigt, wie der Mensch der Natur selbst die verschiedenen Arten der Tätigkeit ablernte und ablauschte, wie dann Reich und Arm sich sonderte, wie durch Reichtum Sittenverderbnis eintrat, und wie gerade „die Söhne der Freude" die Bastarde der Mächtigen sich an die Spitze größerer Landesstrecken zu stellen suchten. Der Inhalt des Abschnittes „Aufgehobene Standesgleichheit", leitet dann zu dem letzten Abschnitt „Der erste König" über, als welcher zunächst der stärkste, der beste Jäger berufen war, dem der größte Teil der Beute zugewiesen wurde, und der sich zunächst gegen den Willen der Beherrschten zum Herrscher aufschwang.

Auch in diesem Aufsatz spricht keineswegs bloß der Bibelforscher, auch nicht der Historiker, sondern der Poet: mit einer freilich fast zu kühnen Phantasie wird der Urzustand der Menschen geschildert. Auch rationalistische Deutungen finden sich, die bei der späteren Forschung keine Billigung gefunden haben; so faßt Schiller das biblische Wort „Kinder Elohims" als die Reichen, Begüterten, und die Kinder der Menschen als die Armen, die Knechte auf.

Endlich mag auf einen einzelnen Satz hingewiesen werden, der aus Kant von Schiller aufgenommen ist. Kant hatte gesagt: „Kriegsgefahr ist auch jetzt das einzige, was den Despotismus mäßigt"; Schiller bemerkt zwar nicht wörtlich gleich, aber dem Sinne nach ähnlich: „Im Kampfe allein konnte der Mensch seine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden". Man braucht zur Beurteilung dieses Satzes nur darauf hinzudeuten, daß nicht lange nachher Schillers Anschauung über die Kriegsfurie und die Greuel im Gefolge des Krieges ganz andere

wurden, seitdem er in den neunziger Jahren alle die Schrecknisse erfuhr, die infolge eines Krieges eintraten.

* * *

Den obigen Bemerkungen muß als einer ersten Behandlung eines großen Themas, die naturgemäß viele kleine Bruchstücke aneinanderzureihen hatte, etwas Aphoristisches anhaften; es sind viele Einzelheiten, kein Ganzes. Aber vielleicht zeigen diese Betrachtungen, daß aus einem scheinbar unfruchtbaren Thema sich mancher Gewinn schöpfen, daß manches Unbekannte aus Leben und Dichten Schillers sich dartun läßt. Nur muß man von solchen Einzeluntersuchungen nicht allgemeine Resultate verlangen, und nach Kenntnis von einzelnen Stellen keine Urteile abgeben. Lobt Schiller das Werk und die Persönlichkeit Mosis, so ist er damit kein Judengönner, so wenig er ein Judenfeind ist, wenn er auf die damaligen Juden einen verächtlichen Seitenblick wirft. Wirkliche Verachtung, grundsätzliche Abneigung gegen eine große Glaubensgemeinschaft stand seinem edlen Sinn, seinem reinen Geiste fern. Er ist ein Denker, der kulturhistorische Probleme erwägt, nicht immer ausgerüstet mit gediegener Kenntnis, nicht ganz frei von Vorurteilen, er besitzt weder den andere verdammenden Glaubenseifer noch religiöse Voreingenommenheit. Ihm waren die Juden, wie so vielen deutschen Schriftstellern, etwas Besonderes, weder Freunde noch Feinde. Die deutschen Juden aber haben ihm nicht gezürnt wegen seiner Lauheit, sondern haben ihm, soweit sie sich als Deutsche fühlten, gehuldigt wie ihre Sprach- und Volksgenossen, und ihn als nationalen und idealen Dichter gefeiert.

8. Ludwig Börne

(gestorben 12. Februar 1837)

70 Jahre nach seinem Tode.

Zwei Menschenalter (70 Jahre) bedeuten im Nachleben eines deutschen Schriftstellers außerordentlich viel. Wie wenige stehen dann wirklich noch auf der Lebenstafel der Nation oder auch nur der Gebildeten. Man darf nicht zur Entgegnung dieses Satzes auf Schiller hinweisen, der 100 Jahre nach seinem Tode mit lautesten Worten als ein Fortwirkender, ja als ein Lebenspendender begrüßt wurde, noch weniger auf Goethe, in dessen Wirken und Leben man um so mehr einzudringen lebhaft bemüht ist, je längere Zeit nach seinem Hingang geschwunden ist. Allerdings darf man auch zur Bekräftigung der vorgetragenen Meinung nicht auf die kleineren Geister exemplifizieren, selbst nicht auf die, die eines sehr starken Eintagserfolgs sich erfreuten. Denn sie, mögen sie nun zu Börnes Zeitgenossen gehören oder gar lange nach ihm das Zeitliche gesegnet haben, sind oft schon jetzt verschwunden, als wären sie nie gewesen. Wer liest heute noch Max Waldau (gest. 1855), der bei seinem ersten Auftreten und sein kurzes Leben hindurch als ein lichtspendender Stern von den Besten begrüßt wurde? Wohin ist die große Gemeinde von Berthold Auerbach geraten, über dessen sterbliche Überreste sich erst vor 25 Jahren (20. Februar 1882) der Grabhügel wölbte? Gibt es auch nur noch wenige Getreue aus der ungeheueren Gefolgschaft von Fanny Lewald, von der man vor noch nicht 20 Jahren (gest. August 1888) ewigen Abschied nahm?

Beide erwähnten Klassen von Schriftstellern sind zu einem Vergleiche mit Börne nicht heranzuziehen. Denn bei den ersteren handelt es sich um Männer allerersten Grades, um Heroen, die für alle Zeit gelebt zu haben scheinen, bei letzteren um Schriftsteller dritten Ranges, einer immer noch ganz respektablen Sitzreihe, denn im literarischen Welttheater gibt es auch einen vielbeneideten vierten Rang, selbst eine von den ganz Kleinen mit Verlangen erstrebte Galerie. Mit Börne müssen Männer zweiten Ranges in Vergleich gesetzt werden, keine ganz unsterblichen hohen Meister, aber Schriftsteller, die nicht nur für ihre Zeit etwas vollkommen Neues brachten, sondern als Pfadfinder und Wegweiser allgemein anerkannt und gepriesen wurden. Dies kann von Börne keiner leugnen: er hat die politische Satire in Deutschland ins Leben gerufen und wurde von den Zeitgenossen bejubelt, nachgeahmt, zitiert, — eine ganze Generation stand unter seinem Bann, so daß Julian Schmidt, der ihn durchaus nicht kanonisierte, noch 1853 sagen konnte: „Börnes Einfluß auf unsere Jugend ist ungeheuer".

Trotzdem ist sein Schicksal ein ganz anderes, als das der gleichzeitigen Männer desselben Ranges, z. B. Uhlands oder Heines. Wie dürftig ist die Beschäftigung mit ihm, wenn man dagegen die den letzteren gewidmete ins Auge faßt. Den vielfachen Gesamtausgaben der Werke jener steht bei Börne kaum ein halbes Dutzend gegenüber; während einzelne Werke, selbst prosaische Schilderungen Heines noch in der neueren Zeit in Einzelauflagen ausgegeben wurden, ist es niemals vorgekommen, daß eine Einzelschrift Börnes nach seinem Tode in einer neuen Ausgabe veröffentlicht wurde. Vergleicht man z. B. in den Jahresberichten für neuere deutsche Literatur die Zahl der Börne gewidmeten Schriften und Aufsätze mit denen, die irgendeinen gleichwertigen und gleichzeitigen Schriftsteller zum Objekt haben, so findet man sie unglaublich gering; ja, die einem Laube zu seinem Säkulartage gewidmeten Publikationen in Buchform, Wochenschriften und Tageszeitungen

dürften die Börne zu dem gleichen Tage geweihten mindestens um das Zehnfache überschreiten.

Auch die Verbreitung seiner Schriften ist außerordentlich gering. Ich habe vor etwa zehn Jahren bei den Verlegern Börnescher Schriften eine Umfrage veranstaltet und dabei erfahren, daß die seit 1884 existierende billigste und infolgedessen gangbarste Leipziger Ausgabe jährlich in mindestens 280, höchstens 540 Exemplaren verkauft wurde, — eine geradezu lächerlich kleine Zahl, wenn man einen wirklich gelesenen Schriftsteller dagegen hält. Eine Anfrage bei Sortimentern ergab ein noch kläglicheres Resultat. Eine vielbeschäftigte Berliner Buchhandlung bekannte, seit Jahren kein Exemplar abgesetzt zu haben, und eine der meistbeschäftigten in Frankfurt, wo unser Schriftsteller immer noch das verhältnismäßig größte Publikum hat, gab die Zahl sieben als Durchschnittszahl der jährlich von ihr verkauften Exemplare an.

Nun ist im lieben Deutschland der Verkauf von Schriften nicht immer der ganz richtige Gradmesser für deren Lektüre. Wie es viele Modebücher gibt, die stark gekauft werden, ohne doch zur allgemeinen Kenntnis der Käufer zu gelangen, so gibt es auch solche, die von Hand zu Hand gehen, ohne daß sich übermäßig viel Liebhaber finden, die sie in ihre Bibliothek einstellen. Indessen auch diesen Trost muß man den Börneverehrern rauben. Man muß es leider bekennen, seine Schriften werden weder gekauft noch gelesen.

Und auch der letzte Trostgrund hält bei Börne nicht Stich. Während manchem vom Publikum Gemiedenen in den Literaturhistorikern ein Rächer erscheint, die den Vergessenen aus seiner Dunkelheit erheben und die, wenn auch vergebliche Anstrengung machen, ihn der Menge aufzudrängen, schweigen die Berufenen entweder ganz, oder geben die erste Stimme in dem Schimpfkonzert ab. Denn um Börne tobt nicht einmal ein Streit wie um Heine. Während über das Denkmal und den Nachruhm dieses ungezogenen Lieblings der Grazien Bewunderer und Gegner heftig streiten, jeder noch so unge-

bärdig auftretenden Schmähschrift helltönende Verteidigungsreden auf dem Fuße folgen, vernimmt man bei Börne kein Wettkonzert der Verherrlicher und Verleumder, sondern nur den einmütigen Mißklang der Tadler. Derselbe Julian Schmidt, der 1853 unseren Schriftsteller ausführlich behandelte, ohne ihn durchaus zu loben, ging in seinem umgearbeiteten Werke 1896 mit kurzer Übelrede über ihn hinweg; in den meisten Literaturgeschichten figuriert er als eine schnell abzutuende Nebenfigur. Man kann von einer grausamen Energie des Hasses sprechen, die sich ihm zugewendet hat und die besonders lebhaft nach dem großen nationalen Aufschwunge von 1870, seit dem starken Wiedererwachen des Deutschtums geworden ist. Nicht bloß unsere Literaturgeschichten mit wenigen Ausnahmen stimmen in diesen Weheruf ein, sondern auch unsere großen Werke über politische Geschichte haben dies wegwerfende Urteil allgemein gemacht. Schon Gervinus' Behandlung unseres Schriftstellers las sich wie eine Anklageschrift; Treitschkes Urteil ist das flammende Plaidoyer eines Staatsanwalts, das nicht einmal mildernde Umstände für den Angeklagten kennt. Ähnlich hat unter den Literarhistorikern Karl Goedeke in seinem weitverbreiteten und maßgebenden Grundriß Börne unter denjenigen genannt, die am meisten dazu beigetragen hätten, die deutsche Sprache zu verderben, und er will ihn nur als Humoristen gelten lassen. Unter den größeren allgemeinen Werken der neueren Zeit gewährt ihm R. M. Meyer nur eine bedingte Anerkennung, dagegen sprechen Rudolf Gottschall, Alfred Stern und Georg Brandes von ihm mit großer Wärme. Bei der Menge jedoch erscheint das Urteil der Genannten als getrübt, weil Gottschall als Liberaler verdächtigt wird, die drei anderen aber, weil sie von Juden stammen, als befangen abgelehnt werden.

Wenn man also auch sagen muß, daß Börne der gegenwärtigen Generation unbekannt und von den wenigen, die ihn zu kennen vorgeben, verkannt ist, so soll doch der Versuch gewagt werden, ihn unbefangen zu würdigen, von einer

schlecht unterrichteten Nachwelt an eine besser zu unterrichtende zu appellieren.

Börne hat kein Buch geschrieben. In dem Vorwort zu der ersten Ausgabe seiner Schriften (1828) macht er sich lustig darüber, daß der Verleger seine Arbeiten als Schriften oder Werke bezeichnet. „Ich habe keine Werke geschrieben, ich habe nur meine Feder versucht auf diesem, auf jenem Papiere". In diesem Geständnis sieht er keinen Mangel, denn er fährt fort: „Was ist's? Ein Buch ist Wein im Fasse, ein Blatt Wein in der Flasche — wenn Wein ist hier und dort, wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen, wer lesen will, muß das Kapitel teilen."

So jedoch steht die Sache nicht. Börne schrieb kein Buch, weil ihm die Fähigkeit abging, ein Ganzes zu schaffen. Es fehlte ihm erstens die Gründlichkeit des Wissens. Er ist ziemlich unbekümmert seine Unwissenheit zu zeigen. Es kommt nicht selten vor, daß er in seinen zum Druck bestimmten Briefen sagt: „Das weiß ich nicht, muß darüber nachdenken". Oder wenn er einmal sagt: „Fragen Sie mich doch einmal, was die Doktrinärs eigentlich bedeuten? Ich weiß es selbst nicht recht, möchte mich danach erkundigen und Ihnen davon schreiben." Diese Ungründlichkeit tritt auch darin hervor, daß er es für außerordentlich leicht hält, Kenntnisse, die er nicht besitzt, sich zu verschaffen. „Ich will auch suchen in die Kunst einzudringen, die mir bis jetzt fremd war", schreibt er 1831. Und da er merkt, daß er von dem Technischen nichts verstehe, spaßt er: „Ich mache mich über mich selbst lustig, wie ich öffentlich über Kunst spreche ... ich werde diese Unwissenheit, wie manche andere, durch rote, grüne, gelbe Worte zu verdecken wissen." Oder als er einmal dem Gedanken nähertritt, ein Werk über die französische Revolution zu schreiben, denkt er an lebendige Quellen (die noch lebenden Revolutionäre) und die toten (die schriftlichen Dokumente), wird ordentlich gerührt in der Idee, sich als Historiker zu sehen, und macht sich darüber lustig; aber im Grunde ist es doch die Erkenntnis der Unfähigkeit und die Trauer darüber.

Zweitens: Es fehlt ihm an Stetigkeit und Fleiß. Lobreden auf seine Faulheit wechseln in seinen vertrauten Äußerungen mit deren Verteidigung, von seiner frühen Jugend an bis zu seinem Alter; die beiden Frauen aber, welche den größten Einfluß auf ihn übten und die einzigen waren, die den Mut hatten, ihm seine Fehler vorzuwerfen: Henriette Herz und Jeanette Wohl, werden nicht müde diesen Fehler zu bekämpfen. Es war nicht etwa das Behagen des Genießens, die Freude am Müßiggehen, sondern die Unlust am Schreiben, und gewiß war diese Trägheit mit veranlaßt durch seine körperliche Schwäche und durch die Kränklichkeit, die ihm zeitlebens anhaftete.

Drittens: Ihm fehlte die strenge Kritik. „Ich bin ein geborener Naturphilosoph", sagt er einmal; einen „Naturkritiker" nennt er sich an anderer Stelle; beide Worte besagen wohl, daß er nicht imstande war, mit sorgfältiger, gewissenhafter Prüfung, die das Für und Wider abwog, an die Dinge heranzutreten und in sie hineinzugehen, sondern daß er es seinem scharfen Verstande zutraute, beim ersten Anblick die Sachen zu durchdringen. Das erkennt er wohl selbst in den Worten an: „Ich habe ein glückliches Ahndungsvermögen, das mich Blinden auf den rechten Weg führt."

Viertens: Ihm fehlt die Gabe der Komposition. Dieser Mangel tritt am deutlichsten in seiner Hauptschrift: „Briefe aus Paris" hervor. Man weiß jetzt, daß dieses Werk wirklich geschriebene Briefe enthält, die ursprünglich gar nicht zur Veröffentlichuug bestimmt waren. Ein Schriftsteller aber, der solche Briefe zu einem Korpus sammelt, hätte es sich zur Pflicht machen müssen, ohne die Entstehungsart der Abschnitte ganz zu verwischen, diese zu einem wirklichen Ganzen zu vereinigen: er hätte die zusammengehörigen Dinge vereinigen, das rein Persönliche vollkommen tilgen, die verschiedenartigen Bestandteile zu einer Einheit verbinden müssen. Nirgends vielleicht tritt der Mangel an Kompositionstalent so hervor, als gerade in den Pariser Briefen.

* * *

Unter Börnes Schriften kann man eine Anzahl Klassen unterscheiden, erstens die Novellen, zweitens die Reden, drittens Theaterkritiken, viertens Skizzen, fünftens ästhetische Abhandlungen, sechstens Humoristisch-Satirisches, siebentens Politisches.

Erstens: Börne ist kein Erzähler. Er vermag weder spannende Stoffe zu erfinden, noch das Erfundene wirkungsvoll zu gestalten. Daher sind seine Novellen, z. B. „der Roman", der „Janustempel" zwar anmutig und unterhaltend, aber doch eigentlich mehr Novelletten oder Ansätze zu Erzählungen als wirkliche Novellen. Der „Janustempel" ist eine allerliebste Skizze ehelicher Verstimmung und Versöhnung: das offene Türchen des Ofens bedeutet Krieg, das geschlossene Frieden. Aber es ist doch mehr die Andeutung einer lustigen humoristischen Idee, als deren Ausführung. Der Roman: ein Oberst wird seines Glaubens wegen (er ist Jude) von seiner Braut verschmäht, ist, ganz abgesehen davon, daß es eine Tendenzerzählung ist, unausgeführt, unvorbereitet und läßt, so sehr er dadurch rührt, daß man die tiefe, innere Empfindung des Erzählers durchklingen hört, strenge Charakteristik der Handelnden vermissen. Von hervorragendem Werte sind besonders zwei Arbeiten, die in diesem Zusammenhang erwähnt werden können: „der Eßkünstler; der Narr im weißen Schwan." Doch könnte man zweifeln, ob sie wirklich unter die rein erzählenden Stücke einzureihen sind, denn sie geben weniger Erfundenes wieder, als Beobachtetes, sie erzählen nicht eigentlich, sondern sie beschreiben; vor allen Dingen mischen sie so viele politische Betrachtungen und satirische Bemerkungen in die eigentliche Erzählung, daß sie außer dieser Art noch einem anderen Genre angehören.

Zweitens: Von Reden ist hauptsächlich eine, die Denkrede auf Jean Paul, bekannt, die am 2. Dezember 1825 in der Frankfurter Loge von dem Pfarrer Kirchner verlesen wurde. Schon diese Tatsache, daß die von Börne verfaßte Rede durch einen anderen verlesen wurde, — eine Tatsache, die wohl

in dem schwachen Organ Börnes, vielleicht auch in seiner Schüchternheit eine Erklärung findet — macht stutzig. Aber beim Lesen erkennt man deutlich, daß es sich hier nicht eigentlich um eine Rede, eher um ein oratorisches Prunkstück, um einen wohlausgearbeiteten Aufsatz handelt, der zufällig vorgetragen wurde. Man erkennt in jedem Satz den des Redens Ungewohnten und nur des Schreibens Kundigen. Störend sind gar manche Phrasen, auch schlechte Bilder, wie etwa das folgende: „die Stufen des Altars steigen auf und nieder". Als literarisches Denkmal dagegen ist die Rede von höchster Bedeutung. Sie bezeugt die Dankbarkeit des Schülers für den Meister, wenn man auch sehr unrecht hat, Börne ausschließlich als Humoristen, als bloßen Nachtreter Jean Pauls zu bezeichnen. Sie gibt eine sinnige Würdigung des Dichters der Natur, seiner „Gewöhnlichkeit" im besten Sinne, seiner Sittlichkeit, seiner Freiheit des Denkens und Fühlens und gipfelt in dem merkwürdigen Bekenntnis: der Dichter sei nicht allen gestorben, sondern nur wenigen, aber es werde eine Zeit kommen, da er allen geboren werden und von allen beweint werden würde.

Drittens: Die Theaterkritiken, die hauptsächlich in der „Wage" veröffentlicht wurden, bilden die heute vielleicht bekannteste Abteilung der Schriften. Bei dramaturgischen Arbeiten liegt der Vergleich mit Lessing nahe. Bei diesem ist die Hauptsache der durchdringende Verstand, die Gelehrsamkeit, die die Stoffe der Dramen durch die Weltliteratur verfolgt, die Bühnenkenntnis, die das technische Geschick der Autoren prüft, der allgemeine dramatische Gesichtspunkt, nach dem die Gesetze dramatischer Entwicklung aufgestellt und die Dichter in dem Streite zwischen englischem und französischem Geschmack auf die rechte Partei hingeleitet werden.

Von solchen Tendenzen ist Börne frei. Auch auf seine Theaterkritiken läßt sich das von ihm gelegentlich angeführte Wort anwenden: „ich bin ein sehr schlechter Skribent, sobald ich nicht aus dem Herzen schreibe". Auch stehen seine Theaterreferate im Dienste seiner politischen Überzeugung: sie sind

Mittel in seinem Kampfe für politische Freiheit gegen tyrannische Bevormundung und Willkür. Die Leistungen der Schauspieler beurteilt er selten, da er üble Erfahrungen damit machte. Seine Stärke liegt in der witzigen Inhaltsangabe der Stücke, in der geistreichen Hervorhebung dramatischer Mängel, in der begeisterten Lobpreisung echter, dichterischer Schönheiten. Er hat von ungeheuer viel Unbedeutendheiten zu reden, und manchmal lobt er wohl Nichtiges, wie Lustspiele von Steigentesch, über die die Nachwelt schnell hinweggegangen ist, doch hat er vieles damals Hochgepriesene in seinem Unwert erkannt. Er war einer der ersten, der sich mit der größten Entschiedenheit gegen die Schicksalsdichtung aussprach und in sehr bemerkenswerten Rezensionen Houwald von seinem Thron entsetzte und der über den damals noch viel gepriesenen Iffland das Vernichtungsurteil sprach: seine Dramen seien von der flachsten Flachheit, von fadestem Geschmack. Das wirklich Bedeutende weiß er trefflich herauszufinden und lebhaft zu preisen. Gewiß hat er Schiller nicht immer nach Verdienst anerkannt, namentlich weil er in seiner großen Rezension über Wilhelm Tell den politischen Gesichtspunkt zu sehr hervordrängte; manche allzu Gestrenge haben ihm auch verdacht, daß er in vollem Ernste den Satz braucht: „Welch ein tiefer, tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune ist Kotzebue, welch ein wohltätiges Geschenk des Himmels.“ Für die wirklich Großen findet er aber die schönsten Worte, z. B. über Mozart, Shakespeare, Heinrich v. Kleist. Er wird nicht müde, von der unerreichten Größe des britischen Dichters zu sprechen, ohne in diesen Lobreden oft Gesagtes einfach zu wiederholen.

Er braucht über Mozart den schönen Satz: „Gibt es ein übersinnliches Land, wo man in Tönen spricht — die Meister der Kunst führen euch hinauf, indem sie euch erheben: nur Mozart allein zeigt uns den Himmel, zu dem andere emportragen müssen, in unserer irdischen Brust.“ Heinrich v. Kleist aber würdigte er zu einer Zeit, in der nur sehr wenige ihn

erkannten, denn schon 1819 tat er über „Käthchen von Heilbronn“ den Ausspruch: „Dieses Schauspiel ist ein Edelstein, nicht unwert an der Krone des britischen Dichterkönigs zu glänzen.“

Erscheint er durch letzteren Ausspruch fast wie ein Moderner, so verficht er sonst Grundsätze, die unseren Modernen keineswegs genehm sind. Mit Hinblick auf die Schicksalstragödie führte er z. B. den Satz aus, daß eine Krankheit (Wahnsinn) nicht Quelle des tragischen Geschicks sein dürfe. Mit eben solcher Entschiedenheit wehrt er sich dagegen, daß das Häßliche Gegenstand dramatischer Behandlung sein dürfe. Es dürfe, so sagt er einmal, die häßliche Natur nicht so getreu auf die Bühne gebracht werden, und ein anderes Mal: „Das ist gegen alle Erfahrung, wenigstens gegen alle schöne Erfahrung, und diese allein darf der Künstler nachbilden.“

Und endlich verteidigt er gegen den rohen Naturalismus, der damals erst in den Anfängen war, doch aber schon das Leben in seiner nackten Wirklichkeit darstellen wollte, den Satz: „Auf der Bühne soll der Mensch eine Stufe höher stehen als im Leben.“

Die vierte, fünfte und sechste Abteilung: Skizzen, ästhetische Abhandlungen, Humoristisch-Satirisches müssen zusammen behandelt werden, denn sie gehen zu sehr ineinander über, als daß jede Abteilung besonders betrachtet werden könnte. Ja, man möchte zweifeln, ob ihnen nicht die siebente Abteilung: Politisches angeschlossen werden müßte, da sich in noch höherem Grade wie in den dramaturgischen Arbeiten politische Anspielungen überall finden, ja manche der kleinen Studien durchaus politisch genannt werden müssen. Die Skizzen sind teils deutschen, teils französischen Ursprungs. Die letzteren kann man als unbedingte Meisterstücke bezeichnen. Auf seinen Wanderungen in der Stadt und in der Umgebung erblickt der Schriftsteller Seltsames, Geisterfrischendes, Herzerfreuendes, er beschreibt es, wie er es sieht, er plaudert in anmutigster Weise, er unterrichtet, ohne belehren zu wollen

und ohne je in den Ton eines Schulmeisters zu verfallen; anschaulich und anmutig sind diese Beschreibungen einer neuen Welt, ohne jemals in überflüssiges Pathos zu verfallen oder durch Künstelei den liebenswürdigen Eindruck zu verderben. Diese Pariser Skizzen der ersten Zeit gewähren vielleicht unter allen Schriften Börnes den reinsten Genuß, weil sie noch entfernt von der Bitterkeit der späteren Jahre jene echt französische Grazie verraten, die in deutschen Schriften nur so selten anzutreffen ist. In ihnen spielt die Literatur, die zeitgenössische und die ältere, eine verhältnismäßig geringe Rolle; aber man muß in unmittelbarem Anschluß an sie die literarischen Stellen erwähnen, die sich überaus zahlreich in den späteren Pariser Briefen finden. Sie sind von dem allerhöchsten Wert und verraten eine so innige und trefflich ausgedrückte Verehrung der Großen vergangener Zeiten, z. B. Molières, eine so feine Kenntnis des 18. Jahrhunderts, vor allem Voltaires, und eine so große Vertrautheit mit der Literatur des neunzehnten (Balzac, V. Hugo, George Sand), daß man schwer der Versuchung widerstehen kann, ganze Stellen auszuschreiben. Nur ein Wort über Rousseau sei hier angeführt: „Rousseau hatte ein deutsches Herz und einen britischen Geist, französisch war nichts an ihm als die Sprache", und ein anderes merkwürdiges Wort: „Die Geschichte zählt große Menschen, sie sind Register der Vergangenheit: so Goethe und Schiller; sie zählt wieder andere, die sind Inhaltsverzeichnisse der Zukunft: so Lessing und Voltaire." Derartige literarische Bemerkungen finden sich neben Sprüchen allgemeiner Art, besonders auch in den Aphorismen und in dem Tagebuche, das man geradezu eine Abrechnung mit Goethe nennen kann. Diese Feindschaft gegen Goethe, die vielleicht durch die Nichtbeantwortung der sehr vornehm gehaltenen Aufforderung zur Mitarbeit an der „Wage" (10. Mai 1818) seitens des Olympiers bestärkt wurde, ist gewiß nicht, wie man in törichter Weise versucht hat, durch Neid zu erklären, sondern sie ist zunächst wohl eine Folge des Gegensatzes der

Jungen gegen die Alten, der sich in den verschiedensten Perioden der Literatur kundgibt; den Stürmern und Drängern war die in sich gefestete Weise des Patriarchen von Weimar unangenehm, ja geradezu hassenswert. Vor allen Dingen richtete sich gegen Goethe Börnes politischer Eifer: dem Aristokraten und Monarchisten trat der Demokrat und Fürstenhasser, dem Unpolitischen der gegenüber, der die Politik von keiner Betrachtung entfernen konnte. Zu den besonderen Anklagen, die der Polemiker gegen den Altmeister erhob, gehören die Vorwürfe gegen die Kleinlichkeiten und Alltäglichkeiten im Schiller-Goetheschen Briefwechsel, die Klage über Goethes Mangel an Witz, die gewiß unberechtigte Behauptung, Goethe habe kein Gemüt und der jedenfalls nicht allgemein richtige Satz: ihm habe der Sinn für Freiheit gefehlt. Der eigentliche Grund des Gegensatzes ist aber weder ein religiöser, noch ausschließlich ein politischer, sondern ein ästhetischer: der Autor, der sich von dem Augenblicke leiten ließ, in dessen ganzer Schriftstellerei das Fragmentarische, Sprunghafte ein Hauptcharakteristikum bildet, empfindet unangenehm die „aufgenötigte Ruhe, die tyrannische Ordnung, die holländische Reinlichkeit des Stils". Man kann diese Mißverständnisse sehr beklagen, und die Schärfe, mit der Börne auftrat, aufs äußerste mißbilligen, man hat aber kein Recht, wegen dieser Goethefeindschaft Börne niedrige und entehrende Motive unterzuschieben.

Die Skizzen deutschen Inhalts, namentlich die der zwanziger Jahre, halten sich mehr als die französischen von literarischen Anspielungen fern; sie geben treffliche Kulturschilderungen und humoristische Bilder aus dem deutschen kleinstaatlichen Leben. Das beste Beispiel dafür ist wohl die „Monographie der deutschen Postschnecke; Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen" 1821. Eine trockene Inhaltsangabe kann der Anmut und Liebenswürdigkeit der Skizze nicht gerecht werden. Es ist die Beschreibung einer Postfahrt von Frankfurt nach Stuttgart, mit Spöttereien über das ewige Halten der Kutsche, mit mancherlei Witzen, Selbstpersiflagen

und luſtiger Darſtellung verſchiedener Typen: der Hochzeitsreiſenden, der Turner, der Franzoſen. Das Ganze iſt durchtränkt von politiſcher Tendenz: Auftreten gegen Beamtenwillkür, gegen die Zerriſſenheit Deutſchlands, gegen die Unarten und Unmanieren der ſogenannten Teutonen.

Gar manchmal verſuchte Börne ſich über den Humor auszuſprechen; zwei ſolche Stellen, die eine aus der Denkrede auf Jean Paul, die andere aus dem Aufſatz „Humoral-Pathologie" ſind vielleicht am beſten geeignet, das Weſen dieſes Humors darzulegen. Die eine lautet: „Der Humor iſt keine Gabe des Geiſtes, er iſt eine Gabe des Herzens. Er iſt die Tugend ſelbſt, wie ein reichbegabtes Herz ſie lehrend übt, weil es ſie nicht übend lehren darf. Der Humoriſt iſt der Hofnarr des Königs der Tiere, in einer ſchlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humoriſt löſt die Bande von den Füßen des Saturns, ſetzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das ſaturnaliſche Feſt, wo der Geiſt das Herz bedient und das Herz den Geiſt verſpottet." Die andere hat folgenden Wortlaut: „Der geſunde und lebensfriſche Humor atmet frei und ſtöhnt nicht mit enger Bruſt. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt ſie nie vergebens. Er ſieht von der Höhe auf alle Menſchen herab, nicht aus Hochmut, ſondern, um alle ſeine Kinder mit einem Blicke zu überſehen. Was ſich liebt, trennt er, um die Neigung zu verſtärken. Was ſich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Verſöhnung herbeizuführen ... Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beſchmutzen, ſondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verſchönt er es, um es gefälliger zu machen ... Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz oder um zu demütigen, ſondern um beides gleichzuſetzen, weil nur Liebe iſt, wo Gleichheit ... Stets rettend, lindernd,

heilend, verletzt er sich selbst mit scharfem Dolche, um den Verwundeten lächelnd zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödlich seien ... Der Geist der Liebe haucht fort und fort aus ihm, alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht."

Während die kleinen humoristischen Bilder fast sämtlich großen Beifall verdienen, kann man die großen satirischen Feldzüge nicht unbedingt loben. Als Muster der Polemik, der grausamen, aber kunstvoll geführten Satire erscheinen die Kämpfe gegen die Gegner der Pariser Briefe und vor allen Dingen das groß ausgeführte: Menzel, der Franzosenfresser, obgleich auch hier manche witzlose Bemerkung sich findet; sobald jedoch das sittliche Pathos durchbricht, wird diese Satire zu einer der markigsten und gewichtigsten Äußerungen. Dagegen kann ich dem vielgerühmten Häringssalat, der Satire gegen Willibald Alexis und speziell dem eigentlichen Schimpfwörterlexikon keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen; wirklichen Witz verraten nur die stark karikierten Stellen, in denen der begeisterte Empfang geschildert wird, den Häring und andere Journalisten dem kühnen Polemiker in Berlin zuteil werden ließen.

Am wichtigsten und bestrittensten ist Börne als Politiker. Die dieses Gebiet betreffenden Aufsätze seiner ersten Zeitschrift „Die Wage" machten in Deutschland das ungeheuerste Aufsehen: eine derartige kühne Aussprache freisinniger Forderungen, einen solchen Hohn gegen die Zensur, eine so starke Auflehnung gegen Despotismus und Freiheitsunterdrückung hatte man bisher niemals vernommen. Freilich fehlte es an den üblichen Quälereien nicht: Zensurhemmnissen, Bestrafung, selbst Freiheitsberaubung; aber gerade diese Hemmnisse vermehrten den Ruhm des Schriftstellers und beförderten die Siegeslaufbahn seiner Zeitschrift und seiner Ideen statt sie aufzuhalten oder gar zu vernichten. Seitdem ist Börne ununterbrochen als politischer Schriftsteller tätig, denn kaum

eine der vorhin erwähnten Schriften ist ohne politische Bemerkungen; selbst die Theaterkritiken werden oft genug zu politischen Leitartikeln oder geben mindestens Raum zu politischen Entrefilets. Indessen nicht die zwanziger Jahre, sondern der Anfang der dreißiger bezeichnet seinen Höhepunkt als politischen Schriftsteller. Wohl hört er in dem dritten Jahrzehnt nie auf, die Reaktion zu verurteilen, die traurige Zerrissenheit Deutschlands zu beklagen, auf die Unbill zu schelten, die fast allerwärts den Juden zuteil wurde, die Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung innerhalb Deutschlands mit kühnem Freimut zu rügen und auf die auswärtigen Freiheitsregungen triumphierend hinzuweisen. Die nachhaltige Wirkung aber, die er auf die ganze junge Generation ausübte, begann mit der französischen Julirevolution, während ihn der griechische Freiheitskampf in geringerem Maße interessiert und die polnische Revolution zu einer kühleren Anteilnahme als die meisten anderen Deutschen veranlaßt. Gewiß ist Börne kein nüchterner Politiker; es fehlt ihm vieles, um ein unbedingter Lehrmeister zu sein. Seine Hauptstärke liegt im Negieren, während es dem bestimmenden Politiker besser angestanden hätte, direkte und praktische positive Vorschläge zu machen. Ein ernstes Studium der politischen Sachlage geht ihm ab, er läßt häufig die gründliche Untersuchung der Quellen vermissen, aus denen er schöpft; er glaubt jedem Gerüchte, das ihm oft von wenig kenntnisreichen Seiten zugetragen wird; statt sich den ruhigen Erwägungen hinzugeben: der Berücksichtigung der vorhandenen Zustände und dem Hinweise auf ein schnell und sicher erreichbares Ziel, ergeht er sich in utopistischen Ausmalungen und fordert häufig ein, für den ernsten Politiker unmögliches, kindisch-trotziges Entweder-Oder. Aber er ist von einer so reinen, und man braucht das Wort nicht zu scheuen, keuschen Freiheitsliebe erfüllt, seine Äußerungen atmen einen so hohen Idealismus, daß man alle die erwähnten Mängel gern in den Kauf nimmt und in ihm den Herold einer neuen Zeit und einer großen politischen Bewegung erkennt.

Man hat es ihm vielfach übel genommen, daß er beständig über die deutschen Hofräte spöttelt, die Duodezfürsten mit ätzender Lauge übergießt und die Deutschen ein Bedientenvolk schilt. Aber mit Unrecht. Denn diese Spöttereien und Schimpfreden gehen weder hervor aus hochmütiger Selbstbespiegelung und frechem Besserwissenwollen, sondern sie haben ihre Quelle in edler Scham über die erbärmlichen Zustände seines Vaterlandes, gegenüber der Erhebung anderer Völker, und in der Entrüstung über den zurückgebliebenen Zustand der beiden führenden deutschen Staaten: Preußen und Österreich, im Vergleiche zu der gesunden Regung kleinerer Staaten und der schönen Entwicklung einzelner ausländischen Reiche. Nichts falscher als der Vorwurf, er sei ein Deutschenhasser gewesen und „sein naiver, fanatischer Optimismus" habe alles Ausländische für herrlich und den Deutschen unerreichbar angesehen. Gerade seine innige Liebe zu Deutschland, seine schon früh, weit früher als bei anderen, hervortretende Erkenntnis von der Preußen gebührenden Führerschaft in Deutschland erpreßt ihm die bittersten Klagen über die augenblicklichen preußischen Zustände und über den kläglichen Despotismus, der von Österreich auf Preußen und auf ganz Deutschland ausgeübt wird. Der Mann, der schon früh die Franzosen ein Weibervolk nannte und hinzufügte, „die Franzosen haben einige Tugenden und alle Fehler des weiblichen Geschlechtes", der, wenn er einen recht loben wollte, von ihm sagte „er hat einen deutschen Kopf und ein französisches Herz", der schon 1818 den Ausspruch wagte „Deutschland ist nur in Preußen", darf nicht zu einem blinden Bewunderer alles Französischen und noch viel weniger zu einem absoluten Deutschenhasser gestempelt werden. Als er einmal in einer französischen Schrift las: „Nicht übel für einen Deutschen", da wurde er von echt teutonischem Zorn ergriffen — denn es ist ungerecht, die folgende Äußerung etwa nur als Hohn aufzufassen — und rief aus: „Wartet nur! Wenn wir einmal das Elsaß wieder haben, Lothringen, Burgund und euren König zum Grafen von Paris gemacht —

da werden wir euch zeigen, daß wir witziger sind, als ihr!" Er ist wie ein Vater, der sein Kind bestraft mit blutendem Herzen, der aber an der Zukunft seines Kindes nicht nur nicht verzweifelt, sondern sicher auf sie hofft, weil er in dem Kinde die Keime für den kräftigen Mann erblickt.

Ludwig Börne (eigentlich Löb Baruch) war als Jude geboren. Von seinem Vater „Jacob Baruch Baumeister" (das war nicht sein Gewerbe, sondern bezeichnet die Stellung, die er in der Gemeinde seiner Vaterstadt einnahm) sagte ein kenntnisreicher Beurteiler: „Ist ein Hofmann, bald altgläubig, bald Neolog, wie eine Wetterfahne". Diese Charakteristik paßt in keiner Weise auf den Sohn. Vielmehr war dieser der volle Gegensatz zu seinem Vater: eigensinnig, starrköpfig, bei der Meinung verbleibend, die er einmal gefaßt hatte. Und doch verharrte der Vater beim väterlichen Glauben, der Sohn verließ ihn. Er gab den Glauben seiner Kindheit auf, nicht eben aus Überzeugung von der Wahrheit des Christentums, obgleich er dessen weltgeschichtliche Mission erkannte und mit schönen Worten zu würdigen wußte, sondern aus praktischen Rücksichten.

Bald nachdem er seinen Namen geändert (was übrigens nicht ohne Schwierigkeiten gelang), weil ihm die „alttestamentarische Bezeichnung" seiner Meinung nach in seiner schriftstellerischen Laufbahn hinderlich geworden wäre, ging er zum Christentum über, um dadurch freier und ungehemmter wirken zu können. Aber ungleich vielen Renegaten verachtete er niemals den Glauben, aus dem er hervorgegangen war. Zwar war er seiner religiösen Überzeugung nach niemals ein Jude gewesen, sondern ein freidenkender Mensch, aber er hütete sich nun, da er äußerlich dem Christentum angehörte, harte Worte gegen die Anschauungen seiner ehemaligen Genossen zu brauchen; nur in einem Jugendaufsatz über die Judengasse seiner Vaterstadt zog er gegen die übertriebene Beobachtung der Ritualvorschriften zu Felde.

Persönlich jedoch war er den Juden abgeneigt, speziell denen seiner Vaterstadt. Gewisse Fehler und Eigenheiten, die

er besonders seinen Landsleuten schuld gab, bekämpfte er sein Leben lang: ihren Schachergeist, ihre Bildungssucht, die er für äußerlich hielt, ihre Aufdringlichkeit und ihre Unmanieren. Solchen Spott sprach er weniger in seinen Schriften aus, als in seinen vertrauten Briefen an seine Freundin Jeanette Wohl, die zeitlebens Jüdin und zwar eine fromme Jüdin blieb und die zum Teil deswegen, weil sie ihren Glauben nicht wechseln wollte, dem geliebten Freunde nicht die Hand zum Ehebündnis reichte.

Aber diese Verspottung der einzelnen oder der Kampf gegen die widrigen Eigenschaften mancher verführte ihn niemals dazu, die Juden als solche anzugreifen oder sich ihrer schlimmen Lage zu freuen. Vielmehr wünschte er von Herzen, daß die Juden sich als Deutsche fühlten, ersehnte er mit aller Glut seiner Seele, daß die Schranken fielen, die sie von den übrigen Deutschen trennen. Er hatte selbst unter dem Vorurteil gelitten, denn er, der Frankfurter Polizeiaktuar unter Dahlbergischer Herrschaft, verlor seine Stelle, sobald Frankfurt wieder eine „freie" Stadt geworden war. Schon 1806 wollte er eine Rede an die Juden drucken lassen, in der er sie zu patriotischen Opfern aufforderte. 1808 verfaßte er auf Anregung seines Vaters, im Auftrage der Frankfurter Gemeinde, eine lebhaft und warm geschriebene Denkschrift, in der er mit Entschiedenheit, zum Teil mit unbarmherzigem Spotte, die ungerechten Lasten bekämpfte, die man den Juden auferlegen wollte, das geringe Maß von Rechten, das man ihnen zu gewähren gedachte.

Was ihn empörte, war die Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit, mit der man die Juden behandelte. Als er, so erzählt er selbst, 1807 in einem Passe, dessen er zu seiner Übersiedelung nach Heidelberg bedurfte, sah, daß man ihn als Juden bezeichnet hatte, da schwur er sich: „Wartet nur, ich schreibe Euch auch einmal einen Paß, Euch und allen". Er hat seinen Schwur gehalten. Es ist gewiß kein zufälliges Zusammentreffen, daß er in dem Jahr, da er zum christlichen Glauben übertrat,

seinen Aufsatz „Für die Juden“ schrieb, der mit den schönen Worten beginnt: „Für Recht und Freiheit sollte ich sagen; aber verstünden das die Menschen, so wäre keine Not und es bedürfte der Rede nicht“. In dem Aufsatze kommen die Worte vor, die zu dem stärksten gehören, was von den Verteidigern der Juden je gesagt worden ist, z. B.: „Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerische Behauptungen mit solcher Keckheit geführt, daß selbst Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben können, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Toren entlarven und den Bösewichtern ins Angesicht leuchten. Sie werden lärmen und schwirren wie die aufgeschreckten Nachteulen. Die hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüter nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübsch dunkel bliebe, dann sähen sich die Feinde nicht und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eigenen Vorteile beging, sondern daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleiten will, um sagen zu können, daß es keiner Freiheit würdig sei, und daß man es zum Gefängniswärter der Juden bestellt, weil die Gefängniswärter wie die Gefangenen den Kerker nicht verlassen dürfen.“

Auch in einer kleinen Dichtung hat Börne den „großen Judenschmerz“, wie Heine das tiefe Weh nannte, das die Juden erfüllte, dargestellt. Die Skizze „Der Roman“ (1823) erzählt, wie ein jüdischer Oberst, der die Hand eines schönen adligen Mädchens gewonnen, von ihr verstoßen wird, da er sich als Jude zu erkennen gibt. Es ist des Schriftstellers eigene Emp-

findung, wenn er den abgewiesenen Oberst folgendermaßen toben läßt: „Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit gestohlen, ihr schlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den süßen Becher der Jugend; ihr habt die tückische Verleumdung und den albernen Spott hingestellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdrossen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt ihr mir getötet und einen Kirchhof geschaffen aus dieser lebensvollen Brust. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe zu vergeben und nicht Ohnmacht genug sie zu züchtigen! Ich kann sie nicht erreichen in ihrer Grufthöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und Recht behalten wie immer wird das schlaue Vieh!“

Der redliche Eifer die Seinen zu schützen, die Treue, die er seinen ehemaligen Genossen wahrte, blieb allezeit dieselbe. Es ist daher unfaßbar, daß es noch immer Juden gibt, die in Börne nur einen Überläufer sehen, statt in ihm einen warmen Verteidiger zu achten und zu ehren.

Liebe zu predigen, wird er nicht müde: „Ehrfurcht ist die Leibwache der Könige gewesen, Furcht war es, Gewohnheit ist es, Liebe wird es sein!“ Er sehnte sich nach Liebe und genoß sie doch so wenig, er schien den Haß zu predigen und versteckte unter diesem Toben doch nur seine Liebessehnsucht: „Jede Stunde dem Hasse vergeudet, ist eine Ewigkeit der Liebe entzogen.“

Er strebt nach Wahrhaftigkeit. Er freut sich mit der Freundin, die zeitlebens sein guter Genius war, über den Erfolg seiner Pariser Briefe, nicht etwa weil damit sein Ehrgeiz befriedigt, seine Bedeutung anerkannt und sein Ruhm verbreitet wird, sondern, wie er sagt: „Ich sehe daraus wieder, wie wenig Grund das Herz bedarf, um zu gefallen; daß die Aufrichtigkeit immer bewegt und daß man der Wahrhaftigkeit selber den Mangel der Wahrheit verzeiht. Denn weiß ich es nicht, wie oft ich mich geirrt haben kann? Weiß ich es nicht,

daß tausend Leser anderer Meinung sind, als ich? Aber sie sehen, sie fühlen, daß ich meine Gesinnung treu ausgesprochen, und darum sind sie zufrieden mit mir und glauben mir, wenn sie auch meinen Reden nicht glauben."

Gewiß war er ein Parteimann, aber höher als die Zugehörigkeit zu einer Partei stand ihm die Duldsamkeit. „Die Philosophie ist die wahre, die, daß sie die wahre bleibe, nicht nötig hat, eine andere Lügen zu strafen. Der Glaube ist der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen ist, einen anderen irrgläubig zu finden."

Wahrhaftigkeit, Liebe und Duldsamkeit können recht wohl auch die Eigenschaften des Leidens genannt werden; der tätige Mann verlangt und bedarf mehr. Aber auch den Tätigen ermahnt Börne und zwar zur Freiheit und Selbstbefreiung. Denn die Freiheit ist ihm keine Himmelstochter, die von selbst aus ihrer Höhe zum Menschen herabsteigt, sondern eine Braut oder eine Siegesbeute, die errungen werden muß. Daher wehrt er sich gegen den Spruch: „Der Mensch denkt, Gott lenkt!" Wenn Gott allein lenke, so lasse er den Menschen den Kopf verlieren; aus eigener Kraft müsse sich der Mensch erheben: „Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen; dem Trägen und Feigen aber leiht Gott nicht seine Kraft, sondern er verläßt ihn." So wenig aber Gott den Menschen retten kann, so wenig einer den anderen, sondern jeder nur sich selbst. „Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: ‚Sonne erleuchte mich'. Da sprach die Sonne zum Schilde: ‚Schild reinige dich'."

9. Moritz Veit und das deutsche Geistesleben.

In einer Studie: „Moritz Veit und sein Kampf für die Emanzipation der Juden" (Jahrbuch für jüd. Gesch. u. Lit. 1909) ist dargetan worden, was Moritz Veit für jüdische Angelegenheiten im allgemeinen und für die Berliner Gemeinde im besonderen getan hat; hier soll gezeigt werden, in welchem Verhältnis er zu dem deutschen Geistesleben steht, wie er von diesem angeregt wurde, und was er für deutsche Literatur geleistet hat.

Berlin war sein Geburtsort, Berlin seine Todesstätte; sein ganzes Leben ist mit der Entwicklung der Residenzstadt eng verknüpft.

Seine Jugendbildung fiel in keine Blütezeit unserer Literatur. In seiner Kindheit begann nach der Zertrümmerung des preußischen Staates das Wiedererwachen des Vaterlandes. Als er vier Jahre alt war, wurde das berühmte Edikt vom 11. März 1812 erlassen, das die Juden zu preußischen Bürgern machte; damit begann eine neue Zeit für die Juden. An die Stelle der gänzlich ungeordneten Schulbildung trat nun regelmäßiger deutscher Unterricht, so daß in wenigen Jahren, höchstens in einigen Generationen die Jünglinge deutscher Geburt und jüdischen Glaubens von denen ihrer Genossen einer anderen Konfession innerlich kaum zu unterscheiden waren, wie sie sich auch äußerlich ihnen anzunähern, ja gleichzukommen mit Geschick und Glück versuchten.

Es war eine große Epoche, die mit den Befreiungskriegen begann, und die neben deutscher Gesinnung in der jungen

Generation auch freiheitliche Gefühle erweckte. Wurden diese auch durch die bald einsetzende Reaktion geknickt, so konnten sie keineswegs vernichtet werden. Sie erstanden aufs neue, als die Völker außerhalb Deutschlands sich zur Befreiung rüsteten, als nach dem von Frankreich gegebenen Signal Belgien seine Unabhängigkeit erkämpfte, Polen und Griechen das Joch ihrer Bedränger abschüttelten. Es ging durch Deutschland, wenn dieses selbst auch von Revolutionsstürmen befreit blieb — denn die kleinen lokalen Erregungen bedeuteten nicht viel — ein wahrhafter Enthusiasmus für die freiheitliche Idee. Besonders unter denen, die dem Judentum entstammten, wurden die Anregungen unendlich fruchtbar, die, durch Börne und Heine gegeben, einen mächtigen Nachhall und Wiederklang in der Jugend fanden.

Die neue Generation wurde außer durch politische Einflüsse durch literarische Anregungen bestimmt. Insbesondere war Berlin seit den Zeiten der Rahel eine Hauptstätte des Goethekultus, und seit der Wirkung der Brüder Schlegel der Tummelplatz der Romantik. Nach dem Absterben der älteren Generation hatte sich gerade in der preußischen Residenz die Schar der jüngeren Romantiker, wenn sie sich auch nicht zu einem bestimmten Bunde zusammenschloß, vereinigt. Ihr war die Verklärung des Mittelalters und Katholizismus fremder, als den Vertretern der älteren Generation, aber die Kunstbegeisterung, Naturschwärmerei, Liebessehnsucht der Früheren war auch in ihnen lebendig und rang nach poetischem Ausdruck.

Man hat sich freilich gewöhnt, das Berlin vor 1848 in jener Zeit des Stillebens als die Hauptstadt der ästhetischen Tees zu bezeichnen und manchen Scherz über den dünnen Tee, die dünnen Butterbrote und den dünnen Geist gemacht, wie er in den Salons jener Zeit serviert wurde. Aber man darf nicht verkennen, daß neben vielem Unbedeutenden auch das Bedeutende dort gehegt wurde, daß, ganz abgesehen von strenger wissenschaftlicher Arbeit und der Vorbereitung zu einem mächtigen Aufschwung des Handels auch die Literatur

in gediegener Weise gepflegt und mit manchem bedeutenden Werke bereichert wurde.

Veit hatte aber nicht nur das Glück, in einer an Anregungen reichen Epoche und in einer Stadt heranzuwachsen, die jedem Neuen zugänglich war, sondern in einem Kreise groß zu werden, der der Bildung erschlossen war, und dessen Mitglieder durch ihre Lage nicht genötigt waren, ausschließlich dem Broterwerbe sich zuzuwenden. Ähnlich dem derselben Epoche angehörigen Michael Beer durfte er sich einer wohlhabenden, geachteten Familie zuzählen, die in nicht allzu entferntem Grade mit der Mendelssohnschen Familie verwandt — durch Simon Veit, den Schwiegersohn Mendelssohns, der, wenn auch keineswegs den neuen Ideen völlig zugänglich, doch dem Geistesleben nicht durchaus feindlich gegenüberstand —, und wuchs in einem Kreise heran, den man völlig zu den Gebildeten zählen darf.

Schon in dem Hause seines Vaters Joseph Veit versammelte sich regelmäßig eine geistig rege Gesellschaft, von der ein merkwürdiges Zeugnis erhalten ist. In diesem Kreise nämlich wurde schon 1825 eine Narrenzeitung herausgegeben, und es hat sich im Nachlaß ein Blättchen erhalten, das uns über den Kreis der Teilnehmer willkommenen Aufschluß gewährt. Es lautet so: „Zodiakus des Veitschen Hauses 1825: Waage: Herr Philipp Veit, Stier: Herr Hilmar, Löwe: Professor Gans, Jungfrau: Herr Joseph Lehmann, Zwillinge: Herr Moritz Veit und Hilmar jun., Skorpion: Herr Mahlo, Steinbock: Herr Udo Veit, Schütze: Herr Stud. Maximilian Heine, Krebs: Herr Leßmann, Wassermann: Herr Veit II, Widder: Herr Dr Schöneberg, Fische: Herr Dr Rosenhain, sämtlich Mitarbeiter an der Narrenzeitung."

Das eine der genannten Mitglieder, Maximilian Heine, der begabte Bruder des berühmten Dichters, lebte 1826 in Berlin und hat in den Erinnerungen an seinen Bruder eine Schilderung des Kreises gegeben und eine Notiz über die Narrenzeitung, die beide in diesem Zusammenhang nicht fehlen dürfen.

Die eine lautet: „Einen ganz anderen in sich abgeschlossenen Kreis (als den Rahel Varnhagenschen) bot mir das Veitsche Haus dar, das mit der Geschichte des geistigen und kommerziellen Berlin in innig interessanter Berührung stand. Der alte Herr Philipp Veit, dem eine treffliche Gattin zur Seite stand, Chef eines angesehenen Handlungshauses, versammelte allwöchentlich am Donnerstage einen Kreis von Männern um sich, die sich für diesen Abend die Aufgabe gestellt, eine mit Humor und Witz reich ausgestattete Unterhaltung zu führen". Nachdem der Berichterstatter einzelne Mitglieder des Kreises, z. B. den stillen Botaniker Rosenhain neben einzelnen berühmteren Mitgliedern der Gesellschaft charakterisiert hatte, fährt er in einer zweiten Stelle fort: „Die Heiterkeit und der witzvolle Humor dieses Veitschen Kreises waren kaum zu zügeln, und man beschloß einst, ein geschriebenes Journal unter dem Namen „Narrenzeitung" herauszugeben.

Zu diesem Zwecke war im Veitschen Hause ein Kasten angebracht, in welchem die anonymen Aufsätze und Gedichte der Freunde hineingeworfen wurden, um durch die Redaktion Lehmanns geordnet zwischen Tee und Souper vorgelesen zu werden. Die Aufsätze dieses Manuskript-Journals waren von höchst pikantem Inhalt und behandelten meist die zeitgenössischen gesellschaftlichen sowohl als literarischen Zustände."

Es ist wohl nicht nötig, all die Teilnehmer an diesem Journal, das den Beteiligten Ergötzen bereitete, im einzelnen zu charakterisieren. Einige, dem Kaufmannsstande angehörig, sind so gut wie gar nicht bekannt, andere wie Eduard Gans, der große Jurist und Philosoph, brauchen nur genannt zu werden, weil ihr Wirken noch heute als ein lebendiges gilt. Der Redakteur der Narrenzeitung, Josef Lehmann, stand verwandtschaftlich dem Veitschen Hause so nahe und gehört so durchaus zur Physiognomie des damaligen Berlin, daß er mit einigen Worten geschildert werden muß. Er ist 1801 in Glogau geboren und 1873 in Berlin gestorben. Ursprünglich

Geschäftsmann, zeigte er frühe literarische Neigungen und wurde durch Vermittlung Alexanders v. Humboldt, den er im Mendelssohnschen Hause kennen gelernt hatte, schon in den zwanziger Jahren mit der Redaktion einer literarischen Beilage zur „Preußischen Staatszeitung" betraut, — übrigens wohl das einzige Beispiel, daß ein Jude an einem offiziellen preußischen Blatte tätig war. Bald trennte er diese Beilage von dem Hauptblatt und erweiterte sie zu einem selbständigen Journal, dem „Magazin für Literatur des Auslandes", das er über 40 Jahre redigierte und als eifrigster Mitarbeiter mit vielen Beiträgen bedachte. Es war ein Unternehmen, das in der Art des Goetheschen Begriffes „Weltliteratur" ein geistiges Band um die Nationen schlingen, das deutsche Publikum gewissenhaft und anregend über die literarischen Erscheinungen des Auslandes unterrichten sollte. Lehmann war aber nicht bloß ein vielseitig unterrichteter, sondern auch ein höchst humaner, deutschgesinnter Mann, und wie in seinem Blatt, so bezeigte er auch während eines langen gesegneten Lebens, während dessen er mit Veit in ununterbrochener Verbindung stand, eine edelmenschliche und volkstümliche Gesinnung. Er blieb dem Judentum treu und suchte, wenn auch keineswegs aufdringlich, in seinem Blatte auch diese Seite des geistigen Lebens zu berücksichtigen.

Drei der Genossen an dem eben erwähnten Unternehmen oder wenigstens solche, die im Hause des Vaters ein- und ausgingen, hat Veit biographisch gewürdigt: Moses Moser, Daniel Leßmann, Lazarus Bendavid. Er widmete den drei Genannten stimmungsvolle Nachrufe in Berliner und auswärtigen Zeitungen, Nachrufe, die das Wesen dieser drei Männer hübsch darlegen: Mosers gediegenes kaufmännisches Wirken, seinen Bildungseifer, der durch sein, von aller Kleinlichkeit freies Verhältnis zu Heine verklärt wird, wie es in den herrlichen Briefen Heines an Moser hervortritt; Daniel Leßmanns unstetes Treiben, seine wirre Phantasie, die ihn schließlich zum Selbstmord trieb, aber sein unleugbares Talent in kleinen und größeren Arbeiten,

das Kulturleben fremder Nationen, das er zum Teil aus eigener Anschauung kannte, poetisch und historisch darzustellen; Bendavids Diogenes-Natur, sein entsagungsvolles Dasein, seine mitunter zynische Lebensbetrachtung, seine eigenartige Auffassung des Judentums, seinen apostolischen Eifer, die Lehre seines Meisters Kant zu verkünden.

Ein junger Mann, der in literarischen Kreisen etwas gelten wollte, wenn er auch wie Moritz Veit keineswegs die Absicht hatte, ein bloßer Literat zu werden, mußte seinen Anspruch, als vollgiltiges Glied in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, durch drei Dinge beweisen: Durch Gedichte, durch ein Drama, und wenn seine Mittel reichten, auch durch die Herausgabe eines Musenalmanachs.

Die zierlichen Bändchen, die, hübsch gedruckt, mit Illustrationen versehen, im Herbst jedes Jahres erschienen, die heute nur noch sehr spärlich auftreten, waren vor hundert Jahren und länger außerordentlich beliebt. Auch in Berlin hate es schon vor Veits Zeiten derartige Versuche gegeben, aber sie hatten sich nicht halten können, und keine dieser Unternehmungen hatte es zu einer stattlichen Zahl von Bänden gebracht. Auch der von Veit begründete Berliner Musenalmanach hatte kein besseres Schicksal. Es erschienen nur zwei Jahrgänge davon; da die Mühen und Anstrengungen sehr groß waren, auch die Summen nicht unbeträchtlich genannt werden müssen, die dazu verwendet wurden, und da der Beifall den Kosten und Mühen keineswegs entsprach, so gab Veit den Almanach auf, der ihn, solange er bestand, viel beschäftigt hatte. Es wäre ungerecht, die beiden Bändchen als kostbare Schätze unserer Literatur zu bezeichnen. Aber es sind ganz achtungswerte Proben hübscher, poetischer Talente. Die Hauptmitarbeiter waren Karl Werder, Heinrich Stieglitz, die beide im Verlaufe dieser Betrachtung noch gewürdigt werden müssen, und Moritz Veit selbst. Dazu kamen andere Vertreter der sogenannten Berliner Romantik, z. B. Arnim, Chamisso, Fouqué, außerdem viele, die schon damals nur in kleinen

Kreisen bekannt waren, und die heute nicht mit Unrecht völlig verschollen sind. Von den bekannteren Dichtern in Berlin und auswärts hatten Anastasius Grün, Krug von Nidda, Wilhelm Wackernagel freiwillig Beiträge gesendet. Auf die Aufforderung hatten Schwab, Grüneisen, Houwald, Eckermann, Leopold Schefer, Eichendorff, Apollonius von Maltitz gern reagiert. Dagegen machte es den Herausgebern großen Schmerz, daß viele hervorragende Berliner, Wilhelm Neumann, Rellstab, Stägemann, Langbein die Aufforderung ablehnten und in ähnlicher Weise gar manche der Auswärtigen, wie Castelli, Grillparzer, Zedlitz in Wien, Uhland in Tübingen, Kerner in Weinsberg, A. W. Schlegel in Bonn, Tieck in Dresden die Aufforderung direkt ablehnten oder durch Stillschweigen ihre Ungeneigtheit bezeugten.

Für Veit, der jedenfalls beim zweiten Bande fast alle Mühen auf sich zu nehmen hatte, während im ersten der Hauptanteil der Anstrengungen auf Stieglitz' Schulter entfiel, hatte der Almanach eine unerfreuliche und eine erfreuliche Wirkung. Die unerfreuliche war, daß er mit Heinrich Heine, der von seiner Berliner Studienzeit her den Kreisen Veits nahestand, auseinanderkam. Freilich war er selbst schuld daran; er hätte den überempfindlichen Dichter kennen müssen. Er hatte nämlich am 3. Februar 1830 über die Nordseebilder Heines eine Kritik veröffentlicht, in der er trotz vielen Lobes des Schriftstellers mit starken Worten das allzu große Hervordrängen seiner Persönlichkeit in Selbstpersiflage, die absichtliche Frivolität, die Selbsttäuschung, als wenn politische Befreiung ihm eifrigst am Herzen läge, das Unzusammenhängende der Komposition des ganzen Bandes tadelte. Über diese Kritik war Heine empört und beschwerte sich bitter über den jungen Mann, der ihm früher „als blinder Enthusiast und Anbeter" angehangen hatte. Am 23. Februar richtete Veit an Heine mit Bezug auf die eben von ihm geschriebene Kritik die Aufforderung, für den zweiten Band des Almanachs, nachdem er im ersten zum Leidwesen vieler gefehlt habe, mit einem

Beitrag zu erscheinen. Aber Heine schickte nichts, ja er würdigte den Briefschreiber nicht einmal einer Antwort.

Die erfreuliche Wirkung war die Teilnahme Goethes. Für den ersten Band hatte der Alte aus Weimar durch seinen getreuen Eckermann die chinesisch-deutschen Jahreszeiten gestiftet; für den zweiten übernahm Veit selbst die Werbung. Am 17. Mai 1830 verfaßte er folgendes Schreiben an den Gewaltigen:

„Ew. Exzellenz nehme ich mir die Freiheit ergebenst anzufragen, ob Sie auch in diesem Jahre, wie im vorigen, dem Berliner Musenalmanache einige Aufmerksamkeit schenken wollten. Die Gewißheit, daß E. E. dem jungen Unternehmen nicht abgeneigt seien, geben uns die chinesischen Jahres- und Tageszeiten, und wenn der ziemlich günstige Erfolg des M.-A. wohl hauptsächlich dem Umstande beizumessen sein möchte, daß der Name Goethe dem Büchlein vorgedruckt werden konnte, um so ungünstigeres Vorurteil gegen den zweiten Jahrgang würde es erregen, wenn E. E. denselben durch Entziehung Ihres Beistandes zu mißbilligen schienen. Durch eine Aussicht auf einen Fortgang von mehreren Jahrgängen ist es dem Almanach vergönnt, begangene Fehler zu verbessern und sich dem vorgesteckten Ziel mehr und mehr zu nähern. Vielleicht wird die Zukunft die Ehre rechtfertigen, die E. E. dem M.-A. erzeigt hatten, und wie ich es mit Bestimmtheit hoffe, auch in diesem Jahre werden angedeihen lassen."

Nach den Gepflogenheiten jener Zeit wurde dieser Brief nicht der Post anvertraut, sondern durch Vermittlung geschickt. Vielleicht wurde dieser Weg auch deshalb gewählt, weil man diese Vermittlung für besonders wirkungsvoll hielt. Denn es war Zelter, der intime Berliner Freund Goethes, der den Brief überbringen sollte. Da er damals nicht nach Weimar reiste, so schickte er erst fast zwei Monate später, am 15. Juli, den Werbebrief mit kühlen Geleitworten nach der thüringischen Residenz. Dort machte er sehr geringen Eindruck, der alte Herr schrieb vielmehr seinem Berliner Freunde, er könne

„den guten Taschenbuchbrüdern" nichts mitteilen, und überließ dem Berliner Getreuen, den Herausgebern des Almanachs „Kantate und Lied" zu seinem Ehrentage (Zelters 70. Geburtstag) zu überlassen. So geschah es auch. Goethe erhielt im Oktober ein Exemplar des Almanachs mit einem Schreiben, in dem die Hoffnung auf seine fernere Mitarbeit geziemend ausgedrückt wurde, aber eine Antwort des Dichtergreises traf nicht ein, und der Almanach erreichte mit dem zweiten Bande sein Ende.

Außer der Sammlung von Gedichten anderer schrieb Veit auch ein Trauerspiel. In dem Nachlaß hat sich außer manchem Fragmentarischen ein fünfaktiges Trauerspiel „Die Zerstörung von Korinth" in mehreren sauberen Abschriften erhalten. Veit legte ursprünglich großen Wert darauf, die Freunde erkundigten sich noch in späteren Jahren nach seinem Schicksal; Jos. Lehmann feierte es in einem langen Gedicht, es wurde den Theatern in Berlin, Leipzig und Hamburg angeboten, überall ohne Erfolg. Vielleicht war diese Zurückweisung für den Verfasser ein Glück, denn sie hinderte ihn auf einem Wege auszuharren, der nicht der seinige war. Er selbst erkannte bald, daß er keine Begabung zum Dramatiker besaß. Das Drama ist eine der vielen Jamben-Tragödien, wie sie jungen, versgewandten, mit dem Geiste des Altertums genährten Männern leicht gelingen. Bei seiner Schilderung der belagernden Römer und der belagerten Korinther steht er sichtlich auf Seite der letzteren; der Freiheitsenthusiasmus der dem Untergang Geweihten dünkt ihm größer als die Tapferkeit der Begründer einer neuen Weltmacht; das ersterbende Griechentum erscheint ihm als bedeutendere Kulturmacht, denn das Römertum; unter den Römern ist ihm daher der griechenfreundliche Metellus lieber als der starre Römer Mummius; als schwankende Halbfigur wirkt der bei den Römern weilende Polybius unerfreulich. Es ist eine Männertragödie, in der Arete, die Gattin des Feldherrn des achäischen Bundes, als einzige Frau erscheint. Wie bei ihrer Schilderung Homerische

und Schillersche Reminiszenzen eingewirkt haben, so zeigt das Ganze gar zu sehr den Schillerschen Einfluß; die Volksszenen bieten ein schwaches Abbild aus Goethes „Egmont" und Shakespeares „Julius Cäsar". Die beginnenden liberalen Anschauungen der damaligen Jugend wagen sich schüchtern hervor. Eine freie poetische Gestaltung wird ebensowenig versucht, wie eine selbständige Charakteristik der einzelnen Personen. Deklamatorisches drängt sich unliebsam hervor, daher muß das Drama trotz einzelner schönen Stellen und packenden Situationen im ganzen als verfehlt bezeichnet werden.

Unter den mannigfachen Urteilen, die an den Verfasser gelangten und von diesem sorgfältig aufbewahrt wurden, mag wenigstens eines mitgeteilt werden, das von dem Hamburger Theaterdirektor Lebrun eingesendet wurde. Dieser, auf seine und seines Mitdirektors Meinung allein nicht vertrauend, hatte einen dritten „geistreichen und bühnenkundigen Freund" um sein Urteil ersucht und schickte dieses als mit dem seinigen übereinstimmend an den Dichter. Es lautet wie folgt:

„Die Dichtung des mitgetheilten Trauerspieles zeugt von wahrhafter Begeisterung und von einem bedeutenden poetischen Talent. Auch das dramatische Talent des Verfassers ist nicht zu verkennen, wenn gleich in diesem Versuche die Unkenntniß mit der deutschen Bühne — wie sie dermalen ist — nicht verkannt werden kann. Für die erste Behauptung spricht die energische an schönen Bildern und dichterischen Gedanken, oft überreiche Sprache, die Wärme in den Schilderungen, die Auffassung des großen Gegenstandes: Griechenlands Untergang und Hindeutung auf dessen Wiedergeburt. Für die letztere Behauptung sprechen die consequent gezeichneten Charactere des Metell, des Mummius und Polybius. Diäus, wenn gleich der Held des Stückes, gefällt sich zu sehr in helden- und edelmüthigen Reden, und fällt daher in das Verfehlte der meisten neueren Bühnenhelden. — Den Versen ist hie und da mehr Feile — von dem Ausdruck manches Übereilte wegzuwünschen. — Das Trauerspiel würde, wenn

der Verfasser es nicht verschmähte, wohlwollenden Winken von bühnenkundigen Freunden nachzukommen, die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf sein Talent hinziehen: für die Aufführung jedoch würden mehrere Veränderungen vorgenommen werden müssen, die tiefer in den Organismus der Dichtung eingreifen, und dann selbst wird das Stück von der Bühne herab, nie eine sehr große Wirkung hervorbringen. Möge der Dichter bald einen minder starren, großartigen Stoff mit gleicher Liebe und Wärme ergreifen, und sein Streben wird mit dem günstigsten Erfolge gekrönt werden."

Die dritte Betätigung des jungen Literaten waren eigene Gedichte. Dichterisch war Veit zeitlebens tätig. Eine Sammlung erschien 1836; in dem von Michael Sachs hauptsächlich bearbeiteten „Stimmen von Euphrat und Jordan" 1853 lieferte Veit viele Beiträge; Veits Biograph Wehrenpfennig hat in seiner Gedenkschrift 1871 zu den früher gedruckten manchen Vers aus dem Nachlasse hinzugefügt. Ein großer Dichter war Veit nicht, aber er besaß Gewandtheit in Vers und Reim und verstand hübschen Gedanken einen sinnigen Ausdruck zu verleihen. Zu allen Zeiten, auf der Reise, in den spärlich zugemessenen Stunden der Muße, dichtete Veit Sprüche, Begleitworte zu Werken, die er Freunden und Freundinnen als Geschenk überreichte, Gelegenheitsgedichte, ernste und heitere, bei Familienfesten, bei allgemeinen, auch bei politischen feierlichen Veranstaltungen. Er erinnert in seinen Gedichten stark an Heine, ohne dessen Frivolität zu besitzen; vielmehr war er ein durchaus ernst gesinnter Mann, der daher Epigramm, Spruch und Lehrgedicht bevorzugte. Daneben pries er wohl Natur, Freundschaft und Liebe. Aber nicht in flüchtigem Sinnenrausch, sondern als Jüngling die Sehnsucht, als älterer Mann die tiefe Beseligung durch echte Liebe. Er wandte den Blick gern nach fremden Ländern und entlehnte seine Balladenstoffe vorzugsweise dem Orient. Seine ausführlichsten Gedichte — Elias und Simson — lehnen sich an biblische Erzählungen an. Er bemühte sich, den poetischen

Gehalt der midraschischen und talmudischen Literatur herauszuheben; Duldung zu predigen, Glaubensfreiheit zu verkünden erachtete er als Aufgabe der Dichtung überhaupt oder wenigstens seiner eigenen.

Einzelne Proben geben doch keinen rechten Begriff seiner Begabung. Sehr charakteristisch ist ein Gedicht an seinen vertrautesten Freund Michael Sachs, das um so eher hier mitzuteilen ist, als es seine Vorliebe für die jüdische Literatur beweist und die wahrhaft brüderliche Freundschaft für diesen ausgezeichneten Mann bekundet. Es lautet:

Veit an Sachs.

Die Kernfolianten liegen aufgeschlagen
Und unter ihrer Bürde ächzt mein Pult,
Das nur Oktav mit christlicher Geduld
Und einen Quartband selten wohl getragen.

Das sind sie nun, der Vorwelt heil'ge Sagen,
Darin verzeichnet steht der Väter Schuld,
Die Kraft des Worts, der Patriarchen Huld,
Um unser Volk die unverloschenen Klagen.

Mir sind sie stumm. Du aber, kundiger Freund,
Nimm deinen Mosesstab zur Hand und schlage
Aus diesem Fels den Quell der alten Sage.

Ich harre dürstend, bis er mir erscheint.
Mit hohlen Händen schöpf' ich dann die Strahlen
— Die gold'ne Lebensflut in irdnen Schalen!

Unter den kleinen Sammlungen von Poesien ist die merkwürdigste die unter dem Titel „Polenlieder" (Hamburg 1833). Sie bringt die schon oben kurz erwähnte Begeisterung für die Polensache zu lebhaftem Ausdruck, eine Begeisterung, von der man sich heute kaum eine Vorstellung machen kann. Die jungen polnischen Freiheitskämpfer, die häufig vor dem Kampfe nach Deutschland kamen, um Beiträge für ihre heilige Sache zu sammeln, erregten nicht bloß durch ihr stattliches

Aussehen und durch ihr nationales Unglück bei leicht entzündlichen Frauen menschliche Teilnahme, sondern wußten auch ernste Männer geradezu in Enthusiasmus zu versetzen. Auch Veit, der vielleicht gerade als Jude den freiheitlichen Bestrebungen anderer besonders geneigt war, war ein begeisterter Freund der Unterdrückten. Die kleine Sammlung, in der er sein Mitgefühl aussprach, besteht aus Verherrlichungen einzelner Helden, aus langen Beschreibungen der Schlachten und Ereignisse des Krieges, aus begeisterten Lobpreisungen der Freiheitsidee.

Der Dichter vergleicht geradezu die Freiheitsliebe der Polen, die sich offen äußern dürfe, mit der Unterdrückung, in der die Vertreter freiheitlicher Anschauungen in Preußen schmachten, und blickte daher mit Neid auf die östlichen Brüder, die Kosziuskos Odem beseelte, und klagte, daß es achtzehn lange Jahre her sei, daß wir auch einmal den Geist beschworen (Anspielung auf die Freiheitskriege); er sprach es aus, daß er und seine Gesinnungsgenossen

„Deine Schlachten in heiliger Sympathie teilen".

So verkündete er den Ruhm einzelner Helden und klagte Europas Nationen an, Polens Fall tatenlos zuzusehen. Deutschlands Dichtern aber rief er mit flammenden Worten zu, die kleinen Leiden, die ihre Brust erschuf, zu vergessen und Herz und Seele mit dem großen Schmerz zu füllen, der Europas Heldenherz zerrissen habe. Er schloß diese Dichtung mit den Worten:

Ihr duldet nicht, ihr Lieder, daß es der Nacht gelingt,
Den Heldenruhm zu schmälern, der alle Welt bezwingt.
Wohl habt ihr keine Säule, die eure Siege nennt,
Weil ihre stumme Sprache auch eure Schuld bekennt.

Ihr aber baut, ihr Lieder, das Siegesdenkmal auf,
Und schreibt die Heldennamen mit Flammenschrift darauf.
Der lässigen Geschichte, die streng der Nachwelt harrt,
Entreißt den trägen Griffel für unsere Gegenwart.

Veit dachte nie daran, bloß Poet zu sein. Er hatte Philosophie und alte Sprachen studiert, sein Doktorexamen in Jena gemacht und wollte sich der akademischen Laufbahn widmen. Die Ausführung dieses Planes scheiterte an seinem religiösen Bekenntnis, dem er treu anhing. Seine Doktorarbeit ließ er später, Leipzig 1834, im Druck erscheinen unter dem Titel „Saint Simon und der Saint Simonismus, Allgemeiner Völkerbund und ewiger Friede" (Ein Kapitel daraus „Weltbürgertum und ewiger Friede" wurde 1870 nochmals gedruckt.) Da es das einzige größere Werk Veits ist, so verdient es eine etwas eingehendere Betrachtung. Es ist eine fleißige und gewissenhafte Arbeit, die das Leben Saint Simons, seine Lehre und die durch diese Lehre angeregte Idee vom allgemeinen Völkerbund und ewigen Frieden behandelt. Die Darstellung der eigentlichen Lehre macht den Hauptteil des Buches aus; charakteristisch für den damaligen Zustand der Kenntnis war, daß Saint Simons Werke, obwohl erst wenige Jahre seit dem Tode des Mannes verflossen waren, dem Bearbeiter nur teilweise im Original vorlagen, einzelnes dagegen nur aus deutschen Auszügen bekannt war. Die Beurteilung ist ruhig und objektiv, sie sucht namentlich zwischen der ursprünglichen Lehre des Sektenstifters und den Übertreibungen seiner Anhänger mit Geschick zu vermitteln.

Franz Horn, der bekannte Kritiker, urteilte in einem Briefe an Veit (27. Januar 1834) folgendermaßen: „Ich habe dem Werke bereits zwei Abende gewidmet und darf Ihnen mit Vergnügen Glück wünschen zur Vollendung einer solchen Schrift, die sich durch Kenntnis und Fleiß, Scharfsinn und Deutlichkeit, sowie durch Kraft und Feuer der Darstellung auszeichnet. Das wirrwarrige Hin- und Hergerede in manchen Zeitblättern über einen so schwerwiegenden Gegenstand war mir zuletzt so fatal geworden, daß ich aufhörte, davon Notiz zu nehmen; überzeugt, daß hier nur das Quellenstudium selbst oder ein Werk wie das Ihrige zu genauer Ansicht verhelfen könnte. Sie haben ohne Vorliebe und Vorhaß (!)

sämtliche Aktenstücke durchforscht, genau und wiederholt geprüft und dann ein durchgreifendes Urteil gefällt. Ihr Buch regt vielseitig an, und während man den ruhigen Denker ehrend anerkennt, erfreut man sich nicht minder des für Wahrheit, Sittlichkeit und Schönheit begeisterten Jünglings." Ähnlich rühmte C. H. Weiße in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (Juni 1834 Stück 120) das gründliche Wissen, sowie die Universalität und geistvolle Gediegenheit des von dem Verfasser eingenommenen Standpunktes.

Nach dem Mißlingen seines Planes, Dozent zu werden, und in der Erkenntnis, daß weder seine wissenschaftlichen noch dichterischen Fähigkeiten ausreichten, um ein Leben als Schriftsteller zu führen, wandte er sich dem kaufmännischen Berufe zu und wurde Buchhändler. Schon am 18. November 1833 erlangte er in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Oberlehrer Josef Levi (später Lehfeldt) die Konzession zum Buchhändler. Nach langen, mit verschiedenen Firmen geknüpften Verhandlungen wurde Ende 1833 der Verlag einer Witwe Bauke aufgekauft und im Laufe des Jahres 1834 in Gemeinschaft mit dem obengenannten Kompagnon die Firma Veit & Co. gegründet. Der Hauptartikel jener Firma war ein Berliner Wohnungsanzeiger gewesen. Dieses sehr einträgliche Unternehmen wurde zwar fortgesetzt — für die Zeiten der Reaktion ist es ungemein charakteristisch, daß er auch bei diesem scheinbar ganz unpolitischen Werke recht bedenkliche Differenzen mit der Zensur hatte — sonst aber der Verlag auf einen wesentlich höheren Standpunkt gehoben. Geschichtliche und naturwissenschaftliche Werke und Zeitschriften wurden bevorzugt, W. A. Schmidt und J. G. Droysen, mit denen sich ein herzliches Freundschaftsverhältnis entwickelte, wurden Hauptautoren des Verlages; auch einzelnes von Karl W. Nitzsch wurde ediert; zu medizinischen Schriftstellern, deren Werke bei Veit & Co. erschienen, gehörte von Gräfe; von größeren Sammlungen das Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften, Johann Müllers Archiv. Dazu kommen volkswissenschaftliche,

physikalische, militärische, juristische, einige sehr umfangreiche Verfassungs- und Verwaltungsarbeiten, philologische Werke, darunter auch manche von Boekh. Die Literatur des Schachspiels wurde besonders gepflegt. Von größeren, vielversprechenden Unternehmungen, die nicht immer die darauf gesetzten Hoffnungen erfüllten, seien Leibniz' Deutsche Schriften, Schillers und Körners Briefwechsel, bei dem Veit geradezu als Herausgeber tätig war, die Werke Leopold Schefers, von dem noch ausführlicher die Rede sein wird, kurz genannt.

Als Buchhändler kümmerte sich Veit um die Interessen seines Kreises. Im Jahre 1839 trat er mit dem Plan eines Wissenschaftsvereins unter seinen Kollegen hervor, der in der Art der Kunstvereine seinerseits die Herausgabe kostbarer wissenschaftlicher Werke in die Hand nehmen sollte. Hatte er mit diesem Plane auch keinen Erfolg, so wurden andere Anregungen, die er der Büchhändlerkorporation gab, deren Mitglied er seit dem genannten Jahre war, mit Freuden ergriffen. Die Gediegenheit seines Wissens, die Liebenswürdigkeit seines Umganges verschaffte ihm unter diesen Kaufleuten, die meist dem christlichen Bekenntnisse angehörten, viele Freunde. Er wurde zu den wichtigsten Beratungen des Standes herbeigezogen. Seit dem Jahre 1853 wurde er Stellvertreter des Vorsitzenden, in späteren Jahren sogar Vorsteher der Buchhändler-Börse und behielt diese Stellung auch einige Jahre noch bei, nachdem er seinen Verlag verkauft hatte.

Zu dieser seiner Stellung befähigte ihn, wie einer seiner nächsten Freunde sich ausdrückte, „wissenschaftliche Bildung, geschäftliche Einsicht, Freude an korporativer Tätigkeit, politische Erfahrung, ausgebreitete Kenntnis der Gesetzgebung". In seinen in der Generalversammlung gehaltenen Vorträgen feierte er den Verein als Schule des Gemeinsinns, gab Erinnerungsbilder an verstorbene Genossen, warnte vor Gefahren, die dem Buchhandel drohten. Im Auftrage oder auf Bitten der Genossen unternahm er es über besonders wichtige Vorgänge in öffentlichen Blättern zu berichten. Die meisten

seiner Reden und Aufsätze sind im Buchhändler-Börsenblatt gedruckt; besondere Erwähnung verdient Veits Rede bei der vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst am 28. Juni 1840. Als 1840 durch J. E. Hitzig in Berlin die „Allgemeine Preßzeitung" begründet wurde, schrieb er die Vorrede dazu und beteiligte sich auch später gelegentlich als Mitarbeiter daran. Wie hier, so trat er auch sonst gegen die Beschränkung der Preßgesetzgebung, für den Schutz der Autorrechte, gegen die Hinderung des freien Verkehrs in Leipzig auf. Namentlich in den Zeiten der Reaktion kämpfte er, freilich nicht immer glücklich, gegen Zeitungsstempel und Postgesetz; Ende 1850 z. B. im Verein mit sämtlichen Berliner Zeitungsverlegern gegen die drohende Entziehung des Postdebits. Von der Bedeutsamkeit seiner Stellung gibt ein Telegramm Kunde, das ihm 1861, da er der Versammlung nicht beiwohnen konnte, von den Genossen, denen sich Minister v. Beust anschloß, gesendet wurde. Seit 1848, seit dem Tode des Buchhändlers Besser, war er stellvertretendes, später ordentliches Mitglied der literarischen Sachverständigenkommission. Als solches wirkte er beim Abschluß der Verträge zwischen Deutschland und Frankreich, an dem in den Jahren 1855—57 gearbeiteten Entwurf eines deutschen Nachdruckgesetzes mit, nachdem er schon 1855 in der kleinen Schrift: „Die Erweiterung des Schutzes gegen den Nachdruck zu Gunsten der Erben verdienter Autoren" gegen die nur 30jährige Frist aufgetreten war, die den Erben der Autoren zugestanden wurde. Diese Tätigkeit blieb ihm eine ungemein erwünschte, der er sich auch noch zu einer Zeit widmete, da er aufgehört hatte, Buchhändler zu sein.

Die eben erwähnte Schrift hat ihren Ursprung jedenfalls in der Tätigkeit, zu der Veit 1855 von dem Börsenverein deutscher Buchhändler berufen wurde. Er gehörte einer Kommission an, zu der neben ihm die angesehensten und vornehmsten Buchhändler Deutschlands berufen, und zu der auch drei Juristen zugezogen wurden, einer Kommission, die die Aufgabe hatte, ein allgemeines Gesetz über Urheber- und Verlags-

recht auszuarbeiten. Diese Kommission stellte einen großen Entwurf her. Veit wurde im Verein mit Hinschius und Reimer ernannt, um dem Entwurf eine neue redaktionelle Fassung zu geben; diese Fassung wurde von dem Börsenvereinsvorstande der sächsischen Regierung überreicht, von der deutschen Bundesversammlung 1862 und 1864 als Grundlage ihrer Beratungen benutzt und ist im wesentlichen auch für das Bundesgesetz vom 11. Juli 1870, betr. das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Kompositionen und dramatischen Werken verwendet worden.

Bei manchen der hervorgehobenen Publikationen tritt das literarische Interesse des Buchhändlers hervor. Als solcher gehörte er nicht zu denen, die alles brachten, was ihnen zufällig angeboten wurde, sondern er wählte aus, bevorzugte innerlich Gehaltvolles und ließ seine persönliche Neigung bei der Auswahl mitsprechen. Besonders charakteristisch für ihn war, daß er das Berlinertum in den Vordergrund stellte und sich an Persönlichkeiten wandte, die dem Berliner literarischen Treiben ihr Gepräge gegeben hatten, oder solche, die mit dem Judentum in gewisser Beziehung standen. Für das letztere ist eigentümlich, daß er sich an Henriette Herz, mit der er eine gewisse persönliche Verbindung unterhielt, wandte, um von ihr nach dem Tode Schleiermachers, dessen Briefwechsel mit der schönen Frau zu erlangen. Indessen hatte er damit keinen Erfolg. Sie schrieb, daß sie Schleiermachers Witwe die Briefe des Verstorbenen mitgeteilt und auch von dieser die Erklärung empfangen habe, „daß sich vieles darin aus vielen Gründen nicht zur Öffentlichkeit eigne, da Familienverhältnisse, Urteile über Menschen und Bücher den Briefen anvertraut sind, ja sogar Geheimnisse, die auf Familien und Persönlichkeiten sich beziehen; wie ganz unerhört wäre es nun von mir, alles dieses, wenn auch mit der strengsten Sonderung, preiszugeben dem Mißverständnis und dem bösen Willen."

In diesen literarischen Zusammenhang gehörte auch ein anderes großes Unternehmen. Es war eine Gesamtausgabe

und brachte der Firma mehr Ehre als Gewinn. Es war kein Lebender, dessen Ruhm schon von den Zeitgenossen bestritten wurde, sondern ein Toter, J. G. Fichte, dessen Werke, so unbestritten auch die Bedeutung des Philosophen war, kein gangbarer Artikel wurden. Die von J. H. Fichte, dem Sohne, ausgehenden Verhandlungen begannen schon im Jahre 1839, die Werke waren 1846 in acht Bänden vollendet. Der Publikation mußten Besprechungen mit den Verlegern der Einzelschriften vorangehen, die ihre Zustimmung zur Aufnahme in die Gesamtausgabe ohne Geldentschädigung, nur gegen Gewährung einer Anzahl (12—25) Freiexemplare des ganzen Werkes und unter der Bedingung gaben, daß Neudrucke dieser Einzelschriften nicht veranstaltet werden durften. Dagegen gab Veit einzelne Abteilungen: Zur theoretischen Philosophie; für Rechts- und Sittenlehre; Religionsphilosophie; Populärphilosophische Schriften heraus, was freilich nicht ausdrücklich kontrahiert, aber den eingegangenen Verpflichtungen nicht entgegen war. J. H. Fichte ließ daher seinen anfänglichen Protest bald fallen. Der Herausgeber erhielt 5 Tlr. pro Druckbogen. Gar manche interessante Mitteilungen finden sich dabei über die Schwierigkeiten, Geld von Nord- nach Süddeutschland zu schicken. Für eine Sendung von 500 Tlr. in preußischen Kassenscheinen mußte Fichte mehr als 10 Tlr. Porto zahlen; einen über eine ähnliche Summe ausgestellten Wechsel Veits konnte Fichte in Tübingen nicht honoriert erhalten. Die persönliche Bekanntschaft zwischen Fichte und Veit wurde in Frankfurt 1848 begründet; später bot Fichte ein eigenes Werk, Die Ethik, dem Veitschen Verlage an. In die Einzelheiten der zahlreichen, meist sehr ausführlichen Briefe Fichtes von 1841—47 einzugehen, würde zuweit führen; für die Biographie Fichtes und für die Geschichte der Philosophie bieten sie weniges Material. Es darf wohl darauf hingewiesen werden, daß Veit auch in diesem Falle nicht nur allen seinen Verpflichtungen vollkommen nachkam, sondern daß er auch gelegentliche Wünsche und Forderungen, die über seinen Kon-

trakt hinausgingen, gern befriedigte. Nur ein der Fichteschen Korrespondenz angeheftetes Schreiben mag hier mitgeteilt werden. Es ist ein freilich nur in Abschrift vorliegender Brief Alexanders von Humboldt an M. Veit. Er ist vom 19. Dezbr. 1845 datiert und lautet so:

„Gestatten Ew. Wohlgeb., daß ich wenigstens mit diesen wenigen Zeilen Ihnen meinen wärmsten Dank für das schöne Geschenk Ihrer großen Ausgabe darbringe. Der 5. Band (er enthält die religionsphilosophischen Schriften) hat zur jetzigen Zeit ein besonderes Interesse, da er die mutige Verteidigung eines edlen freigesinnten Mannes gegen atheistische Anschwärzungen enthält. Diese von Ihnen so gepflegte Ausgabe ist ein vaterländisches Monument, mir die angenehme Erinnerung an eine übrigens verhängnisvolle Zeit (1806!), wo ich mit dem prächtigen Manne zugleich den Georgischen Garten bewohnte. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Wohlgeb. gehorsamster

A. v. Humboldt.

Ich habe mich besonders gefreut, alle erfreulichen Aphorismen V, 3 wiederzufinden."

Kurz mag noch darauf hingewiesen werden, daß Veit auch sonst gelegentlich mit Humboldt in Verkehr stand. Allerdings hat sich nur ein einziger Originalbrief Humboldts erhalten, die Empfehlung eines armen Mathematikers. Aber aus anderen Zeugnissen ist mir bekannt, daß Veit sich z. B. der Vermittlung Humboldts bediente, als 1842 das Gerücht auskam, den Juden solle die Pflicht des Militärdienstes entzogen werden, und daß er durch die tatkräftige Vermittlung des großen Staatsmannes und Gelehrten eine erfreuliche Antwort erhielt.

Eine kurze, aber höchst interessante Beziehung ergab sich zu Bettine von Arnim. Folgereich wurde diese dadurch, daß

Bettine Veits Verbindung mit ihrem Schwager Savigny herstellte, dessen „System des heutigen römischen Rechts", 8 Bände (1840—42), Veits Firma trug. Sie selbst, die unbeständige und flatterhafte, die von geschäftlichen Dingen nichts verstand und gerade deshalb wähnte, überall betrogen zu werden, konnte freilich nicht dauernd als Autorin gewonnen werden. Aber mit ihr ergab sich ein kurzer Geschäftsverkehr, der so interessant ist, daß er etwas eingehender gewürdigt werden mag.

Bettine hatte nämlich mit Unterstützung Wilhelm Grimms eine Ausgabe der Werke ihres verstorbenen Gatten Achim von Arnim zusammengestellt. Da in jener Zeit die Neigung des Publikums für die romantischen Produktionen eine ungemein geringe war, so konnte sie keinen Verleger dafür finden und war sehr froh, in Moritz Veit einen tatkräftigen Kommissär zu erlangen, der ihre Interessen beachtete. Da aber trotz der Bemühungen des eifrigen Mannes der Verkauf der Werke den Wünschen der Herausgeberin sehr wenig entsprach, so entzog sie ihm bald das für ihn mehr lästige, als gewinnbringende Kommissionsgeschäft und zog sich seitdem etwas schmollend zurück. Aber in der Zeit dieses Verkehrs (etwa 1838—41) herrschte ein lebhafter Briefwechsel, und gar manchmal erschien Veit bei der geistvollen, dabei höchst wunderlichen Frau. Er selbst hat seinem Freunde Michael Sachs eine Schilderung Bettinens gegeben (1. Juli 1839), aus der eine größere Stelle hier mitgeteilt werden soll.

„Sie spricht womöglich noch schöner als sie schreibt, und erst im Sprechen merkt man, wie alles, auch das Exzentrische, bei ihr die reinste Natur, wie eben die ideale Anschauung der Dinge dieser hochbegabten Frau das Gemäßeste ist; der nachlässige Frankfurter Dialekt macht sich dabei vortrefflich, treuherzig und naiv. Mich ihres Umgangs zu erfreuen habe ich erst angefangen, als ich mir nicht mehr von ihr imponieren ließ; sowie sie dergleichen merkt, fühlt sie sich wie ohne Zügel und zerrt den Hörer in den wunderlichsten Sprüngen mit

sich herum. Dann sagt sie alles, was die aufgeregte Phantasie und Kombinationsgabe ihr eingibt, und wehe dem gläubigen Neuling, der sich dann ihre Märchen aufbinden läßt, den sie mit ihrer Ironie nasführt: von einer solchen Stimmung sagte sie mir einmal selbst: „Sie müsse mir nit alles glaube, ich bin so verloge“ und es ist begreiflich, daß sie sich den meisten Menschen, namentlich in Gesellschaft, in dieser Maske zeigt. Daher die Klugen, die Kinder der Welt, ihr nicht ein Wort trauen. Je näher sie mit mir bekannt wurde, je ernster sich auch unsere geschäftlichen Verhältnisse gestalteten, desto wahrhaftiger und treuer habe ich sie gegen mich erfunden. Nur wenn ein Dritter zugegen ist und das Gespräch ins Stocken gerät oder irgendeine philisterhafte Bemerkung sie stachelt, gerät sie in die bachische Laune, die sie mit wahrer Begeisterung durchführen kann. Im Zwiegespräch mit ihr wendet sich das Gleichgültige, Alltägliche ins Bedeutende und Allgemeine; die tiefste Lebensweisheit wirft sie spielend hin, sie entwickelt mir die Motive von all ihrem Tun, die immer die einfachsten und nobelsten sind, die es geben kann, ich disputiere wieder und gebe nicht einen Zollbreit nach, wo sie im Unrecht ist, und so, das fühle ich, hat sich zwischen uns ein Verhältnis gebildet, an dem ich von vornherein verzweifelte, das mir aber die mit ihr erlebten Stunden unendlich wert und lehrreich macht. Sie erzählt mir von der Misere der sogenannten hohen Gesellschaft die ergötzlichsten Sachen und wie sie unter die Wachs- und Drahtpuppen raketenartig dreinfährt; ich habe mein Vergnügen an ihrem edlen Radikalismus, der nicht minder als irgendein Fürstenhut der Welt von Gottes Gnaden ist. Als von der Feigheit die Rede war, mit der sich so viele von den sieben Göttingern abgewandt hätten, um ihre armselige Stellung zu menagieren, die am Ende nur in ihrer Einbildung bedroht war, sagte sie: „Wie der Mensch vor seinem Tode, vor dem Abstreifen der körperlichen Hülle schaudere, so schaudere ihm davor, diesen ganzen Leib von Verhältnissen und Rücksichten, in den er sich hineingewachsen, von sich abzutun; daher erkläre sich das

geringe Maß von Überzeugungstreue aus dieser Todesfurcht: denn wahr sein sei doch die einzige Größe."

In ihren zahlreichen Briefen an Veit hat Bettine Zeugnisse ihres anmutigen Geplauders und ihres naiven Selbstbewußtseins niedergelegt. Einmal schreibt sie: „Freuen Sie sich doch mit mir auf mein schönes Buch", und ein anderes Mal sagt sie: „Meine Günderode wird Sie entzücken, erlauben Sie mir die Freude, mich für meine Freunde zu freuen, obschon es unbescheiden klingt". Neben manchen Ausdrücken eines unberechtigten Mißtrauens findet sich auch eine Rühmung von Veits Tätigkeit: „Ihre höfliche Freundlichkeit gegen mich gehört unter die Seltenheiten, die also auch in dieser Beziehung ihren erhöhten Wert hat, und macht mich Ihnen doppelt dankbar". In einer ausführlichen Stelle spricht sie einmal über die Art ihrer Arbeit, wie unendlich fleißig sie sei, daß sie bis in die Nacht hinein schreibe und am frühesten Morgen bereits wieder am Schreibtisch sitze, und sie fährt fort: „Da finde ich eine solche Unordnung, wobei jedem Philister die Haare zu Berge stehen würden; ich aber wissend, daß Gott vor dem Chaos nicht graute, da er doch, wie die Pedanten versichern, ein Gott der Ordnung ist, setze mich getrost hinein mitten in die Verwirrung, um sie nicht zu heben, sondern noch zu vermehren ... heute morgen dachte ich: wo wirst du dem Veit seinen Brief finden, um ihn zu beantworten? Siehe da: die Katze sprang auf den Tisch, warf ein Blumenglas um, daß alles in Wasser schwamm. Bücher, Briefe, Zeitungen, Manuskripte wurden zum Ofen gebracht, und so fand sich Ihr Brief allein aus der Überschwemmung wieder heraus."

Es war das große Talent Veits, seine Autoren, eben da er sie nicht bloß geschäftsmäßig behandelte, zu seinen Freunden zu gewinnen. Am wenigsten gelang ihm dies mit Theodor Mundt, einem der Mitglieder des jungen Deutschland, der sein Buch über Charlotte Stieglitz im Veitschen Verlage herausgab. Mundt hatte in seinem kurz vorher geschriebenen Roman „Madonna, Gespräche mit einer Heiligen", sich wenig freundlich

über Veit ausgesprochen, denn in dem Romane kommt einmal der Satz vor: „Da sehe ich auch einen wohlbeleibten Jüngling, ich sehe ihn stark glänzen, der wird sich auch hinsetzen und wird schreiben über den Simonismus, den er nicht versteht"; und so geht es noch eine Weile fort immer mit dem Refrain: „den er nicht versteht". Wenn Veit von diesem bösen Ausfall Kunde hatte, und es ist gewiß, daß er ihm nicht verborgen blieb, so spricht es außerordentlich für seine Gutmütigkeit, daß er nicht alsbald den Verkehr mit Mundt abbrach.

Die Frau aber, der Mundt jenes merkwürdige biographische Denkmal gewidmet hat, deren Andenken gerade jetzt durch den weitverbreiteten Roman „Henriette Jacoby" erneuert worden ist, Charlotte Stieglitz stand dem Veitschen Kreise nahe. Ihr Märtyrertod, durch den sie ihren schwächlichen Gatten zu neuer Tätigkeit aufrufen wollte, wurde von Veit und seiner Gattin tief betrauert, aber durchaus nicht verurteilt. Es hat sich in den Veitschen Papieren ein merkwürdiges Aktenstück erhalten, in dem Veit dem Onkel Stieglitz' in Petersburg eine Schilderung des tragischen Ereignisses gibt. Lange Jahre noch blieb Stieglitz mit Veit im Verkehr. Freilich das frohe Zusammenleben, das bei den literarischen Anfängen beider während der Herausgabe des Berliner Musenalmanachs geherrscht hatte, war einem gewissen Nebeneinanderleben gewichen. Veit, der auf jedem Gebiete tätige, lebensfrohe Mann konnte den haltlosen Schwächling, der, ohne krank zu sein, sich der Untätigkeit eines Leidenden hingab, und der statt von der heroischen Tat seiner Gattin aufgerüttelt zu werden, sich in seinem angeblichen Schmerze um sie noch mehr verweichlichte und verzärtelte, weder stützen noch liebevoll um sich dulden.

Ein tieferes Verhältnis mit Stieglitz konnte sich schon deshalb nicht gestalten, weil Veit vor den Dichtungen Stieglitz' nicht den tiefen Respekt hatte, der ihm auch zu einer Würdigung des Menschen notwendig war. Einen solchen Respekt, der nach unserem kühlen Urteile wohl etwas zu groß war,

hatte er vor Leopold Schefer. Auch hier wirkten freilich geschäftliche Rücksichten zur Schließung des Bündnisses mit. Denn Schefer war der Vertrauensmann des damals ungemein beliebten Fürsten Pückler-Muskau, den als Autor zu erwerben einem jungen Verleger sehr angelegen sein mußte. Diese Verbindung kam jedoch nicht zustande — zuerst zeigte sich der Fürst etwas hochfahrend, und als er später, nachdem seine kurze Glanzzeit zu Ende war, sich mit bescheideneren, aber immerhin noch recht ansehnlichen Ansprüchen an den Verleger wandte, zog sich dieser, der sich mit dem Abhub nicht begnügen wollte, vor dem hochgeborenen Dichter zurück.

Konnte nun auch der Fürst Pückler-Muskau nicht für den Veitschen Verlag gewonnen werden, so hatte der zunächst geschäftliche Verkehr mit Schefer den Erfolg, daß Veit und Schefer sich in herzlicher Freundschaft einigten. Auch Schefer wurde ein Autor des Veitschen Verlages, freilich keiner, der große Schätze einbrachte. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften, die Veit mit großen Erwartungen unternahm, fand beim Publikum eine so geringe Teilnahme, daß sie 10 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen der literarischen Welt in einer Lieferungsausgabe, die aber kein Neudruck war, wiederum angeboten wurde. Aber auch in dieser nur scheinbar veränderten Gestalt vermochte sie die Käufer nicht anzulocken. Dagegen gehörte Veit, der keineswegs alle seine Verlagsartikel bewunderte, sondern seine Kritik auch diesen gegenüber walten ließ, zu den unbedingten Verehrern der Scheferschen Muse. Er sah in ihm nicht bloß einen Dichter schöner Verse, sondern einen Verkünder tiefgründiger Weisheit, ja geradezu einen Propheten. In den vielen Briefen, in denen er feinsinnig auf die Werke des Freundes einging, spendete er ihm das größte Lob. So sagte er z. B. über seine Epigramme: „Es sind leuchtende Blitze darunter, Keulenschläge, Nadelstiche, Raketen", scheute sich aber nicht, unverhohlen zu bekennen, daß andere unklar und undeutlich ausgedrückt seien. Aber er sah in Schefer einen Vorläufer von David Strauß und

konnte dessen Anschauungen vom Christentum nicht hoch genug stellen. Er wünschte, daß der Freund eine rechte „Besprechung zum Frieden" ausgeben sollte, die der Zeit einen Spiegel vorhalten müßte, oder brauchte einmal im Hinblick auf die Scheferschen Gedichte den Satz: „Es ist in ihnen eine so große Fülle von Schönem, Vollendetem, daß ich die Hoffnung nicht aufgebe, einen Band Gedichte zusammenstellen zu können, wie wir nur wenige in der deutschen Literatur haben."

In noch höherem Grade als Schefer wurde der Philosoph Karl Werder, der schon Mitarbeiter des Musenalmanachs gewesen war, Veits Freund, ein wahrhafter Lebensgenosse. Werder, dem ein längeres Leben als dem Freunde beschieden war, blieb auch Veits Witwe noch manche Jahrzehnte nach des Gatten Tode ein treu und anhänglich ergebener Freund. Die Intimität zwischen beiden Männern hat durchaus nichts Rührseliges an sich, sondern den starken und festen Charakter einer Männerfreundschaft. Sie tritt nicht in vielen Briefen zutage, da die beiden eng Verbundenen auch räumlich einander so nahe waren, daß sie zu Briefen keine Zuflucht zu nehmen brauchten; die auf den Reisen beider geschriebenen Episteln haben sich leider nicht erhalten. Statt aller anderen Zeugnisse aber sprechen für Werders Gefühl die Sätze, die er 1863 an Moritz Veits Geburtstag nach dem Tode von dessen Bruder an den Freund richtete: „Laß es Dir etwas gelten, daß ich Dich mit einer Zärtlichkeit, die so alt und so grau und so jung und so neu ist, ans Herz drücke und zu Gott flehe: Herr behüte ihn und laß ihn mir, den Freund, den Schatz, das Kleinod, das man nur einmal findet im Laufe des Lebens, wenn man es überhaupt findet. Ach Du alter, treuer Lieber, mir noch immer Lieberer von Jahr zu Jahr! Wenn wir auch jeder unser Weh allein bestehen — denn die schlimmen Tage des Menschen sind sein einziges Privateigentum —, genug und getrost, wenn wir nur die guten ein Lebenlang miteinander teilen mögen und dürfen."

Veit seinerseits erschöpfte sich gegen den hochstehenden Freund in liebevollen Aufmerksamkeiten und trat, wenn es anging, tatkräftig für ihn ein. Dies geschah nicht bloß dadurch, daß er des Freundes Tragödie „Kolumbus oder die Entdeckung von Amerika", die 1845 aufgeführt wurde, 1846 gedruckt werden sollte, in Wirklichkeit aber erst 1858 erschien, in seinen Verlag aufnahm und sich bemühte, in Freundeskreisen Anhänger für dieses Werk zu gewinnen und das Publikum dafür zu begeistern. In den Preußischen Jahrbüchern, deren fleißiger Mitarbeiter er war, versuchte er, eine ausführliche begeisterte Würdigung dieses Werkes zu veröffentlichen. Der damalige Redakteur jenes Blattes, Rudolf Haym, Professor der Philosophie in Halle, der Veit gleichfalls persönlich nahestand, war keineswegs der Ansicht des Beurteilers und versuchte seine Ausstellungen gegen die Lobeserhebungen des Mitarbeiters geltend zu machen. Veit seinerseits war bestrebt, die Größe der Intention, die Bedeutung der Motive, die scharfe und gründliche Charakterzeichnung, die treffliche, gedrungene, fortreißende Sprache des Dichtwerkes darzulegen, ja, ging so weit, nicht etwa verblendet durch Freundschaft, sondern aus wirklicher Überzeugung sein Urteil dahin zu formulieren: „Ich halte das Werk für eines der bedeutendsten in der neueren Literatur."

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens hielt sich Veit sonst von Schriftstellerei zurück. Der Mann, der eine so weitverzweigte Tätigkeit als Leiter eines großen Geschäftes für die Interessen seines Standes als Stadtverordneter, als Abgeordneter des deutschen Parlaments und der preußischen Landtage entwickelte, der Mann, der beinahe ein Vierteljahrhundert die Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen, nicht etwa bloß die Interessen der jüdischen Gemeinde in Berlin, sondern in Preußen überhaupt als wahrhafter Führer vertrat, hatte zu journalistischen Arbeiten keine Lust und für zusammenfassende Werke keine Muße. Aber er las viel, und so gern er sich auch in die Werke der Vorzeit seiner Glaubensgemeinschaft ver-

tiefte, so innigen Anteil und so tiefes Verständnis er für die klassische Zeit in der deutschen Literatur besaß, so verschloß er seinen Blick keineswegs gegen die Bestrebungen seiner eigenen Epoche. Vielleicht wurde er nicht immer den Arbeiten seiner Zeitgenossen gerecht. So findet sich einmal in einem vertrauten Briefe ein scharfes mißverständliches Wort über Hebbels „Judith".

Er hatte ein offenes Auge für die Natur und Kunst. Der Poet, der er mehr nach seinem Empfinden war, als nach seinem Können, verriet sich namentlich in vertrauten Schriftstücken bei dem Anschauen bedeutsamer Naturerscheinungen und großer Gebilde der Kunst. In einem merkwürdigen Gedichte über das von Rauch herrührende Denkmal der Königin Luise schilderte er das tiefe Ergriffensein des Meisters und des Fürsten, dem bei dem Anschauen des Kunstwerkes sein ganzes früheres Leben vor die Seele trat, und beschrieb in den folgenden Versen die religiöse Weihe, die ihn, den Beschauer, bei dem Anschauen großartiger Kunsterzeugnisse ergriff:

Sie treten ein. Der rätselhafte Vorhang
Rauscht auseinander. Glanz der Abendsonnen
Bestrahlt den Marmor, der sich lieblich rötet.
Bewältigt sank der König wie zerronnen
In ihr Gebild, zu dem sein Blick emporDrang,
Vor ihr ins Knie, die einst der Gram getötet.
Er weint nicht mehr, er betet —
Und auch des Künstlers tief erschüttert Sinnen
Wird zum Gebet. Was er so heiß errungen,
Es ist ihm nun, wie er's erträumt, gelungen,
Wo steht ein Preis, der höher zu gewinnen?
Dies stumme Bild, belebt von einer Zähre,
Das ist sein Werk, doch Gottes ist die Ehre.

Man darf jedoch nicht aus solchen Versen sich das Urteil bilden, als hätte der unermüdlich tätige Mann, sobald er von den Geschäften ausruhte, sich einer weltabgewandten Stimmung hingegeben. Vielmehr stand Veit gern und freudig mitten im Leben. Er versammelte in seinem Hause eine sehr zahlreiche

Gesellschaft, der zunächst seine Blutsverwandten und manche seiner Glaubensgenossen angehörten, die sich aber im wesentlichen zusammensetzte aus Männern der verschiedensten Berufe: Politikern, Künstlern, Gelehrten. Es ist unmöglich, eine Liste aller dieser Männer anzuführen. Die besten der deutschen Nation gehören dazu, Politiker wie Mathy, Simson, Lette, Degenkolb, von Auerswald, Bennigsen, Forckenbeck, Delbrück, Gelehrte und Schriftsteller wie Duncker, Beseler, Droysen, Erdmannsdörfer, Rönne, Julian Schmidt, Berthold Auerbach; Künstler wie Bendemann und andere. Auf seinen Reisen traf er mit David Friedrich Strauß, Uhland und manchen anderen Schriftstellern zusammen, die ihn freundlich würdigten.

Es war ein Mann, der als der Stolz der Seinigen galt und von den Besten als ein würdiger Genosse betrachtet wurde. Man kann auf ihn die Verse anwenden, die er einem hohen preußischen Beamten zu seinem Ehrentage widmete:

Ward er nicht von altem Schrot,
Treu und echt erfunden?
Blieb er nicht in Not und Tod
Mit dem Land verbunden?
Trug er nicht für Deutschland auch
Lieb' im tiefsten Kerne?
Durch den qualmig trübsten Rauch
Sah er Deutschlands Sterne.

In den Beiträgen, die er der Sammlung seines Freundes Michael Sachs „Stimmen vom Euphrat und Jordan" zuwies, findet sich ein einem alten hebräischen Gedichte nachgeahmter Spruch, in dem er das Wesen eines wahrhaft Adligen darlegen wollte, und mit dem er vielleicht am besten seine eigene Art gekennzeichnet hat:

Wer still und milde trägt, dem, der ihn kränkt,
Empfang'nes Weh nicht zu erwidern denkt,
Wer auch der Schmähung Worte schweigend hört,
Wem bitt'rer Schmerz der Seele Lust nicht stört,

Wer alles tut, nur um der Liebe willen,
Der ist's, an dem die Worte sich erfüllen:
Die Freunde Gottes strahlen hell und licht,
Der Sonne gleich, die durch die Wolken bricht.

Und wenn auch ihm nicht gewidmet, aber doch durchaus auf ihn zu beziehen, sind die anmutigen Verse seines Freundes Werder:

Ist nur der Himmel klar und heiter,
Grau sei die Erde und betrübt,
Greif' in die Brust! Was willst du weiter
Als eine Seele, die dich liebt?!

10. Gabriel Rießer.

(Vortrag, gehalten 3. April 1906.)

Wir sind zusammengekommen, um Gabriel Rießers Andenken zu erneuern. Bei einer solchen Feier hat man das Recht und die Pflicht, sich zwei Fragen vorzulegen.

1. Ist es angebracht, eines Toten zu gedenken? Der Zeitungsleser und der moderne Mensch ist von Jubiläen förmlich übersättigt: da wird einer gefeiert, der 40 Jahre in derselben Wohnung gewohnt hat, oder sechs Dezennien auf dieselbe Zeitung abonniert war, und gar mancher Gedenktag wird hervorgehoben, ohne daß der Träger jemals aus seiner Dunkelheit hervorgetreten wäre.

Bei Gabriel Rießer ist es etwas anderes. Allerorten regt man sich, um ihn zu feiern, und wir dürfen wirklich auf ihn das Wort unserer Weisen anwenden: „Männer von Verdienst heißen gerade dann lebendig, wenn sie irdisch tot sind."

2. Hat man das Recht, Rießer zu feiern, dessen Lebenszweck, den Juden in Deutschland die volle Gleichstellung zu verschaffen und das ungeschmälerte Bürgerrecht zu erringen, nicht erreicht worden ist? Auch diese Frage dürfen wir bejahen. Das oft gebrauchte Wort: „der Erfolg lehrt", ist grausam und ungerecht. Denn der Erfolg ist etwas Blindes, das oft den Strebern und Ruhmesunwürdigen zuteil wird; in Dingen des Geistes genügt das Streben und die Tat: magna voluisse sat est.

Gabriel Rießer ist am 2. April 1806 zu Hamburg geboren und in seiner Vaterstadt am 22. April 1863 gestorben. Er stammte aus einem angesehenen Hause. Sein Großvater

Raffael Cohen, Rabbiner zu Altona (1723—1803), war ein gelehrter, eifervoller Mann, der Mendelsohns Pentateuch-Übersetzung mit dem Banne belegt hatte; sein Vater Lazarus Jakob, aus Rieß stammend, daher Rießer genannt, Sohn eines frommen und gelehrten Rabbiners, wurde durch Heirat mit Fanny (Frommet) Cohen nach Altona verpflanzt, wurde dort Sekretär des jüdischen Gerichts, wandte sich aber, als sein Schwiegervater sein Amt aufgab, den Geschäften zu und lebte bald in Hamburg, bald in Lübeck.

Gabriel war das jüngste der fünf Kinder. Ein herzliches Einvernehmen herrschte unter den Geschwistern und im Leben der Kinder mit den Eltern. Heitere Geselligkeit wechselte mit ernsten Studien ab. Besonders innig gestaltete sich das Verhältnis zum Vater, der, selbst ein gebildeter Mann, voll Verständnis in politischen Angelegenheiten der Zeit, selbst gelegentlich als Schriftsteller auftrat, auch mit der deutschen Literatur vertraut, seinen Sohn auch, soweit er es verstand, mit den jüdischen Quellen bekannt machte. Gabriel besuchte nach dem Abschluß der Schule, 1824, die Universität Kiel, 1825 Heidelberg, wo er ein eifriger Schüler der großen dortigen Juristen wurde, die Natur genoß, Lebensfreundschaften schloß. Nach dem frühen Tode des Vaters, 9. März 1828, versuchte Gabriel mehrmals in dem ihm liebgewordenen Heidelberg, dann auch in Jena, Advokat zu werden, kehrte aber nach Hamburg zurück, nachdem jene Versuche mißglückt waren.

Von Rießer zwar kann man das Wort nicht brauchen, das eine noch lebende nordische Schriftstellerin einmal gesagt hat: „Wir hoch oben reifen langsam", aber auf Hamburg, namentlich in seinem Verhältnis zu den Juden, paßt es sehr. Was eine jüdische Memoirenschreiberin an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, Glückel von Hameln, einmal gesagt hat, nachdem sie auseinandergesetzt, daß die Hamburger Judenfeinde seien: „Ich fürchte, daß es immer so bleiben wird, so lange die Bürger in Hamburg regieren", das schien sich bis in das aufgeklärte 19. Jahrhundert hinein zu bewähren.

Denn gerade in dieser „freien Stadt" wurden Hepp-Hepp-Rufe laut, heftige Ausschreitungen wider die Juden fanden statt, so daß Michael Beer, der erste deutsche Dichter jüdischen Glaubens, mit bitterer Ironie schreiben konnte: „In Hamburg tanzt der Stock der deutschen Freiheit auf dem breiten Rücken der oft geprügelten Juden." Auch Rießer mußte in seiner Vaterstadt unter der Ungunst der Verhältnisse leiden. Er wollte nicht, wie der Vater gewünscht hatte, Notar am jüdischen Gerichte oder stillschweigend geduldeter, aber nicht gesetzlich anerkannter Mitarbeiter eines christlichen Anwalts werden, sondern bewarb sich um Zulassung zur selbständigen Ausübung der Advokatur, wurde aber am 23. Oktober 1829 abgewiesen.

Diese persönliche Kränkung wurde der erste Anlaß zu Rießers Schriftstellerei, zu der Tätigkeit, die sein Leben erfüllte. Die Erinnerung an seinen Vater trat hinzu, das Freiheitsgefühl, das mit der französischen Revolution 1830 seinen Einzug auch in Deutschland hielt, drängte entscheidend zur Aussprache. Persönliches und Allgemeines wirkten zusammen; er selbst brauchte einmal darüber das Wort: „Wer mit dem deutlichsten Bewußtsein an eine gute Sache sein Leben setzt, ist der darum zu tadeln, weil er mit der guten Sache sein Leben zugleich verteidigt?"

Wie ein Biograph von Ulrich v. Hutten einmal gesagt hat: „Die Hebamme seines Geistes war der Zorn", so dürfen wir auch von Rießer sprechen. Es ist keine willkürliche Annäherung dieser beiden Männer, Rießer selbst ahnte die Verwandtschaft, wie er in einer seiner ersten Schriften sagte: „Es ist die Sprache Luthers und Ulrich Huttens, mit deren mächtigen Tönen wir deutsche Herzen für unsere gute Sache zu gewinnen streben müssen." Und in der ganzen Art der Schriftstellerei haben beide vielfache Verwandtschaft. Persönliche Erlebnisse drängten beide zum Streit. Sie verfaßten keine dickleibigen Bücher, sondern Hefte, fliegende Blätter, die im Augenblick wirken sollten; das Polemische machte sich bei beiden stark geltend; das flammende deutsche Bewußtsein, die Über-

zeugung von und das Verlangen nach Deutschlands Einheit und Größe, beseelte beide. Sie fühlen, wie sie sich durch ihre Kämpfe, die ihnen durch die Verhältnisse aufgedrungen werden, von den Ihrigen trennen, aber „der Würfel ist gefallen", sie müssen es wagen, und auch die „Tränen ihrer frommen Mutter" kann sie nicht hindern. Beide sind sich auch ähnlich darin, daß sie unvermählt durchs Leben gingen, in verhältnismäßig jungen Jahren starben und eines, doch nur halben Erfolges, sich erfreuen konnten. Aber d e r große Unterschied herrscht zwischen beiden: Hutten schleppte sich jahrelang hin mit einer Krankheit, die er sich durch eigene Schuld zugezogen, Gabriel Rießer war ein sittlich reiner Mensch, der diese Reinheit sich bis zum Ende wahrte.

Die erste Schrift erschien 1831, sie führte den Titel: „Über die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland. An die Deutschen aller Konfessionen." Altona 1831.

Sie führte aus, daß die Juden allzeit Prügelknaben gewesen seien. Im Mittelalter infolge der Stärke des Glaubens und der Gewinnsucht, in der späteren Zeit hätte die religiöse und politische Schlaffheit die Juden von den bürgerlichen Rechten ausgeschlossen und dadurch viele veranlaßt, den Glauben zu wechseln. Manche hätten diesen Übertritt aus Überzeugung vollzogen, viele, weil sie sich eingeredet, es herrsche ja doch in allen Religionen dasselbe Moralprinzip, die meisten aus Bequemlichkeit oder aus Lust, schneller vorwärts zu kommen. Dagegen erhebt sich der Schriftsteller mit aller Schärfe: „Wir haben nichts an der Religion unserer Väter zu rächen, wir haben nur Ursache, sie zu lieben. Wir sehen in ihr nichts als die frühesten Entwicklungskeime des Mosaismus gereiht an das Höchste, was die Menschheit unserer Tage zu fassen vermag ... wir können darin nicht irren, daß nur Glaube und Überzeugung, nicht schnöde Rücksicht auf äußeren Vorteil, nicht ein feiges Weichen vor sinnloser Gewalt diese Fragen entscheiden müsse ... Wir verachten den Jesuitismus der Aufklärung, der den Glauben wie das Gewand wechselt,

der dem Lama oder Fetisch wie Mohammed oder Christus, der diesen die Lehre der katholischen Kirche, Luthers oder Calvins anzubeten bereit macht, je nachdem es die Umstände mit sich bringen."

Wie gegen den Übertritt wendet er sich gegen die bequeme Art, wenigstens den Kindern die Vorteile der herrschenden Religion zukommen zu lassen. Denn außer der Beschneidung, „die dem Gewissen vieler von uns sehr entbehrlich scheint, hat aller Zwang ein Ende. Ihr könnt mit unbeschränkter Freiheit eure Kinder im Geiste eurer Gottesverehrung erziehen, ihr dürft jeden fremden Einfluß, der die reine, menschliche Entwicklung der kindlichen Gemüter stören könnte, abwenden; ihr braucht sie keinem Priester in die Hände zu liefern, daß er sie seinen Glauben bekennen, daß er sie seinen Gott anbeten lehre."

Um die Rechte der Juden zu erkämpfen, forderte er zu Vereinen auf, deren Mitglieder sich verpflichten sollten, ihren Glauben nicht zu ändern. Er bekämpft die Meinung, als sei ein Streit zugunsten der Juden nicht eine allgemein menschliche Sache. Er wendet sich gegen die Meinung, man könne es der Zeit überlassen und bedürfe des Kampfes nicht. Vielmehr seien jetzt gerade die Zeitumstände besonders günstig. Die Vereine, zu deren Bildung er aufruft, hätten eine dreifache Aufgabe:

1. sie müßten sich in jedem deutschen Staate an die Regierung wenden,

2. mit besonderer Entschiedenheit in solchen, in denen ein Parlament eingeführt sei,

3. an den Deutschen Bund zur Erfüllung des in der Bundesakte gegebenen Versprechens, die jüdischen Verhältnisse zu regeln.

Die Schwierigkeiten seien groß, schon aber sei in Deutschland der Weg zur Freiheit erwacht; von vielen werde es als Pflicht anerkannt, gerade die Schwächeren zu unterstützen; trotz des noch vielfach herrschenden Neides und der sogenannten nationalen Antipathie werde das Gute durchdringen.

„Aber nach jenem Ziele bürgerlicher Freiheit müssen auch alle, die sie schmerzlich vermissen, müssen wir Jüngere, insbesondere die Söhne eines Jahrhunderts, dessen Atem die Freiheit ist, unablässig streben durch Wort und Tat. Ihm muß alle Kraft, die uns gegeben, alles Wissen, das wir erworben, alle Anstrengung, deren wir fähig sind, zugewendet sein; alle Achtung, selbst die wir errungen, alle Liebe, die wir gewonnen haben, müssen wir für diesen Zweck in Anspruch nehmen. Zurückhaltung geziemt uns wie jedem, wo es das Geltendmachen unserer Persönlichkeit, aber Kühnheit und trotziger Mut, wo es die gemeinsame Sache unserer Glaubensbrüder gilt. Es gilt hier nicht Rechte allein, es gilt auch die Achtung aller Edleren zu gewinnen. Denn man kann wohl den einzelnen Unterdrückten achten, aber niemals den, der sich der Unterdrückung feig und willig schmiegt. Wir, die wir wärmer für Freiheit und gesetzliche Gleichheit fühlen, die wir die fehlende schmerzlicher vermissen, wir wollen die nicht gering schätzen, die die langjährige Gewohnheit für jenen Schmerz abgestumpft hat, die sich durch den Besitz äußerer Güter darüber trösten, oder bei denen die herbe Not des Tages keinem freien Gedanken Raum läßt, aber ebensowenig wollen wir durch ihre Kälte uns in unserm Eifer irre machen lassen."

Die Schrift erregte an vielen Orten große Begeisterung, aber sie rief auch einzelne Gegenschriften hervor. Gegen die des Kirchenrats Paulus schrieb Rießer eine Antwort, „Verteidigung der bürgerlichen Gleichstellung .... Den gesetzgebenden Versammlungen Deutschlands gewidmet". Er bemühte sich darin, das Märchen zu zerstören, daß die Christen wirklich von Juden regiert würden, hob mit Entschiedenheit hervor, daß es keine besondere jüdische Nationalität gäbe, und leugnet zugleich energisch, daß Aufklärung der Juden mit ihrer Gleichstellung irgend etwas zu tun habe.

Solche Gedanken verkündete Rießer mit großer Entschiedenheit in immer neuen Variationen in seiner Zeitschrift

„Der Jude", von der 26 Nummern erschienen. Er hatte absichtlich den Namen Jude gewählt, um den Schimpf- zu einem Ehrennamen zu machen. „Wenn ein ungerechter Haß an unserem Namen haftet, sollen wir ihn dann verleugnen, anstatt alle unsere Kraft daran zu setzen, ihn zu Ehren zu bringen? Wir lachen über die kindische Sitte unserer Vorfahren, dem gefährlich Erkrankten seinen Namen zu ändern, als würde ihn dann der Todesengel nicht wieder aufzufinden wissen. Sind wir nicht ebenso töricht mit unseren modernen umschreibenden Bezeichnungen? Glaubet mir, der Haß weiß seinen Mann zu finden, so gut wie der Todesengel und so lange er ihn sucht, wird er ihn durch tausend begütigende Namen hindurch erkennen."

Den wesentlichen Inhalt der kühnen Zeitschrift bildeten kritische Beleuchtungen der Verhandlungen einzelner Staaten: Baden, Bayern, Hannover, Kurhessen, über jüdische Angelegenheiten. Diese Aufsätze hatten die dreifache Wirkung: die Radikalen zu stärken, die zahmen Liberalen zu mahnen und die Juden zu veranlassen, durch Eingaben und Beschwerden ihre Sache zu führen.

Der Zorn des Schriftstellers wurde größer, sobald er sich dem größten deutschen Staate, Preußen, zuwendete. Dort lagen die Verhältnisse wesentlich anders als in den kleinen Staaten. Zunächst war die Zahl der Juden eine bedeutend größere, zweitens handelte es sich nicht um die Einwirkung auf eine Ständeversammlung, in der das liberale Element stark vertreten, auf die daher ein Einfluß leichter zu gewinnen war, sondern um den Kampf gegen eine Regierung, die, in alten Anschauungen befangen, eifersüchtig auf ihre Rechte, unzugänglich dem freien Luftzug der Zeit, gerade infolge der französischen Revolution bestrebt war, jede liberale Forderung als revolutionär zu verwerfen. Drittens der Kampf richtete sich gegen den Bruch eines Versprechens, gegen die Verletzung des Ediktes von 1812, das mit Jubel begrüßt worden war, weil es eine frohe Zukunft verheißen hatte.

Dreimal hatte sich Rießer mit preußischen Verhältnissen zu beschäftigen: 1833, 1842, 1861.

Die beiden ersten Male gab ein in Aussicht stehendes neues Judengesetz die Veranlassung zum Schreiben. 1833 war die Gefahr vorhanden, daß man Staatsbürger und Schutzjuden unterscheiden und den letzteren Beschränkungen bei Verheiratung, Wohnsitz und Gewerbe auferlegen wolle. Gegen den Verteidiger, den geistigen Vater dieses Planes, Streckfuß, richtete Rießer ausführliche Darlegungen, die fast den ganzen zweiten Band seiner Zeitschrift „Der Jude" füllten.

Gegen denselben, der 1842 als der Urheber eines Gesetzentwurfs galt, in dem die Nationalität der Juden besonders betont werden solle, richtete Rießer neue Schriften 1842 und 1844. In der ersteren heißt es: „Nur eine Verirrung aller Begriffe, ein Verkennen aller Tatsachen, ein Mißbrauch aller Worte kann dazu führen, eine Gemeinschaft, die allein durch das religiöse geistige Band da ist und erhalten wird, für eine nationale zu erklären ... selbst wenn es Vorteile wären, die man einem falschen Prinzip gewähren will, so würden wir sie zurückweisen, ebensowohl wie wir die Bedrückungen und Gehässigkeiten zurückgewiesen haben, die dem Boden desselben Prinzips entsproßten. Wir wollen und können unser Streben nicht wechseln nach der Mode des Tages, nach den Launen der Herrscher des Augenblicks. — Die Selbständigkeit einer religiösen Überzeugung, die unerschütterliche Festigkeit eines Grundsatzes der Wahrhaftigkeit und der Treue, die wir zu allen Zeiten gegen Haß und Druck und Verfolgung behauptet haben, werden wir zu behaupten fortfahren; aber ein politisches Band, das seit Jahrhunderten zerrissen ist, werden wir uns ebensowenig von einer freundlichen Absicht aufdringen, wie von einer böswilligen andichten lassen."

In seiner letzten, auf preußische Verhältnisse bezüglichen Schrift, „Die Judenfrage noch einmal vor beiden Häusern des Landtags", wagte er den Junkern darzulegen, daß die Juden bessere Preußen seien als sie: „Ein Jude, der beharrlich

bei einer Form der religiösen Empfindung, in welcher das Göttliche zuerst in seinem jugendlichen Herzen Leben gewonnen hat, das ehrliche Bestreben hat, aller Befangenheit Herr zu werden, die den Menschen vom Menschen, den Bürger vom Bürger trennt, — ein preußischer Jude, den der Gedanke durchdringt und erhebt, daß es eben die große geschichtliche Entwicklung, daß es der glorreichste Aufschwung seines Landes ist, der auch dem bedrücktesten Teile seiner Bevölkerung, das Recht des Menschen und die Ehre des Bürgers verliehen hat, — ein solcher Jude ist tausendmal inniger verwachsen mit der ruhmreichen Geschichte Preußens, mit der Gegenwart und Zukunft, ja selbst mit den edelsten Momenten der Vergangenheit seines Volkes, als eine Schar von Junkern, die es immer noch nicht vergessen können, daß die jenem großartigen Aufschwunge entsprossene Gesetzgebung sie um veraltete Privilegien gebracht hat, die den Kampf wider die volkstümliche Entwicklung und den naturgemäßen Fortschritt ihres Landes, wider die Kraft und Geltung seiner Verfassung, der Grundlage seiner Rechte, zur Lebensaufgabe gemacht haben."

Der Mann, der solches schrieb, war als erster Jude Oberrichter in Hamburg geworden.

Sein Leben hatte sich so entwickelt. Nachdem er eine Zeitlang Redakteur gewesen, 1835 wiederum, und zwar aufs neue, vergeblich versucht hatte, in Hamburg Advokat zu werden, war er 1836 nach Bockenheim übergesiedelt. Seine Hoffnung, in Kurhessen Bürger zu werden, schlug fehl, aber sein Aufenthalt in dem kleinen, Frankfurt ganz nahe gelegenen Städtchen brachte ihm einen innigen Gemütsanschluß an seine Frankfurter Verwandten, vielfache Ehrungen durch die Juden allerorten, die in ihm ihren mutigsten und glücklichsten Verteidiger sahen. Er trennte sich ungern von der ihm liebgewordenen Umgebung, folgte aber dem Rufe, der nach dem Tode des jüdischen Notars Bressel an in Hamburg an ihn erging. Fast 20 Jahre, während deren er 1849 infolge der zu Hamburg durchgeführten Gleichstellung der Juden Bürger geworden

war, behielt er dieses Amt, 1857 legte er es nieder, 1859 wurde er Mitglied der Bürgerschaft in Hamburg, 1860 Mitglied des Obergerichts, der erste Richter jüdischer Religion in Deutschland.

In der großen Bewegung des Jahres 1848 trat Rießer in den Vordergrund. Das konnte er zwar nicht durchsetzen, von seiner Vaterstadt ins Parlament geschickt zu werden; die Stimmen eines anderen Wahlkreises jedoch machten ihn zum Mitgliede des Parlaments; er spielte darin eine bedeutende Rolle. Er war schon Mitglied des Vorparlaments gewesen und wurde ein tonangebender Mann der deutschen Nationalversammlung. Sein erstes Auftreten geschah für die Juden. Am 29. August 1848 wurde § 13 der deutschen Grundrechte beraten. Er sollte lauten: „Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Rechten darf dasselbe keinen Abbruch tun". Dazu stellte Moritz Mohl ein Amendement, das zwar den Juden das aktive und passive Wahlrecht gewährleistete, aber besagte: „Die eigentümlichen Verhältnisse des israelitischen Volksstammes sind Gegenstand besonderer Gesetzgebung und können vom Reiche geordnet werden." Der Antragsteller hatte seinen Zusatz durch den Hinweis auf den Wucher und dessen verderbliche Folgen gestützt. Rießer wehrte zunächst mit einer ironischen Bemerkung darüber, daß man den nicht Deutsch redenden Volksstämmen Gleichberechtigung zugebilligt habe, das Märchen von einem besonderen Volksstamme der Juden ab, zeigte sodann, wie alle Zeit die gegen Juden beschlossenen, beschränkenden Maßregeln auf die Christen die übelste Wirkung geübt hätten, wies ferner darauf hin, daß durch solche Ausnahmegesetze die deutsche Nationalversammlung sich in Gegensatz zu den größten deutschen Staaten, z. B. Preußen setzen würde, und schloß mit den flammenden Worten: „Die Juden werden immer begeistertere und patriotischere Anhänger Deutschlands unter einem gerechten Gesetze werden. Sie werden mit und unter den Deut-

schen Deutsche werden. Vertrauen Sie der Macht des Rechts, der Macht des einheitlichen Gesetzes und dem großen Schicksale Deutschlands. Glauben Sie nicht, daß sich Ausnahmegesetze machen lassen, ohne daß das ganze System der Freiheit einen verderblichen Riß erhalte, ohne daß der Keim des Verderbens in dasselbe gelegt würde!"

Im allgemeinen gehörte Rießer zu den Gemäßigten. Er schloß sich der Gruppe an, die gesetzliche Ordnung, mäßige (nicht revolutionäre) Freiheit wünschte. Er war Mitglied des Verfassungsausschusses und dessen Berichterstatter. Am 2. Oktober wurde er mit großer Majorität zum 2. Vizepräsidenten gewählt, am 2. November wurde diese Wahl wiederholt; nachdem Gagern und Simson nach Berlin gesendet worden waren, hatte er die Verhandlungen zu leiten. Namentlich in preußischen Dingen entfaltete er eine bemerkenswerte Tätigkeit: er verlangte mit Entschiedenheit, daß der König von Preußen aufgefordert werden solle, das unpopuläre Ministerium Brandenburg-Manteuffel zu entlassen, und doch gehörte er zu denen, die die Wahl des Königs von Preußen zum erblichen Kaiser von Deutschland verlangten und durchsetzten, er war ein Mitglied der Deputation, die nach Berlin ging, um dem König die Kaiserkrone anzubieten. Man weiß, wie unglücklich der Ausgang dieser Sendung war. Zwar ist das Wort von der „beschnittenen Krone", das nach Varnhagens Bericht im Hinblick auf Rießer gesprochen sein soll, vom König nicht gesagt worden, aber der König lehnte die Krone ab. Der mutigere Teil der Deputierten erklärte, daß Annahme der Verfassung Grundlage für Angebot und Annahme der Kaiserwürde sei. Rießer und die Seinen begnügten sich mit der schwächlichen Erklärung, daß der König den Ruf der Nationalversammlung einer nochmaligen Prüfung unterziehen müsse.

Es hat dem wackeren Manne während seiner Tätigkeit in der gesetzgebenden Versammlung an Spott nicht gefehlt. Die Karikaturisten, die nichts schonten, stellten oft den statt-

lichen, zur Korpulenz neigenden Mann mit etwas überreicher Körperfülle dar, und die Satiriker, darunter ein Dichter jüdischen Glaubens, verspotteten sein Reden und Tun. In Moritz Hartmanns „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ wird einmal ironisch gemeldet, daß Rießer nach Klubbeschluß den historischen Kuß zurückerstatten müsse, und ein anderes Mal heißt es:

Siehst du den Rießer dort, den braven? —
Ach, hier vergaß er, wie so schlecht
Das Leben schmecket ohne Recht,
Das Leben mit der Schmach des Sklaven.
Was er dereinst mit starkem Glauben
Für seine Juden wollt' im Streit —
Das will er, nun er's selbst hat, rauben
Dem Manne, den die Arbeit weiht.
O Mann, du rechnest wahrlich schlecht,
Gib acht, daß man nicht bald es spricht —
Man spricht es schon sogar — vom Knecht,
Vom Sklaven, der die Kette bricht.

Aber er fand auch mannigfache Anerkennung. Der Historiker des Parlaments, Heinrich Laube, verglich den Redner mit Daniel in der Löwengrube. Er fand etwas Priesterliches in ihm und berichtete, daß seine Schlußrede einen unverlöschbaren Eindruck gemacht hatte. „Viele und darunter die besten Männer eilten dem Herabsteigenden entgegen, stürzten ihm in die Arme und herzten und drückten ihn.“ Denn also hatte er sein Programm des deutschen Volkstums und des duldenden Juden ausgesprochen: „Wir werden, wenn der Stein, den wir dem Gipfel nahe glaubten, sich abermals herabsenkt und mit Donnergepolter zu unseren Füßen niederfällt, wir werden ihn immer wieder heben und emporzusetzen suchen und *in duldender Arbeit* beharren, bis der erwachende Genius des Vaterlandes die Fesseln bricht und uns von der Qual vergeblicher Arbeit erlöst.“

Galt es in der ganzen bisherigen Tätigkeit Rießers, die Staaten, Herrscher oder Volksvertretungen für die Juden zu gewinnen, Protest einzulegen gegen jede Rechtsverkümmerung,

so war die Aufmerksamkeit des kühnen, unermüdlichen Streiters auch auf die Literatur gerichtet und auf die Art und Weise, wie in ihr die Juden behandelt wurden.

Er stand auf der Wacht, bereit zur Abwehr und zum Angriff. Nicht als ob er jedes obskure Blättchen ansah und spähte, ob seinen Glaubensgenossen darin etwas am Zeuge geflickt würde, vielmehr wählte er sich solche Gegner, mit denen eine Lanze zu brechen sich lohnte, Männer, die in der öffentlichen Meinung etwas bedeuteten, nicht etwa Reaktionäre, bei denen Judenfeindschaft zum System gehörte, sondern gerade Liberale, die infolge ihres Freisinns berufen gewesen wären, mit den Juden zu empfinden und für sie aufzutreten.

Im vierten und letzten Band von Rießers Schriften sind die Arbeiten über Literatur und literarische Verhältnisse zusammengestellt. Merkwürdigerweise kommt der Name Goethes fast niemals vor. Die Schriftsteller, mit denen er sich am meisten beschäftigt, sind Lessing, Schiller, Börne, Heine. Außer den Genannten, auf die gleich einzugehen ist, rechnete er in seinen „Jüdischen Briefen zur Abwehr und Verständigung" (zwei Hefte 1840 und 1842) energisch ab mit G. Pfitzer, W. Menzel, Gfrörer, Marggraf und Gutzkow, sprach mit geringer Sympathie von Rahel, dagegen meist zustimmend über Schriften von Michael Beer, Steinheim, Henriette Oppenheimer u. a.

Was Lessing ihm war, für dessen Denkmal er „die Israeliten Deutschlands" zu gewinnen suchte, sagte er selbst in seiner kleinen, dem tapferen Manne gewidmeten Schrift. Er sah in ihm den Verteidiger von Menschenbildung, Menschenliebe, Aufklärung, Gewissensfreiheit, den Kämpfer gegen Unduldsamkeit, Religionshaß und Geistesdruck; aus Lessings Klarheit und Ruhe schöpfte er Hoffnung für die Zukunft, aus seiner Freundschaft mit Mendelssohn die Gewißheit, daß Christen und Juden in gegenseitiger Achtung und Freundschaft das Leben durchwandern können.

Schiller wurde von ihm nicht für jüdische Kreise, sondern bei der allgemeinen Schillerfeier 1859 gewürdigt, als die

Wogen der Schillerbegeisterung fast ebenso hoch gingen wie 1905. Er pries des edlen Dichters Volkstümlichkeit, Idealität, sein Ringen nach Freiheit im Leben und in der Dichtung, er hob das Geistige seiner Natur hervor und begrüßte begeistert die von jenem ausgesprochene Mahnung zur Einheit.

Mit Börne hatte sich Rießer 1832 zu beschäftigen. Sein Hamburger Landsmann, Eduard Meyer, war stark gegen Börnes Pariser Briefe aufgetreten. Rießer war mit den Briefen gleichfalls nicht völlig zufrieden: der Ton der Satire, die Verherrlichung der Revolution, die allzu große Schärfe, mit der deutsche Zustände behandelt wurden, waren ihm unangenehm. Trotzdem ist die kleine Schrift, die er damals schrieb, weniger ein Angriff gegen Börne, als eine Abwehr Meyers, besonders von dessen Behauptung, daß Börnes Gesinnung den Juden schuld gegeben werden müsse und daß das Deutsche und Revolutionäre als ein eigentümlich Jüdisches zu bezeichnen sei.

Ist diese Abwehr anerkennenswert, so darf man freilich nicht leugnen, daß Rießer auch Börne gegenüber nicht ganz gerecht ist und daß er entweder nicht erkennt oder zu sagen sich scheut, wie günstig dieser aus dem Judentum ausgetretene Schriftsteller für die Sache der Juden gewirkt habe.

Börne hat auf das Pamphlet nicht geantwortet. In seinem Kampfe gegen Eduard Meyer brauchte er einen Verbündeten und hatte den Takt, einen halben Gesinnungsgenossen nicht bloßzustellen. Aber in der Fortsetzung seiner Pariser Briefe ging er auf Rießers Zeitschrift „Der Jude" ein. Er tadelte an ihr, daß sie eben für Juden geschrieben sei, und meinte, daß man zugunsten der Juden nur dann wirken könne, wenn man zu Christen spräche. Dieser Tadel hat ein merkwürdiges Nachspiel, das ich nach den Akten des Börnearchivs in Frankfurt erzählen kann. Der wackere Bruder Rießers, ein Kaufmann, der sonst literarisch nicht hervortrat, Jakob Rießer, wandte sich aus Hamburg, 31. Januar 1834, an Börne mit einem ausführlichen Briefe. Er bewunderte

seine letzten Schriften, bekämpfte aber seine Bemerkungen über Rießer. Er betonte, daß diese gerade bei den Christen ziemlichen Erfolg fänden. Er sandte ihm die letzten Arbeiten seines Bruders und verlangte von dem Adressaten, daß er sie lese. Zum Schluß wünschte er ihm, daß er „eine Revolution in Deutschland und ein glückliches Alter erlebe". Diese beiden Wünsche sind ebensowenig in Erfüllung gegangen, wie die Bitte des Briefschreibers, eine Antwort zu erhalten. Gabriel Rießer seinerseits, der vermutlich über diesen Schritt seines Bruders unterrichtet war, trug dem Kämpfer für Recht und Freiheit seine heftigen Worte nicht nach. Er erbot sich vielmehr, wie man aus dem Briefe eines anderen Hamburgers 1836 ersehen kann, für die neue Zeitschrift „La Balance" tätig zu sein und einen Berichterstatter in Hamburg für die neue Zeitschrift zu suchen. Wie sehr er aber Börne schätzte, bewies er dadurch, daß er für sein Andenken in den Kampf gegen Heine eintrat.

Denn diesem gegenüber fand Rießer fast nur Worte des Tadels. Ihm war, wie so vielen, die Heine als Dichter sehr hoch stellten, sein Mangel an Seelenadel und Gesinnungstüchtigkeit widrig und er durfte mit vielen Gleichdenkenden und Glaubensgenossen die Worte sprechen: „Die Juden aber haben Heine nicht anerkannt, sie haben sich nie anders als gleichgültig zu ihm verhalten, sie haben seine prosaischen und stilistischen Talente nie mehr als andere bewundert; sie haben für seine Gesinnung, für seine Spöttereien über jüdische und christliche Religionsvorstellungen nie Sympathie gehegt; sie haben ihn stets wie er sie verleugnet, wenn er ihnen aufgebürdet werden sollte. Nie hat sich ein Jude, der als solcher, der im Namen und Sinne seiner Glaubensgenossen über Heine redete, anders als zurückweisend, als jede Gemeinschaft ernst und offen ablehnend, über ihn geäußert."

In sehr ausführlicher Weise wird Heines in den „Jüdischen Briefen" gedacht. Hier tritt namentlich die Bemühung hervor, die Vorwürfe, die man etwa gegen Heine zu machen

habe, nicht auf die Juden als ſolche zu übertragen. So wenig auch Rießer ein unbedingter Bewunderer des Schriftſtellers Börne geweſen war, ſo war er doch über die Art, wie der Schriftſteller und Menſch in Heines Angriffsſchrift 1840 behandelt wurde, ſo empört, daß er gegen die letztere in der „Hamburger Zeitung“ vom 23. Juli 1841 eine öffentliche Erklärung drucken ließ. Darin wehrte er die ſchnöden Angriffe, die er geradezu als ſchändlich qualifizierte, ab, die Heine gegen Jeanette Wohl und ihren Gatten Strauß gewagt hatte, und bot ſich an, den Kampf wider den Gegner perſönlich aufzunehmen. Heine hat ſich in ſeinen Briefen über dieſen, wie er ſagte, unbefugten Eindringling weidlich luſtig gemacht, auch die neueſten Biographien Heines haben ſein Eintreten als Donquichotterie zu bezeichnen verſucht, man muß aber doch wohl in dieſem ganzen Verfahren die ritterliche Art des kühnen Mannes anerkennen.

Rießer iſt kein wahrhaft großer Schriftſteller. Es fehlt ihm die ſtraffe Dispoſition, ſo daß es nicht leicht iſt, ſich durch ſeine größeren Arbeiten durchzufinden; es mangelt ihm auch an Kürze, ſowohl an Kürze der einzelnen Sätze, als an knapper Zuſammenfaſſung der Gedanken. Unendliche Wiederholungen, zahlreiche Abſchweifungen ſtoßen den Leſer vielfach ab. Dieſen Mängeln ſtehen aber mannigfache Vorzüge gegenüber: die Klarheit, die wohltuende Sauberkeit des Ausdrucks, das Bemühen, die Sprache von überflüſſigen Fremdwörtern zu befreien, die edle Popularität. Man merkt jedem Worte, das der Autor ſpricht, das völlige Erfülltſein von ſeinem Gegenſtande an, man iſt genötigt, die Unermüdlichkeit zu bewundern, mit der er immer wieder auf denſelben Gegenſtand zurückkommt. Man erfreut ſich der reinen Idealität, die nicht nur den Jüngling, ſondern auch den reifen Mann ziert.

Dieſer Mann reichen Geiſtes war ein vortrefflicher Menſch, pietätvoll gegen ſeinen Vater, dem zuliebe er gern fromme Ausdrücke brauchte und dafür ſorgte, daß jeden Sabbatmorgen ein Brief eintraf. Treu in ſeiner Freundſchaft, ſanft und mild

im Verkehr. Kein Mann allgemeinster Bildung: der Sinn für Musik war ihm gänzlich verschlossen und seine Empfänglichkeit für bildende Kunst war nicht groß. Aber literarisch wohl unterrichtet, mit Aufmerksamkeit die Bewegung in seinem Vaterlande und im Auslande verfolgend. Heiterkeit war der Grundton seines Wesens und doch erkannte er, daß der Witz ihm fehle; „wäre ich witzig, so brauchte ich nicht halb so grob in meinen Schriften zu sein", bekannte er selbst. Er, der unvermählt geblieben ist, war zeitlebens ritterlich gegen die Frauen; unter seinen Briefen sind gerade die an weibliche Korrespondenten gerichteten von besonderer Anmut. Er war äußerst wohltätig, oft über seine Kräfte und beklagte nur, daß ihm die Fähigkeit abginge, andere zum Geben zu bestimmen. Er bewahrte sich stets die Jugendlichkeit; das Wort, das er freilich als Dreißigjähriger einmal niederschrieb, „Ich muß lachen über das Gefühl des Altwerdens", bekannte er noch als Fünfzigjähriger als seine Überzeugung. Er selbst charakterisierte sich einmal mit dem Worte: „Naturen, wie die meinige, die mehr Sinn als Kraft, mehr allgemeine Empfänglichkeit als besondere Fähigkeit besitzen, die können starker Anregung nicht entbehren, um, auf einen bestimmten Punkt gedrängt, in diesem sich zu konzentrieren und produktiv zu werden." Gerade diese Art erwirkte in ihm das Verlangen nach Freundschaft und gab ihm die Befähigung, Freundschaft zu üben und zu wahren. Die besten Männer seiner Zeit rühmten sich, innig mit ihm verbunden zu sein, und brachten dies oft in rührender Weise zum Ausdruck.

Als er starb, schrieb Berthold Auerbach 24. April 1863: „Rießer tot! Ich sterbe hundertfältig, ich sterbe mit den Menschen gemeinsam; die mächtigen Schauer des Verschwindens, das Denken, wie sich die Lebenswelle im Stromlauf der dura necessitas wieder schließt, und alles ist vorbei — das alles mache ich so entsetzlich durch. Das Dasein geht in Trümmer und Ödigkeit über, bevor man aus demselben scheidet .... ich kann mir's garnicht denken, daß Rießer tot sein soll, ich

meine, er müsse plötzlich bei mir eintreten, wie er so oft getan. Wie viel lebte ich mit ihm in Frankfurt, und durch alle Zeit waren wir uns immer so nah und verstanden uns so vollauf ... Nie habe ich einen Menschen gekannt, der gleichmäßiger human, gut und fein war und für alles Echte teilnehmend wie er ... Mir ist es eben, als ob ich seine Stimme hörte, ganz deutlich, ich könnte sie malen, wenn es Zeichen dafür gäbe."

Das ist die Stimmung, in der wir Nachgeborenen Rießers gedenken sollen: „Uns ist eben, als ob wir seine Stimme hören." Die Feier für ihn sei keine Wallfahrt nach seinem Grabe, sondern eine Seelenfeier in des Wortes schöner Bedeutung. Wie in unseren Gotteshäusern nach der Vorführung von Bildern des Todes und nach pietätvoller Erinnerung an die Heimgegangenen die Seelenfeier mit dem Jubelgesange schließt: „Darum freuet sich mein Herz, ist fröhlich meine Seele" und dem Anruf an Gott: „Du zeigst mir an den Pfad des Lebens", so sammle sich auch unser Gedenken in einem freudigen Aufblick.

Unähnlich den Alten, welche in längst vergangene Zeiten die goldene Zeit verlegen, haben wir alle in einem Winkel unseres Herzens ein Stückchen Messiasglauben gerettet.

Die einen denken sich nach biblischer Vorstellung eine Epoche voll Friede und Einheit, da der Wolf mit dem Lamme wohnen werde, alles Übel geschwunden sei und allein die Liebe herrsche; die anderen, in nationalem Wahne befangen, malen sich aus, wie ein kriegerischer Fürst erscheinen, alle Feinde mit Waffengewalt vertilgen und mit Blut und Morden die Einheit erzwingen werde; wir aber, der kindlichen Vorstellung entrückt und die blutigen Bilder verabscheuend, vertrauen der geistigen Erhebung und denken mit Rießer: „Der Glaube an die Macht und den endlichen Sieg des Rechten und Guten, das ist unser Messias." Und wir geloben in seinem Sinne: „Die kräftigen Klänge deutscher Sprache, die Gesänge deutscher Dichter haben in unserer Brust das heilige Feuer entzündet und genährt; der Hauch der Freiheit, der über die

Deutschen der neuen Zeit zog, hat unsere schlummernde Freiheitshoffnung geweckt, und manche frohe Aussicht ist ihnen schon seitdem geworden. Wir *wollen* dem deutschen Vaterlande angehören, wir *werden* ihm allerorten angehören. Es kann und darf und mag von uns alles fordern, was es von seinen Bürgern zu fordern berechtigt ist; willig werden wir ihm alles opfern, — nur Glaube und Treue, Wahrheit und Ehre nicht; denn Deutschlands Helden und Deutschlands Weise haben uns nicht gelehrt, daß man durch solche Opfer ein Deutscher wird."

II. Berthold Auerbach.

Hielte ich dieſen Vortrag in einem rein literariſchen Verein, ſo würde ich das Phänomen zu unterſuchen haben, wodurch es kam, daß ein Schriftſteller, der von 1840—80 ein Lieblingsautor der deutſchen Nation war, nicht etwa bloß der Juden, deſſen geſammelte Werke in mehreren Ausgaben, deſſen Einzelſchriften in vielen Editionen, zum Teil in ſehr koſtbaren, verbreitet waren, bald nach ſeinem Tode ein vergeſſener wurde. Selbſt die köſtliche Briefſammlung, die der Adreſſat Jakob Auerbach mit einer vortrefflichen Vorrede von Friedrich Spielhagen herausgab (2 Bände 1884), konnte den Verſtorbenen nicht wieder lebendig machen; ſie wurde von dem Verleger verſchleudert und iſt ſeitdem in allen Antiquariatshandlungen für wenige Mark zu erhalten.

Da ich indeſſen in einem jüdiſchen Kreiſe über einen deutſchen Schriftſteller jüdiſchen Glaubens rede, ſo ſtelle ich das Jüdiſche in den Vordergrund und wende dem Allgemeinen nur im geringen Maße meine Aufmerkſamkeit zu.

Ganz kurz ſoll von dem Leben geſprochen werden. Berthold Auerbach iſt am 28. Februar 1812 in Nordſtetten im Schwarzwald geboren, am 8. Februar 1882 in Cannes geſtorben und in ſeiner Heimat begraben. Er war zuerſt in ſeinem Heimatsdorf unterrichtet worden, genoß dann ſeine Ausbildung in verſchiedenen Städten, zunächſt in der Abſicht Rabbiner zu werden, wandte ſich jedoch bald von dem Studium der Theologie zu dem der Jurisprudenz, ohne freilich auch bei dieſem Studium auszuharren und ſeine Univerſitätsjahre zu einem

bestimmten Abschluß zu bringen. Er beteiligte sich an den freiheitlichen Bewegungen, mußte diese Beteiligung durch eine Gefängnisstrafe büßen, und wurde freier Schriftsteller, der lange genug um seine Anerkennung zu kämpfen hatte. Er lebte abwechselnd am Rhein, in Süd-, später in Norddeutschland, heiratete in Breslau, siedelte sich dann in Heidelberg an, ging nach Wien, wo er seine zweite Gattin sich holte, lebte längere Zeit in Dresden und seit 1859, freilich mit vielen mehrmonatigen Unterbrechungen, in Berlin.

In der deutschen Literatur hat er sich einen festen Platz erobert durch drei größere Romane, vor allem durch seine Dorfgeschichten.

Sprechen wir von diesen Romanen zuerst. „Auf der Höhe", 3 Bände 1865; „Ein Landhaus am Rhein", 5 Bände 1869; „Waldfried", 3 Bände 1874. Der Roman „Auf der Höhe" ist ein gutes Buch. Die einzelnen Personen, die Amme Walpurga, die Gräfin Irma, ihr Vetter Eberhardt, die alte Beate, die Mutter der Walpurga sind trefflich geschildert. Weniger gelungen die Personen aus der Hofsphäre, die zwar dem Dichter keineswegs unbekannt, aber doch nicht so vertraut war, daß er imstande gewesen wäre, sie vollkommen künstlerisch darzustellen. Denn der König leidet an einem gewissen hohlen Pathos, die Königin an einer wenig natürlichen Schwärmerei. Die Intrigue ist durchsichtig, die Vorgänge werden geschickt erzählt. Gerade diese Mischung von Dorf- und Hofgeschichten, von Erzählungen aus der kleinen und der großen Welt, wirkt durchaus nicht zerstreuend, sondern belebt und erhöht das Interesse. Gewiß ist es ein Tendenzroman: die Erziehung der Menschen zur Entsagung. Denn die Gräfin Irma, die eine Zeitlang sich einbildete, von dem Könige zur höchsten Stellung erhoben zu werden, flieht, nachdem sie die ehrgeizigen Pläne unterdrückt hat, die eine Zeitlang ihr Hirn und ihr Herz beschäftigt hatten. Gerade das, was viele hochgebildete Menschen getadelt haben, daß Irma nicht in ein Kloster geht, sondern in der Welt ausharrt, um zu büßen und

zu bereuen, erscheint mir als ein besonders großartiger Zug. Und auch der Umstand, daß die Königin in ihrem tiefen Schmerz keine geistliche Zusprache wünscht, sondern durch einen spinozistischen Arzt sich und dem Leben wiedergegeben wird, will ich keineswegs als tadelnswert gelten lassen.

So viel Lob man dem ersten Roman auch zollen mag, dem zweiten gegenüber bleibt man recht kühl. Es ist ein buntes Durcheinander, der außerordentlich viele und lange Unterhaltungen über die Neger- und Kirchenfrage, über die Bedeutung und das Wesen der Erziehung, über Menschenwürde, über segensreiche und philanthropische Behandlung der Missetäter, Bürgerstolz, Verachtung des Adels, schädliche Herrschaft des Kapitals usw. enthält. Einen ähnlichen Reichtum wie an Stoffen der Unterhaltung zeigt der Roman auch an Personen, die dazu bestimmt sind, die Reden zu führen: Industrielle, Fürsten, Bauern, Geistliche. Es fehlt dem Dichter doch völlig an der Fähigkeit, die zahllosen Fäden zusammenzuhalten und zu entwirren; auch eine Kenntnis der technischen Berufe, der ökonomischen Grundsätze geht ihm ab. Wir erhalten daher ein außerordentlich langes, aber wenig befriedigendes Gerede über die mannigfachsten Gegenstände, denen man heute nur wenig Interesse mehr abgewinnen kann. Selbst zu der Schilderung des eigentlichen Helden, des Fabrikanten Sonnenkamp, der als eine dämonische Verbrechernatur, als eine titanische Persönlichkeit dargestellt werden sollte, versagt des Dichters Kraft. Ebensowenig ist es ihm gelungen, die Gesellschaft wahrhaft anschaulich darzustellen oder die Landschaft poetisch zu gestalten.

Wie in dem eben erwähnten Roman die mangelhafte Kenntnis der verschiedenen Wissenschaftsgebiete, so tritt im „Waldfried" die geringe Kenntnis der Geschichte störend hervor. Das Werk sollte in der Art, wie einzelne Romane der zeitgenössischen Autorin Fanny Lewald, die Geschichte eines Geschlechtes von 1817—1870 geben, eine Familie vom Urgroßvater bis zum Urenkel verfolgen: einen alt-liberalen,

nach dem die Geschichte ihren Namen hat, der Burschenschaftler gewesen, 1848 als Mitglied des Parlaments gewirkt, ein guter freisinniger Bürger; neben ihm den älteren Sohn, der 1849 sich an der Revolution beteiligt und nach Amerika geflohen war, und den jüngeren Sohn, der kleinstaatlichen politischen Richtung ergeben, der infolgedessen 1866 sich dem Militärdienst entzogen hatte und später in die algierische Fremdenlegion eingetreten war. Als Mitglieder der Familie sind auch die Schwiegersöhne aufgenommen und ein Offizier und Pfarrer. Es fehlt also nicht an Personen, an Verschiedenheiten oder Abstufung der Gesinnung. Und doch ist das Ganze nicht zu rechter Einheit zusammengeschmolzen. Nicht nur der Umstand, daß der Autor so wenig wie in der Geschichte in dem Getriebe der Politik zu Hause ist, hindert den Genuß, sondern der Mangel einer wirklich plastischen Schilderung, einer lebendigen Vorführung interessanter Begebenheiten. Trotz aller löblichen Tendenz und trotz vieler trefflicher Einzelheiten, die in diesem Buche ebensowenig mangeln wie in den beiden früheren Romanen, kann man es keineswegs als Meisterwerk bezeichnen.

Ganz anders muß das Urteil über die Werke lauten, durch die Berthold Auerbach sich einen großen Ruhm zu seiner Zeit und, wie man hoffen muß, eine dauernde Bedeutung für die Literaturgeschichte erworben hat. Das sind seine Dorfgeschichten. Er hat lange suchen müssen, bis er für diese poetischen Darstellungen einen Verleger fand, und auch nachdem die ersten Geschichten gedruckt worden waren, zeigte sich nicht alsobald der Erfolg; aber nachdem diese Dorfgeschichten in den Verlag des damals ersten deutschen Buchhändlers J. G. Cotta übergegangen waren, wurden sie ein Lieblingsbuch der deutschen Nation und blieben es lange Zeit. Sie wurden viel gelobt, eifrig nachgeahmt, so daß sie eine ganze Richtung begründeten, allerdings auch häufig getadelt. Unter den Lobrednern soll nur einer angeführt werden, Ferdinand Freiligrath, aus dessen poetischem Zuruf eine Stelle mitgeteilt werden

ſoll. Der Dichter preiſt den Freund, daß er es verſtanden habe, Erregung, Mitgefühl, Lachen hervorzurufen, und fährt fort:

Das aber iſt dir alles nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließeſt reifen.
Was aus dem Leben friſch hervorgeſprungen,
Wird, wie das Leben ſelber, auch ergreifen.
Und rechts und links mit Wonne und mit Schmerzen
Sturmſchritts erobern warme Menſchenherzen.

Daneben hat es freilich auch nicht an Gegnern gefehlt, die modernen Realiſten haben den Schweizer Jeremias Gotthelf gegen unſern Schwarzwalderzähler ausgeſpielt, und deſſen naturaliſtiſche Darſtellung gegenüber den ſogenannten Schönfärbereien Auerbachs erhoben.

Solche Vorwürfe ſind nur zum geringen Teile begründet. Von einer wirklichen Schönmalerei kann ſchon aus dem Grunde gar nicht die Rede ſein, weil Auerbach die Fehler der Bauern: Eigenſinn, Hartköpfigkeit, Kleben am Alten, Roheit, Kleinlichkeit, geiſtigen Stumpfſinn, blöde Frömmelei, Begehrlichkeit in Liebesdingen, Hinneigung zu verbrecheriſchen Taten (Brandſtiftung) tadelt und auf ſie aufmerkſam macht. Und ebenſowenig kann man es Schönfärbung nennen, ſondern eben nur ein Zeugnis dafür, daß der Autor die verſchiedenen Seiten betrachtet, wenn er auch herzerhebende Frömmigkeit, treue Liebe zu ſchildern weiß, die freilich weit entfernt iſt von ſtädtiſcher Courmacherei und nichts von ſentimentalem Liebesgeplauder enthält. Er weiß von tüchtigen Arbeitern zu berichten und von der Empfänglichkeit mancher für Neuerungen des Lebens. Oft wird der Streit zwiſchen Sitte und Sittlichkeit vorgeführt. Es iſt bemerkenswert, daß bei ihm ähnlich wie bei Goethe harte Frauen ſchwächeren Männern gegenüberſtehen; wohl möglich, daß er hier gar manchmal ſich ſelbſt im Widerſtreit mit ſeiner zweiten Gattin hat vorführen wollen. Gewiß macht ſich manchmal ein bißchen Sentimentalität breit, wie in der Schilderung der Frau Profeſſorin oder Barfüßele. Manchmal tritt auch das Symboliſche etwas zu

ſtark hervor. Man könnte auch die Löſungen als ungeſchickt tadeln, und ſie häufig als ſolche bezeichnen, die mehr von außen hinein, als von innen heraus die Entſcheidung bringen. Wenn z. B. Luzian nach dem Kampf mit dem Pfarrer, wofür er von der Obrigkeit mit Gefängnis beſtraft wird, in Begleitung der Seinigen nach Amerika auswandert, ſtatt den Kampf wirklich auszufechten, oder wenn im „Lehnhold" beide Söhne durch Zufälle ſterben, ſo daß ſchließlich der Knecht Dominik die Erbtochter heiratet und dadurch den Hof erbt, ſo ſind das äußere Löſungen, die keineswegs die höchſte Kunſt beweiſen. Aber wie viele treffliche Charaktere, wie viele bedeutſame kulturgeſchichtliche Gedanken! Mit welchem Eifer wird von der Unteilbarkeit der großen Bauerngüter, von Recht und Gerechtigkeit, von Freiheit und Duldung, von wahrer Menſchlichkeit und echter Liebe geſprochen! Für eine der Prachtgeſchichten, die wenig beachtet iſt, halte ich die Erzählung „Ein eigen Haus": ein Maurer heiratet nach langem Brautſtande eine Stickerin. Er baut ihr ein Haus auf einſamer Höhe, das aber, da es auf leichtem Grunde erbaut iſt, auseinanderplatzt, zwar geflickt werden kann, aber dem Handwerker in der Heimat ſeine Exiſtenz ruiniert. Er geht nach Amerika, läßt von dort nichts von ſich hören und wird, da er nach Jahren als reicher Mann zurückkehrt, von Frau und Sohn, die ſich während ſeiner Abweſenheit aufs elendeſte hatten durchkämpfen müſſen, zurückgeſtoßen. Allmählich erobert er ſich die Liebe der Frau wieder zurück. Die Zeichnung der Charaktere, namentlich der der Frau, zuerſt in ihrem Stolz, dann in ihrer Verhärtung, endlich in ihrer allmählichen Erweichung, iſt ganz vorzüglich gelungen. Aber auch die Helden der übrigen Geſchichten ſind den älteren unter uns ſehr vertraute Weſen, wie liebe Bekannte aus einer frohen Jugendzeit: der Geigerlex, Broſi und Moni, des Schloßbauern Veſele, der Tollpatſch, Befehlerles, Tonerle mit der gebiſſenen Wange, die Sträflinge, Florian und Kreszenz, das ſind alles Geſtalten, die dem, der ſie einmal wirklich kennen gelernt hat, tief in Sinn und Herz geprägt ſind. Es war für Auerbachs

Ruhm nicht gut, daß er nach 30 Jahren manche Persönlichkeiten aus diesen Dorfgeschichten wieder aufnahm, neues über sie fabulierte und auch in der Art seiner früheren Dorfgeschichten nochmals zu dichten begann. Zu den Werken letzterer Art reichte seine Kraft nicht mehr aus; außerdem vertragen einmal festbestimmte Persönlichkeiten keine Neugestaltung, aber die Dorfgeschichten der älteren Zeit, der vierziger und fünfziger Jahre, sind Werke ersten Ranges. Rechte Worte zur rechten Zeit, die wirklich verdienen, nicht etwa bloß als bedeutsame Erscheinungen einer vergangenen Epoche geehrt zu werden, sondern als wahrhaft lebendige Schöpfungen in jedem Geschlechte wieder neu zu erstehen.

Derselbe Mann, der als deutscher Schriftsteller die größten Erfolge errang, in mannigfachen Kreisen der besten Gesellschaft verkehrte, in den Fragen allgemeiner Bildung und Politik mehrfach das Wort ergriff, über Goethes Erzählungskunst ernste Worte zu sagen wußte, über allgemeine Fragen, über Erziehung und über Politik sich gern vernehmen ließ, hat nun aber auch eine große Bedeutung als Jude und jüdischer Schriftsteller.

Nicht etwa, daß er im eminenten Sinne des Wortes ein jüdischer Gelehrter gewesen wäre. Gewisse Reminiszenzen von seinem rabbinischen Studium behielt er bei, aber seine talmudische Vorbildung hatte viel zu kurz gedauert, um ihm einen reichen Schatz von Kenntnissen zu gewähren; das Forschen, das gründliche und vertiefte ernste Arbeiten war seine Sache nicht. Aber es bleibt höchst anmutig, was er in seinen höheren Jahren, da er dem oft ergriffenen und wieder fallen gelassenen Plan einer Selbstbiographie näher trat, über die Talmudschulen, die er besuchte, und seine Vorbereitung zum Lehrberuf niederschrieb.

Wenn er nun auch kein Forscher wurde, so blieb er infolge dieser Studien anfänglich in seiner ganzen schriftstellerischen Art mit jüdischen Dingen eng verknüpft. Ja, seine ersten Schriften gingen von jüdischen Überzeugungen aus, hatten es durchaus mit jüdischen Gegenständen zu tun.

Von geringer Bedeutung sind die biographischen Skizzen, die Auerbach seinem schon früher existierenden Sammelwerke „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten" beigab. Es sind ziemlich unbedeutende Zusammenstellungen über Rothschild, Michael Beer und Salomon, und nur der Artikel Rießer ist mit größerer Liebe und reiferem Verständnis gearbeitet.

Von bedeutend größerem Interesse war eine Streitschrift, „Das Judentum und die neuste Literatur". Stuttgart 1836. Er führte in dieser Schrift zunächst aus, wie töricht der Vorwurf der Gegner sei, daß das „junge Deutschland" nur aus Juden bestände, mit dem Hinweis darauf, daß die vier Schriftsteller, denen die Verfehmung seitens der Regierung galt: Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt nicht das geringste mit Juden zu tun hätten. Er bekämpfte ferner die Meinung, daß die Anschauungen des jungen Deutschlands durchaus die jüdischen seien, nämlich nur die Herrschaft des bloßen Verstandes bekundeten, und wehrte endlich mit Entschiedenheit den Vorwurf ab, daß die geistigen Eigentümlichkeiten Börnes und Heines, die manchem Deutschfühlenden widerwärtig seien, als jüdische in Anspruch genommen werden könnten und müßten.

„Der modenre Judenfeind predigte den Judenhaß nicht wegen der alten Vorwürfe, auch nicht weil Börne und Heine Juden seien und weil überhaupt alle Juden junge Deutschländer sind. Es spricht sich bei ihm ein tiefer Unmut aus, der sich gern Luft machen möchte, und in knabenhaftem Grimme wirft er sich über das vermeintlich Widerstandslose und zerrt es nach Herzenslust in den stagnierenden Pfützen herum, bis endlich sein Mütchen sich gekühlt und er verschämt über seine unverständigen Ausbrüche verendet. Auf die oben hingeworfene Äußerung Menzels hin wird Heine, der ehemals Jude, und Gutzkow, der niemals Jude war, zum Prototyp des Juden gestempelt. Aber wo ist ein Federzug Heines, der dem Judentum an sich angehört, wo ein einziges Wort, das er nicht auch als Christgeborener hätte aussprechen können.

Wenn er die Kränze deutscher Bildung der Jetztwelt in sich aufgenommen und sie nach eigener Bildung aufgenommen, soll etwa das Judentum dafür solidarisch haften? Selbst die erbittertsten Feinde der Juden anerkannten ihre Zucht und Sitte und ihre Glaubenstreue. Wenn dies leider nicht mehr so allgemein ist, so haben wir auch über die Verschlimmerungen und Verirrungen der Zeit zu klagen; gleiches Unrecht würde man aber begehen, wenn man dies dem Judentum, wie wenn man es dem Christentum an sich zuschreiben wollte. Gestützt auf das unveränderliche Palladium unseres Glaubens und auf die in der Nation lebende Sitte, streben und hoffen wir, die Verirrungen der Zeit nach Kräften zu heilen. Wir stützen uns auf die in der Nation lebende Sitte, ja, wir achten in dieser deutsche Sitte und deutsches Herz. Denn es ist auch unsere Sitte, unser Herz. Ich lebe der frohen zuversichtlichen Überzeugung, die Gesinnungen der ganzen jungen Generation der Juden auszusprechen, wenn ich hinzufüge, erprobt uns in der Feuertaufe der Gefahr und ihr werdet uns rein finden von allen Schlacken des Egoismus und raffinierter Unsitte. Gebt uns das Vaterland, dem wir durch Geburt, Sitte und Liebe angehören, und treulich legen wir Gut und Blut auf seinen Altar. Vergesset und lehret uns vergessen der finsteren Scheidewand, die uns trennte, und ersparet uns die schmerzliche Mühe, gegen euch in die Schranken zu treten, weil ihr so oft eure vaterländischen Bestrebungen dem Dämon des Judenhasses beigesellt."

Während die eben besprochene Broschüre, seit ihrem ersten Erscheinen nie wieder aufgelegt, heute ziemlich verschollen ist, wurden zwei große Romane, von dem Dichter frühzeitig bearbeitet, in mehrere Ausgaben seiner Werke aufgenommen, und doch möchte man meinen, daß jene Flugschrift gehaltvoller sei als die beiden großen Werke. Denn der gerechte Beurteiler unseres Dichters wird nicht leugnen können, daß die Romane „Spinoza" und „Dichter und Kaufmann" im großen und ganzen verfehlt sind. Sie leiden an gleichen

Mängeln: zunächst daran, daß sie nicht imstande sind, eine vergangene Zeit in voller Treue vorzuführen, sodann daran, daß sie die Persönlichkeiten, denen sie gewidmet sind, nicht charakteristisch zu gestalten wissen. Es ist bedauerlich, daß Auerbach, der ein vortrefflicher Spinozakenner war und später eine sehr brauchbare Übersetzuug nebst einer unterrichtenden Biographie des Philosophen herausgab, auch nicht den leisesten Versuch machte, den Philosophen in seinem Tempel, in seiner gewaltigen Gedankenwelt, den Späteren darzustellen, sondern sich begnügte, Liebesepisoden der früheften Zeit und Anekdotisches im bunten Wechsel vorzuführen. Das, was uns hier erscheint, ist nicht das alte Amsterdam, ist nicht das lebendige, vielleicht keineswegs immer erfreuliche Treiben der Juden. Das ist auch nicht der Philosoph, der durch seine Gedankenarbeit Europa erschütterte, sondern ein Gelehrter, der durch seine Geistes-, Glaubens- und Liebeskämpfe herzlich wenig Interesse erregt. Und auch im Ephraim Kuh h ö r e n wir mehr von dem alten Breslau und dem damaligen Berlin, als daß wir beide Städte wirklich vor uns s e h e n. Wie unplastisch sind die Schilderungen der schlesischen Hauptstadt! Wie wenig greifbar tritt hier der Mendelssohnsche Kreis, in den Ephraim Kuh geführt wurde, vor unsere Blicke, so viel Personen auch genannt und in Gesprächen uns vorgewiesen werden! So wenig das holländische Geistesleben des 17. Jahrhunderts in seiner vielgestaltigen Mannigfaltigkeit vor uns tritt, so wenig lebendig wird uns auch die Aufklärungsepoche mit ihren Mängeln und ihren so großen Vorzügen. Weder der Gegensatz, von dem im Titel des Buches gesprochen wird, der des Idealisten und des Praktikers, noch die widerstreitenden Mächte des Deutschtums und Judentums, die sich damals zu vereinigen trachteten, werden uns in ihrer feindlichen Berührung und in dem Versuche ihrer freundlichen Verbindung irgendwie vertraut. Der neueste Biograph hat streng, aber gerecht geurteilt, wenn er sagt, „die schwächsten Gedichte Kuhs sind ein wahrhaftigerer Ausdruck seiner Persönlichkeit als Auerbachs Gedankensprünge".

Jene Epoche, in der die beiden jüdischen Romane Auerbachs entstanden, war für ihn eine Zeit des Tastens. Er hatte seine Reife noch nicht erlangt, die Kunstform, die seinem Genius entsprach, noch nicht gefunden, und deshalb wird man es nicht mit übermäßiger Trauer empfinden, daß er den Plan einer größeren Romanfolge, die er unter dem Titel „Das Ghetto" schreiben wollte, damals nicht ausführen konnte.

Wohl aber wird man innigst bedauern, daß der große deutsche Dichter, zu dem sich Auerbach von den vierziger Jahren entwickelte, seine Pläne nicht vollendete, die sich immer wieder und wieder jüdischen Stoffen zuwandten. Denn hier blieb es nur bei Andeutungen. Man kann gewissermeise in diesem Zusammenhang eine Rede über die Genesis des Nathans, Berlin 1880, aufnehmen, weil hier die Freundschaft zwischen Moses Mendelssohn und Lessing gestreift und die Frage aufgeworfen, wenn auch nicht ganz sachgemäß entschieden wird, inwieweit Mendelssohn das Urbild Nathans ist. Recht hübsch sind die auf Lessing bezüglichen Worte, die man als ein Selbstporträt unseres Dichters auffassen möchte, „stramm aufrichtend wirkt Erinnerung und Anblick eines Mannes von fester Haltung und entschlossenem Ausdruck", und herrlich sind die Worte, die nach seiner Meinung Nathan, wenn er wieder aufstände, zu den Juden sprechen würde: „Seid zu stolz, euch unglücklich zu denken!"

In der letzten Zeit seines Lebens, in der Auerbach infolge antisemitischer Bestrebungen tiefsten Herzenskummer empfand, erwog er ernstlich jüdische Romanpläne. Er schwankte höchstens über den Titel: Helmut Levy, Baruch Staudegg, Ben Zion; aber schon diese Wahl des Titels hat etwas ungemein Erfreuliches, wie ein deutscher Schriftsteller von seinem Range sich nicht scheute, einem Roman einen durchaus jüdischen Namen vorzusetzen. Der Plan selbst dagegen scheint ihm, wie aus vertraulichen Briefen und Äußerungen in Gesprächen hervorgeht, ganz klar gewesen zu sein. Ähnlich wie er im „Waldfried" die Entwicklung eines deutschen Geschlechts, so wollte

er in diesem jüdischen Roman, durch den er sein Lebenswerk zu krönen gedachte, die Geschichte einer jüdischen Familie in den ereignisschweren Zeiten von 1815—70 darstellen, drei Generationen vorführen: den Helden als Träger jenes Judentums, das sich in Deutschland nicht nur seine leibliche, sondern auch geistige Heimat erkämpft hat, seinen Vater als Vertreter des nationalen, orthodoxen Judentums, seinen Sohn als Vertreter der neuen Zeit, in der ein Gegensatz zwischen deutschem und jüdischem Wesen kaum fühlbar sei. Ob dem greisen Dichter wirklich die Kraft innegewohnt hätte, ein derartiges Werk zu vollenden, wer will es wissen. Aber schon der Gedanke ist schön und die Art, wie die Ausführung des Gedankens ihm vorschwebte, erfüllt unser Herz mit Freude.

Und das ist bei Auerbach das Erfreulichste für uns Deutsche jüdischen Glaubens, daß er bei dem vollen Aufgehen in deutsches Leben und deutsches Geistesleben nicht vergaß, daß er ein Jude war. Diese Mischung zwischen Deutschtum und Judentum, dieses pietätvolle Gedenken der Vergangenheit, dieses nichtaufdringliche, sondern mutvolle Bekenntnis der Zugehörigkeit zu der Religionsgemeinschaft, von deren Gebräuchen er sich vollkommen entfernt, deren weltbewegende Gedanken in ihrer Hoheit er aber immermehr schätzen gelernt hatte, tritt in wundervoller Weise in den schon einmal kurz erwähnten Briefen an seinen Vetter Jakob Auerbach hervor. Diese Briefe sollten wirklich das Hausbuch jüdischer Kreise sein und bleiben. Sie sind nicht bloß eine reiche Quelle für das Anekdotische, für die kleinen und großen Ereignisse aus dem Leben des Dichters, sondern sie sind — und das ist ihr schönster Ruhmestitel — das ehrliche Bekenntnis eines deutschen Juden. Es ist rührend, wie hier der gefeierte Dichter, wenn er von dem Herzog von Koburg als gleichgestellter Gastfreund aufgenommen wird, oder wenn er in den Prunkgemächern der Deutschen Kaiserin als gern gesehener Erzähler und Vorleser weilt, sich mit freudigem Stolze daran erinnert, daß ihm, dem ehemaligen Judenknaben, ein solches Glück zuteil werde.

Es ist dieselbe Empfindung, die er im Jahre 1843 seinem Freunde Freiligrath als Dank für sein schönes Gedicht aussprach, daß er jene Wirkung auf die Deutschen gerade deshalb so stolz empfand, weil sie ihm, dem Juden gelungen sei.

Auerbach war ein tiefreligiöser Mensch, er hatte für „Das Landhaus am Rhein" folgenden Satz niedergeschrieben, strich ihn aber wieder fort: „Die alten Vorstellungen der Religion sind nur zu besiegen durch mehr Religion, nicht durch Unreligion." Eine derartige religiöse Überzeugung machte ihn indessen nicht zu einem gläubigen Juden im landläufigen Sinne des Wortes. Er war viel zu viel Spinozist, um sich einem dogmatisch fixierten Glauben hinzugeben. Demgemäß rechnete er es seinem Freunde David Friedrich Strauß, dessen Buch „Der alte und neue Glaube" er ursprünglich sehr bewunderte, wenn er auch allmählich von dieser Bewunderung zurückkam, sehr hoch an, „daß die christgeborenen Freigewordenen keine Christen mehr sind und das frei bekennen". Im Gegensatze dazu sprach er es aus: „Wir Juden wollen uns aber immer noch als Juden akzentuieren. Ich weiß wohl, man sagt: der Christ hat eine Dogmatik und muß etwas bekennen, wir sind Juden durch die Geschichte und durch die Geburt".

Seine Anhänglichkeit an das Judentum entstammte also der Pietät und der historischen Erkenntnis, nicht der Gläubigkeit. Damit vertrug sich ganz wohl, daß er für die, denen er durch Geburt und Geschichte angehörte, männlich eintrat, aber er wünschte dieses Eintreten mehr zu einem allgemein menschheitlichen zu machen, als zu einem speziell jüdischen. Daher schlug er z. B. bei der ersten rumänischen Verfolgung nicht ein jüdisches, sondern ein interkonfessionelles Komitee vor, eben weil seiner Meinung nach diese Sache zu einer der Menschheit gemacht werden, nicht eine jüdische bleiben solle. Mit einem solchen Standpunkt vertrug sich ganz wohl, daß er, wie er es einmal bei Jakob Bernays in Bonn tat, mit kindlicher Lust an der Feier des Sederabends teilnahm, oder daß er einmal in Berlin ein Symposion mit jüdischen Gelehrten

veranstaltete, die alle aus dem Talmudstudium hervorgegangen waren. Die Vorschriften der Religion beachtete er nicht; die Synagoge betrat er selten, fast nie. Er wurde nur bei besonderen Veranlassungen dort gesehen, z. B. bei der Antrittspredigt meines Vaters in Berlin, wovon er später eine enthusiastische Schilderung gab, oder bei der Konfirmation seiner Kinder und ähnlichen Veranlassungen. Als er einmal den Gottesdienst der Reformgemeinde in Berlin besuchte, schrieb er seinem Vertrauten folgendes: „Eigentlich machte nur das stille Gebet auf mich einen Eindruck, wie da alles lautlos für sich dieselben Worte spricht, das ist eine stille Bindung der Geister, aus der ein tiefer Schauer aufsteigt."

Aus diesem Grunde beteiligte er sich grundsätzlich nicht an den Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde und mischte sich nicht in die lebhaft geführten Streitigkeiten zwischen der liberalen und konservativen Richtung. Seine Sympathie galt der Gesamtheit der Juden; er trat für sie ein, wenn ihre Rechte bekämpft wurden. Er betrachtete sich völlig als Deutscher und empfand es überaus schmerzlich, als im Jahre 1870 ein elsässischer Jude ihm das traurige aber wahre Bekenntnis machte: „Bisher waren wir Franzosen, und jetzt werden wir deutsche Juden."

Lange Jahre wähnte er, er und seine Glaubensgenossen seien vollkommene Deutsche, die von ihren christlichen Brüdern eben nur durch den Glauben getrennt seien. Er hatte kaum Angriffe und fast niemals Zurücksetzungen zu erleiden. Nur im Jahre 1865 meinte er die Nichtberufung in das Komitee der Schillerstiftung seinem Judentum zuschreiben zu müssen. Sonst war gerade in den Zeiten der nationalen Erhebung, sowohl 1848, als er in der Freiheitserhebung einen vorderen Platz einnahm, als 1859 ff., da er ein Wortführer der deutschnationalen und freiheitlichen Sache war, sein Platz stets unter den Vordersten der Deutschen. Und die hohe Stellung, die ihm in politischen und literarischen Kreisen bereitet wurde, das Lob, das ihm durch die besten deutschen Männer wie Jakob

Grimm erteilt ward, die Ehren, die ihm an Fürstenhöfen zuteil wurden, wiegten ihn in den Traum, daß die Juden als vollberechtigte Deutsche gälten, und daß die goldene Zeit der völligen Gleichheit für die Bekenner des Judentums angebrochen sei.

Im Jahre 1868 änderte sich die Sachlage: blutige Verfolgungen gegen die Juden in den östlichen Ländern traten ein; durch diese und durch die übertriebene nationale Empfindlichkeit, eine Wirkung der Kämpfe des Jahres 1870, wurde ein Rückschlag auf Deutschland vorbereitet. Und nun zeigte sich bei Auerbach die innige Empfindung für die Kränkung, die seinen Glaubensgenossen zuteil wurde, regte sich der Mut, für sie aufzutreten. Vielleicht vergriff er sich manchmal in den Mitteln; sein Streben aber war ehrlich und aufrichtig.

Es war nicht wohlgetan, daß er den Privatbrief des Fürsten von Hohenzollern der Öffentlichkeit übergab (April 1868), weil er damit einen groben Vertrauensbruch beging. Aber es war ein Zeugnis seiner redlichen Gesinnung für die Angelegenheit der Verfolgten und Bedrückten.

Und die Sache dieser wußte er auch in der Folge stets zu der seinigen zu machen. Er duldete es nicht, daß Theodor Billroth, der große Mediziner, die Schrift, in der er gegen die jüdischen Ärzte auftrat, ihm, dem deutschen Dichter Berthold Auerbach, zuschickte, um dadurch einen Gegensatz zwischen jenem und seinen Genossen zu statuieren, sondern wendete sich in einem offenen Schreiben an den Verfasser, in dem er das mit Tapferkeit getragene Martyrium der Juden rühmend hervorhob und sich energisch dagegen wehrte, daß der große Mediziner die Juden ins Exil der Fremdheit verbannen, daß er leugnen wollte, daß das Judentum in Deutschland alle Phasen der deutschen Kulturentwicklung mit durchgemacht hätte.

Er wollte es unternehmen, gegen Richard Wagner wegen seiner Broschüre „Das Judentum und die Musik" polemisch aufzutreten. Er empfand die Schriften Treitschkes als „ein völkerwidriges Explosivgeschoß", das „ihm das Herz zermar-

terte". Mit dem tiefsten Schmerze schrieb er die Worte nieder: „darum also arbeiten wir so lang, um eine solche Barbarei von einem gebildeten ernsthaften Deutschen zu erringen".

Selbst kleinere Vorgänge ließ er nicht durchgehen. Als in Amerika einmal 1877 ein Gastwirt einen jüdischen Bankier nicht hatte aufnehmen wollen, nahm er diesen kleinen Vorfall als Anlaß zu einer ernstlichen Predigt, die sich freilich auch gegen gewisse Unarten der Juden, hauptsächlich aber gegen die Unduldsamkeit der Christen richtete. Im Jahre 1879 richtete er gegen einen russischen Ritualprozeß ein Mahnwort unter dem Titel „Kannibalische Ostern". 1880 brachte ihm die Judendebatte im deutschen Reichstag den Weheruf auf die Lippen: „Vergebens gelebt und gearbeitet."

Doch gab es auch Lichtmomente. Ein solcher war der, als er Döllingers Vortrag über die Geschichte der Juden im August 1881 las; das letzte, was er drucken ließ, ist der folgende schöne Dank an den kühnen Katholiken, der für die Juden eingetreten war:

„Sie haben denen, die das Wort von der Religion der Liebe zu lügnerischen Phrasen mißbrauchten, Sie haben denen, die den Schaden, welche die deutsche Volksseele erleidet, nicht beachtend in leichtfertiger Frivolität den Fanatismus gewähren ließen und die Judenhetze als einen belebenden Sport betrachteten, Sie haben ihnen allen den Frevelmut ihres Tuns vor Augen gestellt. Sie vollzogen dies entscheidend. Wir deutschen Juden, die wir mit aller Kraft unser deutsches Vaterland lieben und die Mängel und Fehler unserer Angehörigen zu heilen suchen — wir atmen auf. Das danken wir Ihnen. Eine unabsehbare Schar von Christen und Juden reiht sich unter die Fahne, der Sie den Wahlspruch der sophokleischen Antigone gegeben haben: ‚Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da'."

Man kann die letzteren Worte auf Auerbach selbst in höchstem Maße anwenden. Wohl verstand er auch zu hassen, aber der Grundzug seines Wesens war die freudige Empfin-

dung für die Menschen; seine Lust, das Gute in ihnen aufzusuchen, war viel größer als das Streben, das Schlechte in ihnen zu bemerken und zu zeigen. Er war neidlos und gut. Er vermied es, wie ich selbst in den vielen Gesprächen bemerkte, die ich mit ihm führen konnte, übel von Jemandem zu reden. Er hatte eine innige Freude daran, andere zu fördern, nicht etwa bloß Arme zu unterstützen, oder die Reichen zur Hilfe für die Dürftigen anzusuchen, sondern jüngere Schriftsteller zu empfehlen, die Nation zur allgemeinen Anerkennung Würdiger zu zwingen, die in ihrer rechten Bedeutung nicht erkannt waren. Die Art, wie er Otto Ludwig verherrlichte, und wie er Gottfried Keller als einer der ersten anerkannte, soll ihm unvergessen bleiben.

Gewiß war er auch nicht frei von menschlichen Schwächen. Seine Sucht Lob zu erhalten, seine Eitelkeit sind sprichwörtlich geworden. Und doch verdienen sie nicht jenen harten Tadel, den sie häufig gefunden haben. Es war etwas Menschliches, man könnte sagen etwas Rührendes dabei. Es war jene herzinnige Freude, daß der arme verachtete Judenknabe zu einem gefeierten, allverehrten Manne sich emporgerungen hatte. Gewiß entlockt es noch heute manchem ein Lächeln, wenn man hört, wie er jüngeren Schriftstellern irgendein gutes Wörtchen mitgab und dabei mit stolzer Gebermiene ausrief: Den Gedanken schenke ich Ihnen. Oder wenn man erfährt, wie er Kinder auf der Straße anredete und sie mit den Worten entließ: „Präge dir ins Gedächtnis, daß Berthold Auerbach mit dir sprach". Aber in allen solchen und vielen ähnlichen Äußerungen seiner Eitelkeit liegt trotz aller scheinbaren Selbstüberhebung doch etwas Kindliches und Rührendes, das mehr zur menschlichen Teilnahme als zum Spotte zwingt. Er war, wie alle, die ihm nahe standen, freudig bekennen, ein „Herzensmensch", dem der Mund manchmal überging, dessen Herz aber rein und kindlich war.

Wir scheiden von ihm mit dem Bewußtsein, daß er der Unsere ist und bleibt. Er war ein gläubiger Jude, ein über-

zeugter Deutscher, ein trotz vieler Mißgriffe trefflicher Erzähler, ein ausgezeichneter Mensch.

Aber das ist es nicht allein, was ihn uns so lieb und so vertraut macht, noch ein anderes Moment bringt ihn unserem Herzen näher. Viele andere Erzähler aus dem jüdischen Leben sind Pessimisten: sie flüchten sich aus der traurigen Wirklichkeit in die heitere Dichtung. Sie haben trotz des Humors, den sie manchmal beweisen, etwas Griesgrämiges an sich, trotz ihrer Jugend tragen sie eine Altersphysiognomie. Berthold Auerbach dagegen besitzt eine Eigenschaft, die nur wenige seiner Genossen im gleichen Maße an sich haben: er lebt in der Gewißheit vom Siege seiner Überzeugung.

Die Jüngeren, die Auerbach nicht mehr kennen und nicht mehr lesen, erinnern sich bei der Nennung seines Namens vielleicht ausschließlich der Satire, die Fritz Mauthner gegen den Roman „Auf der Höhe" gerichtet hat. Der Satiriker, der mit ebensoviel Geist wie Bosheit die Schriftsteller vergangener Epochen und seiner eigenen Zeit nachzuahmen verstand, glaubte eine der Hauptfiguren jenes Romans am besten zu zeichnen mit dem Worte: „die taufrische Amme". Er hat damit ein Schlagwort geprägt, über das der Betroffene sehr erzürnt war, ein Wort, das zur näheren Charakterisierung seines Schaffens später oft genug gebraucht worden ist. Wir wollen das Schmähwort annehmen als Lobeswort, als Ehrentitel. Ja, er war taufrisch wie der junge Morgen mit seiner Herbheit und seiner Kühle, der einen unumwölkten sonnenreichen Tag verkündet.

In grauen Wintertagen, die uns so oft den Sonnenglanz verdunkeln, möge er als der Morgenstern erscheinen, der unserm Wege leuchtet.

Große Künstler lieben es, ihr eigenes Porträt in einem Eckchen figurenreicher Gemälde zu verstecken. Von Goethe sagte Schiller einmal, daß er ihn in einer Nebenperson des Romans Wilhelm Meister, in dem Souffleur wiedererkannt habe. So hat sich auch Auerbach gelegentlich in der Neben-

figur des „Kollaborators“ gezeichnet. Die „Tausend Gedanken eines Kollaborators“, ein gedankentiefes Werk, das man rühmen darf, trotz des vielen Gleichgültigen und Abgebrauchten, das darin vorkommt, geben seine Gedankenwelt wieder: sein Sinnieren, sein Grübeln, seinen Geistesreichtum, seine Absonderlichkeit. Und so ist auch der Kollaborator, der Begleiter und Freund des Malers (in „Die Frau Professorin“), er selbst mit seinen Schrullen, aber auch mit seiner tiefgründigen Weisheit. Wie er sprach der Dichter: „Es wird mir auch mit der Zeitgeschichte so ergehen, ich winde meine Kränze zu früh für den Einzug des neuen Lebens; die harrenden Blumen verdorren, und am Ende zieht die neue Welt durch ungeschmückte Tore. Sei's, wenn sie nur kommt.“ Und sein Motto ist der Zuruf, mit dem der Kollaborator den schlafenden Maler aufrüttelt: „Die Sonn' erwacht.“

12. Karl Emil Franzos*).

Karl Emil Franzos ist vor vier Jahren gestorben. Daß seine Würdigung so spät erfolgt, hat seine Ursache teilweise in äußeren Gründen. In einer Beziehung ist diese Verzögerung jedoch höchst erwünscht. Durch sie ist es möglich, zu konstatieren, daß Franzos' Ruhm kein so kurzlebiger ist, wie der vieler anderer modernen Autoren. Seit seinem Tode ist nicht nur ein von ihm druckfertig hinterlassener Roman erschienen, der einen berechtigten großen Erfolg hatte, fast größer als irgendeine seiner früheren Arbeiten, sondern mehrere Neuauflagen früherer Werke stellten sich als notwendig heraus. Ältere Arbeiten wurden in Zeitschriften wiederholt und in neuen Übersetzungen verbreitet. Diese Tatsachen, die hoffen lassen, daß Franzos noch lange unvergessen bleiben wird, legen die Pflicht auf, über ihn zu reden.

Ein solcher Versuch muß nun entsprechend dem Organ, in dem er erscheint, und dem Raume, der ihm zugewiesen werden kann, beschränkt und in seinem Inhalt etwas einseitig sein. Ein reiches äußeres und inneres Leben, ein umfassendes

*) Das rein biographische Material zu dieser Skizze verdanke ich hauptsächlich der Witwe des Verstorbenen, Frau Ottilie Franzos, die durch ihre Treue, ihre schriftstellerische Begabung, ihr emsiges und von den besten Erfolgen begleitetes Erforschen jedes auch des kleinsten Details gewiß am ehesten zur Ausführung einer würdigen und großen Biographie ihres Gatten berufen wäre. Für die Kindheit und Jugendgeschichte sind außer vielen Anspielungen und Schilderungen in zahlreichen Skizzen und Erzählungen besonders wichtig zwei selbstbiographische Aufsätze: die „Geschichte des Erstlingswerkes", Berlin 1894, und das Vorwort zu dem nachgelassenen Roman „Der Pojaz" (1905).

schriftstellerisches Wirken kann in wenigen Bogen nur angedeutet werden; ein jüdisches Jahrbuch wird aber naturgemäß in erster Linie Jüdisches berücksichtigen.

Karl Emil Franzos wurde in Czortkow in Galizien am 25. Oktober 1848 geboren. Sein Geschlecht führte er auf Spanien zurück und er fühlte einen gewissen Stolz auf diese Abstammung. Sein Vater Dr. Heinrich Franzos, dessen ärztliches Wirken von Privaten und Behörden mit Dank und Bewunderung anerkannt wurde, verheiratete sich 1835 mit Karoline Klarfeld (1810—1891) aus Odessa, der Tochter eines gebildeten, aber unvermögenden Mannes Abraham Klarfeld, der aus Liebe zur Lektüre, besonders schöngeistiger, sein Geschäft vernachlässigte (lebte 1870 noch in Odessa). Aus der Ehe der Eltern entstammten viele Kinder. Von ihnen starben drei in frühester Kindheit. Ein Sohn, Max, ein dichterisch veranlagter Jüngling, von dem sich z. B. ein stimmungsvolles Gedicht „Judenhochzeit" erhalten hat, starb 1857 als 20jähriger Student der Medizin. Nur zwei Schwestern erreichten ein höheres Alter: Julie 1838—97, die etwas schwachsinnig blieb, und Leonore (Lorzia) 1840(?)—1900, die als Kind von ihrer Wärterin fallen gelassen worden war und Zeit ihres Lebens bucklig blieb. Karl Emil, in seinem Vaterhause Milko genannt, war das jüngste Kind. Er wurde von seinem Vater, dem er auch äußerlich sehr ähnlich sah, besonders geliebt; der Vater versprach sich viel von seinem jüngsten Sprößling. Doch erlebte der tüchtige Arzt die Entwicklung des Knaben nicht, er starb bereits am 1. Juli 1858. Das Andenken des Vaters hielt der Sohn stets heilig und er gedachte seiner gern und oft in mündlichen Erzählungen wie in Schriften als einer idealen Gestalt. Der Mutter und den Schwestern blieb der Knabe und der Mann innig ergeben. Schwester Julie half in der ersten Zeit dem Bruder aus, wo sie konnte; in den letzten Jahrzehnten ihres Lebens wurden die Schwestern von diesem reichlich unterstützt, ja lebten nach dem Verlust ihres Vermögens ausschließlich von ihm.

Der Knabe, dessen erster Lehrer ein Trainsoldat war, den der Dichter später häufig poetisch verklärte, besuchte zuerst die Klosterschule seiner Vaterstadt. Nach dem frühen Tode des Vaters übersiedelte die Mutter mit den drei Kindern nach Czernowitz. Karl Emil bezog nach kurzem erfolglosen Besuch der Realschule das Gymnasium (vgl. die Erzählung Friedele), das unter dem vortrefflichen Rektor Stephan Wolf stand, einem Bannerträger deutscher Kultur im Osten (gestorben 27. Februar 1898), den der dankbare Schüler wiederholt in seinen Skizzen, noch in der letzten, die er schrieb und veröffentlichte, ein ehrendes Denkmal setzte. Dieser Lehrer war ein vortrefflicher Philologe. Er verstand es in ausgezeichneter Weise, seinen Zöglingen die alten Sprachen lieb zu machen und sie zu einer hervorragenden Kenntnis anzuleiten. Mit manchen Schulgenossen, von denen der eine später Professor, zwei andere tüchtige Juristen, ein vierter Pfarrer wurde — sie sind alle in „Ungeschickte Leute", „Stille Geschichten", „Der Pojaz" geschildert — kam er in innigen Verkehr und blieb mit ihnen in dauernder Verbindung.

Der Gymnasialschüler mußte, da der nicht übermäßig große Nachlaß des Vaters nur zur Bestreitung des Notwendigsten ausreichte, seinen Unterhalt durch Stundengeben erwerben. Schon als Gymnasiast hielt er im Auftrage seiner Kollegen einzelne wirkungsvolle Reden und veröffentlichte kleine Aufsätze. Bereits 1866 publizierte er im Bukowinaer Hauskalender seine erste Novelle. Dann 1867 eine Bukowinaer Liebesgeschichte aus der Römerzeit, eine Geschichte, die besonders unter den Mitschülern rühmliches Aufsehen machte. 1867 plante er gleichfalls in Czernowitz eine Freiligrath-Feier, war aber genötigt, von ihrer Ausführung abzusehen, weil in ganz Czernowitz außer ihm und seinem Mitveranstalter kaum jemand eine Ahnung von dem deutschen Dichter hatte, und mußte seinen dafür bestimmten Prolog zu einem Fest für die durch ein großes Unwetter Geschädigten umgestalten. Trotz dieser ganz ungewöhnlichen Tätigkeit eines Schülers und trotz

seines durch seine ärmlichen Lebensverhältnisse schwer zu befriedigenden Hanges zu Büchern war er kein Stubenhocker und kein Bücherwurm. Vielmehr übte er durch seine Fröhlichkeit ermunternden Einfluß auf seine Kameraden und ließ sich in seiner Heiterkeit durch die Prophezeiung einer Kartenlegerin, die ihm ein schlimmes Ende voraussagte, nicht allzu stark anfechten. Am 3. August 1867 bestand er als Primus seine Maturitätsprüfung mit Auszeichnung. In den folgenden Wochen besuchte er in Begleitung seiner Mutter den Großvater in Odessa und zog, nachdem er für großjährig erklärt worden war, um sein Erbteil an seine Mutter abtreten zu können, nach Wien, um Jurisprudenz zu studieren.

Auch als Student stand er trotz seiner Jugend — er war kaum 19 Jahre alt — völlig auf eigenen Füßen, gewann durch Stundengeben und literarische Arbeiten schwer genug sein knappes Auskommen, ließ aber den Mut nicht sinken und sich die Lebensfreudigkeit nicht stören. Zu seinen gleichaltrigen Studiengenossen gehörten Hubert Janitschek, der sich später als Kunsthistoriker, Alfred Klaar und Anton Schlossar, die sich als Literarhistoriker einen geachteten Namen erwarben; auch mit dem weit älteren Dr. K. Lueger saß er zusammen im „Akademischen Leseverein". Er beteiligte sich sehr eifrig an studentischen Angelegenheiten. Er gehörte der Burschenschaft Teutonia an, als deren Vertreter er 1868 den Burschentag in Berlin besuchte, und mit der er noch bis 1882 in einem gewissen Zusammenhange war, hielt auch in dem Akademischen Leseverein wissenschaftliche Vorlesungen über Stifters „Studien" und „Ein Lobgesang des Todes". Wie die Czernowitzer Schulzeit, so war und blieb ihm das Wiener Universitätsjahr von all dem unvergänglichen Zauber der Jugend umflossen. Gern gedachte er in seinen Skizzen dieser Zeit und seiner Gefährten; „Unser Hans" erschien 1881 im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" und erregte bei der Studentenschaft freudiges Staunen.

Sein zweites Universitätsjahr, vor dessen Beginn er die Ferien zu Hause verbrachte, sowie die folgenden, verlebte er in Graz, in der Hoffnung, die sich nicht ganz erfüllte, in diesem billigeren Orte leichter sein Auskommen zu finden. Dort bestand er die Prüfungen, die erste juristische Staatsprüfung mit Auszeichnung. Wie in Wien, so beteiligte er sich auch in der zweiten Universität lebhaft am studentischen Leben, war Präsident der studentischen Verbindung Orion, trat als solcher mit Wilhelm Scherer und Julius Fröbel in Berührung, hielt Reden in Volksversammlungen der Deutsch-Nationalen, unterzeichnete den Aufruf an die deutschen Hochschulen vom 25. Juli 1870, spielte eine hervorragende Rolle bei dem am 6. Oktober 1870 für die Witwen und Waisen der gefallenen deutschen Krieger veranstalteten Feste und war Leiter eines deutsch-nationalen Kommerses am 5. Dezember 1870 — eine Tätigkeit, die er durch eine Geldstrafe büßen mußte, nachdem er bereits 1868 polizeiliche Schikanen erduldet hatte — und im Komitee des Siegesfestes vom 6. März 1871. Wo er auftrat, wirkte er außerordentlich durch seine Reden und Deklamationen, z. B. 1869 bei der Feier des 100. Geburtstages Alexander v. Humboldts in Czernowitz, in demselben Jahre, und zwar in Graz, bei der Gedenkfeier für Ernst Moritz Arndt, bei der auch sein junges Herz in Liebe erglühte („Sophie" in „Stille Geschichten"). Während eines Ferienaufenthaltes in Czernowitz 1869 übernahm er, der als Grazer Student für manche österreichische Blätter korrespondiert und auch in einzelnen deutschen Zeitungen und Zeitschriften Aufsätze veröffentlicht hatte, seine erste Redaktion, die der „Buchenblätter" (1. Jahrg. 1870) die in manchen Zeitungen ehrenvoll genannt wurden.

Graz war und blieb ihm zeitlebens lieb; es ist die Stätte vieler seiner Erzählungen, auch der Schauplatz seiner einzigen Versnovelle „Mein Franz"; Lokalschilderungen, poetische Verwertungen einzelner Personen: seiner Kommilitonen, ehrsamer Bürger und vornehmer Herren finden sich in vielen

seiner Geschichten, nicht etwa nur in denen, die während seiner Studentenzeit entstanden.

Schon während seines Grazer Aufenthaltes muß er mit der „Neuen Freien Presse" in Wien liiert gewesen sein; als deren Berichterstatter reiste er 1872 nach Straßburg zur Eröffnung der Universität. Die sonnige Erinnerung an diese Tage der Universitätsfeier, besonders die Fahrt nach dem Odilienberg, ist ihm durch sein ganzes Leben geblieben. Besonders erfreulich war ihm die Begegnung mit Josef Victor von Scheffel und Berthold Auerbach, deren er gern gedachte, — der letztere war, wie er berichtete, als Student mit Heinrich Franzos zusammen gewesen. Am 13. Mai 1872 kehrte Karl Emil nach Graz zurück, fest entschlossen, die Juristerei aufzugeben und sich ganz der Literatur zu widmen. Er übernahm zwar bald die Stelle eines Redakteurs am „Pester Journal", verlor sie aber schon im Sommer desselben Jahres durch Schuld des Verlegers, der dann gerichtlich genötigt wurde, ihm eine ziemlich beträchtliche Entschädigung zu gewähren. Dann lebte er längere Zeit in der Hauptstadt Ungarns als eifriger Feuilletonmitarbeiter am „Pester Lloyd" und berichtete für dasselbe Blatt von Wien aus über die dortige Weltausstellung. Die außerordentlichen Anstrengungen der letzten Monate und Jahre zwangen ihn zu einer längeren Ausspannung. Um diese sich zu verschaffen, verbrachte er den Winter 1873/74 in Italien, wo er sich in Nervi, Riva, Florenz und Capri längere Zeit aufhielt. Auch später war er noch wiederholt in Italien, wahrscheinlich auch im Frühjahr 1875, und empfing von Rom tiefe Eindrücke.

Im Jahre 1873 schlug er seinen Wohnsitz in Wien auf und nahm dort für mehr als ein Jahrzehnt seinen dauernden Aufenthalt. Von 1873 an waren in der „Neuen Freien Presse" die Novellen und Skizzen erschienen, die in außerordentlich vielen Zeitungen nachgedruckt wurden, die den Inhalt seines ersten Buches „Aus Halbasien" Bd. I und II ausmachten. Die in „Die Juden von Barnow" enthaltenen Novellen sind

in verschiedenen Blättern zuerst erschienen. Es machte sehr viel Mühe, für diese Arbeiten einen Verleger zu finden.

Gerade diese Schwierigkeiten ließen ihn das Elend des freien Schriftstellerlebens so schwer fühlen, daß er im Herbst 1874 nahe daran war, Reporter zu werden; zu seinem Glücke konnte dieser Plan nicht ausgeführt werden. Er hatte den Sommer im Bad Dorna-Vatra in der Bukowina verlebt, war mit den 100 Gulden, die er von Wien aus mitgebracht hatte, zwei Monate lang ausgekommen; von dem Ertrage einiger Aufsätze konnte er die Rückreise nach Wien bestreiten. Drei Novellen, die er vorher geschrieben hatte, wanderten von Redaktion zu Redaktion und kehrten immer wieder zu ihrem Autor zurück. Er glaubte, daß nur die Anstellung im Bureau einer Zeitung ihn retten könnte. Daher ging er zu Etienne, dem Herausgeber der „Neuen Freien Presse", bot sich zu einer solchen Stellung an, wurde aber abgewiesen. Er war über diese Abweisung ganz verzweifelt, mußte am 1. Oktober zum erstenmal in seinem Leben seiner Wirtin die Miete schuldig bleiben und vermochte erst abends, als erste warme Mahlzeit des Tages, eine Tasse Kaffee zu sich zu nehmen. Dabei las er, daß demnächst in Würzburg die Gerichtsverhandlung gegen den Böttchergesellen Wilhelm Kullmann, der Bismarck in Kissingen angeschossen hatte, stattfinden würde. Er stürzte zur „Neuen Freien Presse", um sich als Berichterstatter anzubieten, fand aber nicht den Mut hinaufzugehen, sondern schrieb an Etienne und erhielt am nächsten Tage die Zusage, für eine Entschädigung von 200 Fl. inklusive Reisekosten und Spesen, nach Würzburg fahren zu dürfen. Freilich war der Aufforderung die Drohung hinzugefügt, niemals wieder einen Auftrag zu erhalten, wenn ein anderes Wiener Blatt besser über den Prozeß berichtete. Zu seinem Glücke war dies der Fall. Die Berichterstatter der übrigen Wiener Blätter, die den Neuling scheel ansahen, überflügelten ihn trotz seiner unermüdlichen Arbeit. So waren wirklich, trotz aller Mühe,

Franzos' Berichte die kürzesten und unvollständigsten gewesen, und seine Reporterträume vernichtet.

In diesen Jahren 1875 und 76 erwarb Franzos durch die beiden schon genannten Bücher große und allgemeine Anerkennung. Sie sind nach meiner Überzeugung fast die besten Arbeiten; in ihnen liegen die Keime für vieles andere. In ihnen zeigt sich seine Eigenart, die er selbst einmal als „romantischen Realismus" bezeichnete. Romantisch, weil trotz des entschiedensten Widerspruchs abgelebte Zustände mit einer gewissen Verklärung geschildert wurden; Realismus, weil der Autor mit großer Wirklichkeitstreue das darzustellen vermochte, was er sah. Und noch eine zweite Eigentümlichkeit zeigt sich schon in diesen ersten Büchern: die meisterhafte Behandlung der ethnographischen Novelle. Und zwar bewährt sich eine Doppelkunst, die den Romantikern in geringem Maße oder gar nicht eigen war: die eine, fremde Völkerschaften in ihrer Wesensart und Bedeutung darzustellen, die andere, die Landschaft in ihrem ganzen fremdartigen Zauber, in ihrer Gewalt und Lieblichkeit zu schildern. Frühlingswonne und Sommerlust sind viel seltener als Herbststimmung und Winterstürme; aber die letzten werden prächtig dargestellt. Die trübe und dunkle Natur gibt aber nur den entsprechenden Rahmen ab für traurige Zustände. Denn diese Bücher berichten weniger von Freude als von Leid, statt von glückseliger Ruhe melden sie von erbitterten, oft blutigen Kämpfen.

Der Kampf, den der Verfasser in dem Buche „Aus Halbasien" führt, ist zunächst der gegen die unberechtigte Herrschaft des polnischen Elements in seiner Heimat. Die Stätte, in der die Geschichten spielen, ist des Dichters Geburtsstadt, die er Barnow nennt und bei deren Schilderung er die rührendste Anhänglichkeit beweist.

Ein höchst anmutiges Bild von diesem Städtchen entwirft er in der Skizze „Schiller in Barnow", einem unvergleichlichen Stück, das von allem etwas hat, von erschütternder Tragik, von derbem Humor und rührender Innigkeit. Es ist

die Geschichte von fünf Exemplaren der Schillerschen Gedichte; des einen, das im Besitz eines elenden, ruinierten Grafen sich befindet und neben dem Casanova verstaubt; des zweiten im Besitze des Stadtarztes, der, in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, emsigem Studium ergeben, nun durch die Lektüre ein besserer und glücklicherer Mensch wird; des dritten, das die Frau des Bezirksrichters liest, wenn sie sentimentale Anwandlungen hat; des vierten, aus dem ein jüdischer, verkümmerter Gelehrter sich gelegentlich Begeisterung holt; endlich des fünften, eines zerlesenen Exemplars von Schillers Gedichten, welches das gemeinsame Eigentum eines katholischen Mönchs, eines ruthenischen Schulmeisters und eines Barnower Juden bildet, dreier Menschen, verschieden in ihrer Bildung, verschieden in ihrem Geschick, aber einig in ihrem Streben und einig in ihrer Empfindung. Sie genießen die heiligste Weihe aus diesem Buche. „Die drei waren im Dunkeln und haben sich nach Licht gesehnt, sie waren in der Wüste und haben nach einem Quell gedürstet ... Und was von Licht und Labung in ihrem armen, dunklen Leben leuchtet und quillt, ist ihnen aus diesen löschpapiernen Blättern gekommen."

Aber nicht nur literarische Bewegung kennt das Städtchen, auch von politischen Stürmen wird es erregt. In dem Aufsatz „Jüdische Polen" wird die Wahlagitation erzählt, welche das Städtchen in zwei feindliche Parteien spaltete, der Wahlkampf, in dem der mächtige polnische Graf unterlag, und der jüdische Advokat, welcher das Deutschtum und die Verfassung vertrat, obsiegte. Zwar wurden die Juden von des Grafen Knechten geprügelt, die „jüdischen Polen" werden wohl auch bald wieder zu „polnischen Juden"; aber die Sache der Freiheit hatte einen Sieg errungen.

Neben der friedlichen Wahlschlacht der blutige Krieg: „Der Aufstand von Wolowce" schildert die Untaten eines Grafen gegen die neuvermählten Frauen seiner Untertanen und seine fürchterliche Bestrafung. Der Humor kommt in der Geschichte „Wladislav und Wladislava", der Erzählung

von einem durchtriebenen Gaunerpaar, zu seinem Recht, einem Paar, das sich eine Zeitlang mit Glück als Patrioten aufzuspielen gewußt. Auch aus Rumänien weiß Franzos nichts Erfreuliches zu berichten. Es sind traurige Bilder, die er in „Gouvernanten und Gespielen" von dem Schicksal junger nach diesem Lande gebrachter oder, fast möchte man sagen, verkaufter Mädchen entwirft, oder von jüdischen Wucherern, die, wie er in „Tote Seelen" berichtet, für große Summen Totenscheine für lebende Verbrecher beschaffen, von der Unbildung, Modesucht und Pflichtvergessenheit der „rumänischen Frauen", von dem „Richter Jancu", der sein Weib und seinen Knecht und eine Zigeunerin ermordet, weil die ersteren in ehebrecherischem Umgang gelebt, durch Gift, welches sie von der letzteren erhalten, sein Kind getötet haben, ihn selbst töten wollten und an der Leiche des Kindes ihr Verbrechen fortsetzen, von diesem Richter, der vor dem Gerichtshof seine entsetzliche Geschichte erzählt und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wird.

Wir werden die Trauer nicht los, auch wenn wir von Rumänien nach Süd-Rußland ziehen. Es packt uns mächtig, wenn wir in der Geschichte „Am Altare" lesen, wie der russische Leutnant in einem alten Schlosse bei der Beerdigung des Besitzers den Popen, der an dem Altar prophetisch das Ende der Gewaltherrschaft verkündet, niederschießt.

Und sind es denn fröhliche Geschichten, die der Verfasser aus Österreich zu erzählen weiß? So spaßhaft die Geschichten auch sind, die er unter dem Titel „Kossuthjagden" zusammenstellt, so sind sie doch von bitterem Ernste erfüllt, von innigem Mitgefühl für die verhängnisvollen Torheiten einer noch nicht längst vergangenen Zeit.

Aber bei einem Lande hellt sich des Erzählers Sinn auf, bei der Bukowina. Wenn er „von Wien nach Czernowitz" fährt und die Reise beschreibt, sieht er nach der langen Trübsal der Reise am Ziele Erquickendes; wie hübsch weiß er sein Land „zwischen Dnjestr und Bistrizza" uns vorzuführen; wie warm

und erhebend „ein Kulturfest", die Feier bei der Gründung der Universität Czernowitz, zu schildern. Und selbst wenn er Seltsames erzählt, wie die Geschichte der „Leute vom wahren Glauben", so hält er sich doch fern von spöttischer Übertreibung oder tadelnder Herabsetzung; mit einer Mischung von scheuer Verwunderung und herzlichem Mitleiden zeigt er uns die Dörfer und das Kloster dieser armen Leute, die, wie ihr Abt spricht, „lieber Gut und Geld, lieber Leib und Leben verlieren, als — den Himmel".

Unter den angeführten Skizzen, welche nur den Inhalt des reichen Buches andeuten, nicht erschöpfen sollen, sind viele, die zum Teil durch ihren Stoff, ganz besonders aber durch die Art ihrer Schilderung einen gewaltigen Eindruck auf den Leser machen; als ergreifendste ist mir aber die Erzählung „Der Richter von Biala" erschienen. Auch hier wieder die Mischung von Humor und Ernst, von Freude an einigen Personen und Trauer über die allgemeinen Verhältnisse. Es ist die Geschichte eines Mannes, der Soldat werden muß, während seiner Dienstzeit die Geliebte verliert, welche sich mit einem Vetter verheiratet, diesem, obgleich er ihn tödlich haßt, in Todesgefahr beisteht und das Leben rettet, und wegen dieser Tat zum Dorfrichter gewählt wird. Und als solcher erlebt er Grausiges und bewährt sich als ein mutvoller Mann. Die Tochter seiner einstigen Geliebten wird von einem Jäger geliebt, aber von dessen Herrn, dem Grafen verführt, der Graf von seinem Diener, der nach der Tat als Räuber in die Wälder flüchtet, erschossen, und nun muß der Richter dem alten Grafen, der racheschnaubend die Bauern anfährt, entgegentreten und kommt bei seinem kühnen Widerstand nur durch einen glücklichen Zufall mit dem Leben davon. In einem jahrelangen Kampfe muß er den widerwärtigsten Quälereien gegenüber seine eigene Sicherheit behaupten und die Interessen der bedrohten Gemeinde siegreich vertreten.

Ob diese Geschichte wahr ist? Ob alle die anderen Erzählungen und Schilderungen volle Wahrheit enthalten? Ich

weiß es nicht. Aber eines weiß ich, daß sie nicht müßige Erfindungen eines witzigen Kopfes zur Unterhaltung einer sensationsbedürftigen Menge sind, sondern wahre Herzensergießungen eines tief empfindenden Menschen, der das Elend anderer nicht von der Ferne neugierig gaffend betrachtet, sondern fühlt, wie es die eigene Brust durchschneidet, und der auf Abhilfe des entsetzlichen Schicksals sinnt; daß sie ertönen wie die traurigen sehnsuchtsvollen Klagen des Patrioten, der das Land, das er liebt, der die Stämme, in denen er tüchtige Elemente erkennt, übermächtigen Gewalten preisgegeben, und wenn nicht unrettbar verloren, so doch einem schaurigen Untergang allmählich entgegenwanken sieht; daß sie uns ins Herz schneiden als die Hilferufe eines guten Deutschen, der den Rückgang der deutschen Kultur, welche ehedem in den Osten einzuziehen versuchte und nun gewaltsam aus demselben entfernt werden soll, grollend mit anblickt.

Uns interessiert hier am meisten die Schilderung der Juden. Auch sie ist, wie man aus den kurzen Analysen vielleicht schon erkannt hat, ein Kampf. Und in dieser Streitbarkeit liegt die Hauptbedeutung des Buches, sein starker Gegensatz gegen die früheren Ghettonovellen. Diese hatten, jede in ihrer Art, eine Verklärung der abgelebten Zustände im Sinn. Die Poesie des „Cheder" wurde in ergreifenden Bildern vorgeführt, die Innigkeit des jüdischen Familienlebens, die friedliche Beschränkung in ihrer Abgeschlossenheit vom Geräusche der Welt wurde mit dem Zauber der Romantik umkleidet. Kompert erkannte seine Spezialität darin, die Möglichkeit der Assimilation zwischen Juden und Christen zu betonen, schöne Jüdinnen vorzuführen, die zugleich mit den Segnungen der modernen Kultur, die Liebe zu einem Christen empfinden, geisteskräftige Männer, die eine Brücke bauen zwischen den anscheinend unvereinbaren Gegensätzen des Judentums und Christentums. Von solchen Tendenzen ist zwar Franzos nicht völlig frei, aber sein eigentliches Wesen ist ein anderes. Auch hier ist zu beachten, daß er nicht nur Dichter, sondern auch

Kulturhiſtoriker iſt, und daß er als Dichter in weit höherem Grade Realiſt iſt als ſeine Vorgänger. Dazu kommt noch ein anderes. Die früheren Ghettoerzähler wuchſen im Ghetto auf; ihre Jugendbildung war keine deutſche, ſondern eine hebräiſch-jüdiſche, ſie hatten ein ganz anderes inneres Verhältnis zu dieſen Zuſtänden, von denen ſie ſich ſelbſt nicht ohne Mühe und vielleicht nicht ohne Schmerz losringen mußten. Franzos dagegen iſt ein Deutſcher von Geburt, Sohn eines deutſchen Vaters, in deutſcher Weiſe erzogen. Dadurch hat er keine Nachteile, ſondern nur Vorteile; er hat ſchon als Knabe ein Ideal des Judentums in ſich gefühlt, das jene ſich erſt mühſam erkämpfen mußten, er empfing früh geläuterte, religiöſe Begriffe, befreit von allen Schlacken, er ſah das Judentum hiſtoriſch an und erkannte ihm wie eine Vergangenheit ſo eine Zukunft zu. Die Reſignation, die ein ſtarker Beſtandteil in jener Weſen war; das Gefühl, die Juden ſeien nun einmal in die Verbannung zum Leiden geſchickt, exiſtierte nicht für ihn; der dumpfe Fatalismus, der darin beſtand: Gott, der das Leiden gebracht habe, werde es auch wenden, war ihm völlig fremd. Er glaubte an eine Miſſion der Juden, an die Zukunft des Judentums. Der Geiſt der Religion erfüllte ihn, der Glaube hatte in ihm feſte Wurzel. Nicht durch Vernunftgründe ſuchte er ſeinen Gottesglauben zu erhärten; die Pietät, die ihn beim Judentum feſthielt, war es nicht ausſchließlich, die ſeine Religioſität geſtaltete, noch weniger Schwäche, die ihn veranlaßte, einen ſtarken Halt außer ſich zu ſuchen, ſondern das Gemüt, das von der bloß materialiſtiſchen Weltanſchauung abgeſtoßen, ſich nach etwas Außerweltlichem ſehnte, das ihn beruhigte und erhob. Er fühlte ſich nicht veranlaßt, offen ein Glaubensbekenntnis abzulegen, aber ſeinen Vertrauteſten gegenüber bekannte er ſeine Gläubigkeit.

Aus ſolchen Anſchauungen erwuchs ihm ſeine Stellung zum Judentum und zu den Juden. Zu dem Judentum, dem er einen Platz unter den Faktoren der Weltentwicklung einräumen wollte, zu den Juden, die er zu modernen Menſchen

zu gestalten suchte. In dieser Weise ist sein oft angeführtes und nicht selten mißverstandenes Wort „Jedes Volk hat die Juden, die es verdient" zu begreifen, denn es will sagen, daß die Juden in sich die Assimilationsfähigkeit, die Kulturmöglichkeit, die Liebe zum Vaterlande, den Hang der Entwicklung zu nützlichen Staatsbürgern besitzen, daß sie aber in dieser Tätigkeit und in diesem Streben von den feindlichen Nationen zurückgedrängt werden. Aber so sehr Franzos die Sache der Juden zu der seinigen machte, so sehr er ihre menschenwürdige Behandlung verlangt, so sehr er gegen die Willkür, die gegen sie angewendet wird, protestiert, so ist er doch weit entfernt davon, alles in ihrem Wesen, in ihrem Handeln zu billigen. Auch hier strebt er nach Wahrheit. Er beschönigt ihre Mängel nicht, er weist nachdrücklich auf die Spitzbübereien hin, die manche Juden des Ostens in ihrer langen Leidenszeit als einzige Widerstandsmöglichkeit ersannen und ausübten, er zeigt empört und nicht mitleidsvoll ihre Fehler auf, ihr Beharren in kulturfeindlicher Absonderung; er fordert ihre Annäherung an europäische Sitten.

Solche Forderungen vereint mit warmherziger Teilnahme für die Unterdrückten zeigen sich schon in den Novellen und Skizzen der besprochenen Bände. Sie tritt noch deutlicher in dem ausschließlich den Juden gewidmeten Buche: „Die Juden von Barnow" hervor (Stuttgart, 1877, 8. Aufl. 1907). Das Buch ist Leopold Kompert gewidmet. Jede der sechs in diesem Bande vereinigten Geschichten (seit der 3. sind zwei, seit der 4. noch eine hinzugefügt) ist charakteristisch für die Manier des Erzählers. Ausschließlich mit Juden haben es nur zwei zu tun. Beide sind streitbar, sie nehmen den Kampf auf gegen Vorurteile und Aberglauben. Die eine „Ohne Inschrift": eine Frau, die ihr eigenes Haar auch nach der Ehe trägt, wird, nachdem sie einem Kinde das Leben geschenkt, gewaltsam ihres Schmuckes beraubt, stirbt und liegt ohne Inschrift begraben. Die andere „Ein Kind der Sühne" fährt machtvoll gegen den Aberglauben los, der ein Kind ver-

dammt, weil die Eltern schon bei ihrer Verheiratung in Zeiten schwerer allgemeiner Krankheit zum Opfer ausersehen waren, und gibt eine herrliche Schilderung der Mutterliebe, der Liebe, die den Tod besiegt.

Eine Art Mittelstellung unter den Erzählungen nimmt „Baron Schmule" ein. Es ist die Geschichte eines von einem gräflichen Gutsbesitzer mißhandelten Juden, der sich nun als Lebenszweck setzt, diesen Grafen zu ruinieren, es mit allen Mitteln fertig bringt, die Güter des Grafen an sich zu reißen, nach Annahme der Taufe den Adel erlangt und schließlich den gänzlich verlumpten, durch Trunk ruinierten Adeligen zu sich nimmt, ihn pflegt unter der Bedingung, daß er keinen Schnaps bekommen soll, — der Säufer weiß sich doch diesen Labetrunk zu verschaffen und stirbt. Jüdische Beurteiler haben sich über diese und ähnliche Erzählungen in späteren Bänden sehr entsetzt und dem Verfasser große Vorwürfe gemacht darüber, daß er ein solches Märchen ersonnen oder diesen Zug aus dem wirklichen Leben verewigt habe, aber die Anschuldigungen, die oft zu dreisten Verwünschungen ausarteten, sind ungerechtfertigt. Denn der Dichter soll kein Schönfärber sein, der Kulturhistoriker hat kein Recht, Mißstände zu verheimlichen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß solche planmäßige Vernichtung eines Adeligen gelegentlich erfolgte; behandelt ein Dichter einen solchen Stoff, so hat er nur dafür zu sorgen, daß seine Schilderung eine folgerichtige ist. Gerade dieses Vorwärtsbewegen der Handlung, dieses eherne Einherschreiten eines unabwendbaren Schicksals weiß der Dichter meisterlich aufzuzeigen.

Handelt es sich in dieser Geschichte um ein Aufeinanderprallen von Juden und Christen, so steht sie doch insofern allein, als hier die Taufe eines grimmigen Christenfeindes oder eines Juden, der einen Christen verderben will, nur durch den Haß hervorgerufen wird. Ein anderes Motiv der Annäherung von Angehörigen beider Glaubensgemeinschaften oder ihrer Entfremdung bildet die Liebe. Auch dafür bietet

der Band eine Reihe eigentümlicher Beispiele. Tragisch sind sie alle, wenn sie auch nicht gerade mit dem Tode des Helden enden. Sehr eigentümlich ist „Das Christusbild“ (ursprünglich „David der Bocher“), die älteste Geschichte unseres Verfassers (1868). Es ist die Geschichte eines jüdischen jungen Mannes, der sich in der Fremde zu einem großen Arzt entwickelt, eine Gräfin liebt, von ihr wieder geliebt, aber verstoßen wird, weil er Jude ist. Der Verstoßene wird nicht verbittert, sondern bleibt ein edler Mensch. Es kommt nach Jahren zu einem letzten Zusammentreffen der beiden durch das Geschick getrennten, aber zu keiner Vereinigung, der tüchtige Mann lebt in stiller Entsagung, in edler Tätigkeit und wahrhaft priesterlicher Hoheit weiter. Die Geschichte ist gut erzählt, wenn auch ein bißchen breit. Der Autor beherrscht die Technik noch nicht vollkommen und vermag nicht ganz die von ihm berichteten Vorgänge glaubhaft zu machen.

Besonders wichtig dagegen, geradezu vorbildlich für Franzos' ganze Art, sind zwei andere Geschichten. Die eine ist „Der Shylock von Barnow“. Ein Jude betrachtet seine Tochter, die durch Lektüre und Erziehung verdorben und mit einem Christen durchgegangen ist, als eine Verlorene. Nach Jahren, da sie fast verhungert in seinem Hause Einlaß begehrt, wird sie von ihm verstoßen, dem Hunger preisgegeben. Der Vater stirbt infolge eines Schlaganfalls. Erzählungsweise und Schilderung sind typisch für den Autor. Man kann diese als Kontrastwirkung, als Vermischung der Arten bezeichnen; mit dem düsteren Dahinleben des einsamen Mannes kontrastiert die fröhliche, laute Gesellschaft der Nachbarn; mit der Schilderung des traurigen Innenlebens die Darstellung einer frivolen, vergnügungssüchtigen Menge. In dieser aus christlichen Beamten und Adligen bestehenden Gesellschaft lauter schurkische oder leichtsinnige Männer, angefaulte, mindestens kokette Frauen; ihnen als Lichtgestalt gegenüber der jüdische Arzt, menschenfreundlich trotz seines Sarkasmus. Auch ein anderer kleiner Umstand verdient hervorgehoben zu werden:

die einzige anständige Frau der Gesellschaft ist eine Deutsche; aber sie, deren Sittlichkeit unantastbar ist, besitzt keinen übermäßigen Verstand. Ein ferneres wichtiges Moment für die Erzählungsart ist folgendes: die Geschichte wird nicht fortlaufend berichtet, sondern eigentlich wird nur das Ende erzählt. Der Hauptteil wird eingeflochten in die Schilderung des frivolen Gesellschaftstreibens. Das möchte ich als Mischung der Arten bezeichnen, denn diese ganze Weise gehört schon eigentlich dem Drama an, das in vorbereitenden Szenen, in kurzen Dialogen die Vorgeschichte ergänzt und auf die Haupthandlung vorbereitet.

Die bedeutendste Geschichte aber ist „Nach dem höheren Gesetz". Chane Silberstein, geb. Bilkes, lebt in zufriedener Ehe mit einem tüchtigen Mann, der sie achtet und liebt, nur ihr Inneres nicht zu erregen, ihre Leidenschaft nicht zu erwecken vermag. Da empfindet sie die wirklich große Liebe zu einem christlichen Beamten, einem Herrn von Negruß. Der Mann läßt sich, da er den Zwang der Leidenschaft ahnt, um nicht die geliebte Frau in Schuld zu bringen, von ihr scheiden, er selbst bleibt unvermählt, denn ihm bot die Ehe alles, was er von der Gemeinschaft mit einem Weibe verlangt. Auch die christlichen Eheleute leben zufrieden, und doch sind sie verfehmt; die Gesellschaft beachtet sie nur, insoweit sie es dem äußeren Anstand nach muß: ihr, der frivolen, lüsternen, verbrecherischen Sippe gilt dieser Mann, der einer großen Leidenschaft gefolgt ist, als Ehebrecher, und die Frau, die dem höheren Gesetz der alles verzehrenden Liebe gehorchte, als Buhlerin, oder, was den meisten noch schlimmer dünkt, als Jüdin. Das Eigenartige in dieser Geschichte ist nun, daß der Erzähler in seiner Sympathie schwankt. Er, der Herzenskündiger, müßte, so sollte man meinen, den Triumph der beseligenden Liebe mit mächtigen Worten verkünden, und gewiß sind die Liebenden mit ersichtlichem Wohlgefallen geschildert, aber doch wendet sich die innige Neigung dem schlichten, jüdischen Dulder zu, der sein Unglück, das man kaum ein selbstverschuldetes nennen

kann, mannhaft trägt, weder den Mann verwünscht, der ihm sein Bestes geraubt, noch das Weib, das ihn unglücklich gemacht hat, — ein freudloser Mann, und doch von dem reinen Streben erfüllt, andere zu beglücken.

Das Werk „Aus Halbasien“ war ursprünglich wohl schwerlich als der Anfang einer großen Serie geplant. Naturgemäß aber schloß sich, eben weil der Autor den Beruf in sich fühlte, Westeuropa mit den Zuständen der östlichen Länder vertraut zu machen, den ersten zwei Bänden ein zweites, gleichfalls zwei Teile umfassendes Werk „Vom Don zur Donau“ (1878), und nach einem weiteren Jahrzehnt ein drittes „Aus der großen Ebene“, gleichfalls zwei Bände (1888), an. Der Charakter dieser späteren Sammlungen ist der ersteren verwandt. Neu ist in dem Buch „Vom Don zur Donau“ die Hinzufügung von Ungarn, über deren Berechtigung sich streiten läßt. Doch können diese ebenso wie andere höchst unterrichtende Bestandteile nur kurz angeführt werden: literarhistorische folkloristische Auseinandersetzungen durchaus nach den Quellen gearbeitet und doch so geschrieben, daß sie ein großes, allgemein gebildetes Publikum interessieren: „Die geistigen Bestrebungen der Bulgaren“, „Die Kleinrussen und ihre Sänger“, „Rumänische Poeten“, „Rumänische Sprichwörter“.

Außer den Abhandlungen, die aus einem Gebiete genommen waren, das Franzos bisher nicht betreten hatte, bietet das Buch auch eine Reihe solcher Skizzen, die seiner eigentlichen Domäne angehören: „Kulturschilderungen und Novellen aus den Ländern des Ostens“.

Unter jenen scheint mir „Markttag in Barnow“, unter diesen „Mein Onkel Bernhard“ die bedeutendste. Die Schilderung des Wochenmarktes ist mit vollendeter Kunst durchgeführt: Gegenden und Menschen treten aufs klarste und deutlichste vor unsern Blick. Der Sonnenuntergang auf der Heide, Aufbruch des Bauern mit seiner Familie, Liebesszenen der Dienstleute und eheliche Zwiegespräche der Herrschaft, der

Zug der Dorfleute — alles das gibt eine treffliche Einleitung zu der eigentlichen Schilderung. Welch reiches Bild, welch tolles Gewimmel! Die jüdischen Verkäufer in ihren verschiedenen Abstufungen, die städtischen und adligen Käufer und Verkäufer, die städtischen und adligen Herumlungerer, die teils billige Musik- und Gemäldekritik treiben, teils fade Galanterien reichen Judenmädchen entgegenbringen, die Hausierer und Bettler, die Landgeistlichen und Gutspächter, endlich auch die Schöngeister oder, richtiger gesagt, der Schöngeist von Barnow — alle helfen sie dieses wundersame Bild vervollständigen, das ebenso für die scharfe Beobachtungsgabe wie für die treffliche Darstellungsfähigkeit des Schriftstellers ein vorzügliches Zeugnis liefert.

„Mein Onkel Bernhard" ist eine rührende Geschichte, eine traurige Illustration russischer Verhältnisse. Sie berichtet, wie ein reicher Mann durch die Willkür eines verbrecherischen Polizeimeisters an den Bettelstab gebracht, seiner Kinder beraubt wird, die besten Jahre seines Lebens in Einsamkeit und Dürftigkeit verbringt, an fremden Kindern, da ihm seine eigenen auf gräßliche Weise entzogen waren, seine einzige Freude findet, und nur von dem einen Streben erfüllt war, Deutsch zu lernen, um in deutscher Sprache zu schreien, „daß mich die Gewaltigen dieser Erde hören und sich ihrer Brüder erbarmen".

In ähnlicher Weise erzählen auch die übrigen Skizzen und Erzählungen von Trauer, Schmerz und Verbrechen. Es ergreift uns wunderbar, wenn wir in „Die Gezwungenen" einen Polen sehen, der auf eine grundlose Denunziation hin nach Sibirien geschleppt, von dort entlassen, genötigt wird, aus den unglücklichen Weibern, die ein ähnliches Schicksal wie er gehabt, unter dem Hohnlachen eines vertierten Beamten eine Lebensgefährtin sich auszuwählen, eine Jüdin, die Christin werden mußte und nun mit ihr, ausgestoßen von ihren ehemaligen, verachtet von ihren jetzigen Glaubensgenossen, ein elendes und armseliges Dasein führt.

Eine Mischung von Trauer und Grausen erregt eine andere Skizze: „Der wilde Staroſt und die ſchöne Jütta". An einem Fronleichnamstage hatte der Edelmann das Judenmädchen zuerſt erblickt, ſie am Abend geraubt und ſie, die er anfänglich bloß zur Befriedigung ſeiner ſinnlichen Gier zu gebrauchen gedacht, bei ſich behalten und zu ſeiner Gemahlin erheben wollen. Zu dieſem Zweck ſollte ſie Chriſtin werden, aber wenige Tage vor jener feierlichen Handlung wurde ſie mit ihrem Kinde während einer kurzen Abweſenheit des Staroſten geraubt und blieb, trotz barbariſcher Durchſuchung des Judenviertels, trotz grauſamer Beſtrafung der Räuber verſchollen. Das Mädchen, gewaltſam geraubt, gab ſich ſelbſt den Tod, der Staroſt verbrachte in ſtumpfem Wahnſinn ſeine Tage.

Von ruſſiſchen und rumäniſchen Greueln wußten die früheren Skizzen zu berichten, von den grauſamen und tragikomiſchen Mißverſtändniſſen des ehemaligen öſterreichiſchen Polizeiſtaates die kleinen Erzählungen, die unter dem Titel „Henker und Bajazzo" vereinigt ſind. Dieſe Schilderungen ſind zum Teil Fortſetzungen der „Koſſuth-Jagden", über welche in den früheren Bänden berichtet war, zum Teil neue Beweiſe des großen Unrechts, das im Namen der Ordnung gegen Schuldloſe verübt wurde.

Andere Skizzen, wie „Martin, der Rubel", der Entwicklungsgang eines ruthenischen Pfarrerſohnes zum ruſſiſchen Spion; „Thodika", der ſeltſame Lebenslauf eines rumäniſchen Bauern, mögen kurz erwähnt ſein.

Die ſchon erwähnte dritte Abteilung (1888) vervollſtändigte das Werk. Auch in dieſen neuen Bänden iſt trotz der ſtarken Verwandtſchaft mit den vorhergehenden eine veränderte Tendenz zu konſtatieren. Dieſe Veränderung beſteht in der Zurückdrängung der novelliſtiſchen Beiträge und in der Einfügung allgemeiner Erwägungen, z. B. der Betrachtung über Frauenemanzipation. Vielfach wird von Juden erzählt und oft genug hat der Geſchichtsſchreiber traurige Momente hervorzuheben.

Das eine Moment ist die Verwahrlosung der Jugendbildung. Die Darstellung, welche Franzos in der Skizze: „Im Cheder" von einer jüdischen Schule des Ostens gibt, ist entsetzlich genug: der Schmutz des Lehrers, die dumpfe Luft des als Schulzimmer benutzten Raumes, die barbarische Mißhandlung der Knaben, die unmethodische, verständnislose Art des Lehrens, die Beschränkung des Lehrstoffes auf Hebräisch-Lesen und -Schreiben, Auswendiglernen der Bibel und der Erklärungen derselben — das alles gibt eine Ahnung von dem elenden geistigen Zustand der Erwachsenen, welche, kaum der Schule oder dem Schulalter entwachsen, die Mühen und Sorgen des Lebens in erschreckendem Maße zu tragen haben.

Das zweite Moment sind die frühen Heiraten, die dadurch hervorgerufene physische Schädigung der Männer und die Vernichtung jedes idealen Gefühls durch die Art der Eheschließung. Denn von Neigung, Liebe, Werbung ist dabei nicht die Rede; es handelt sich vielmehr nur um ein Geschäft, das durch Vermittler und die beiderseitigen Eltern abgeschlossen wird und dem die Hauptbeteiligten meist ohne jeden Widerspruch beitreten. Man kann nicht einmal sagen, daß die also geschlossenen Ehen unglücklich sind; die auf so seltsame Weise Zusammengebrachten leben, trotz der ungemein leichten Art der Ehescheidung, meist friedlich, nur eben die Art des Zusammenbringens ist eine unerfreuliche und die Folgen der frühzeitigen Ehen für die Verheirateten und ihre Nachkommenschaft sind sehr nachteilige.

Welch seltsame Zustände sich aus diesen Sitten ergeben, lehrt namentlich eine Skizze „Nathan der Blaubart". Franzos gibt diesen Namen einem angeblichen Spielkameraden, weil dieser, kaum 30jährig, die sechste Ehe schloß. Dies kam aber so: Der Elfjährige wird 1859 mit einer 50jährigen Köchin verheiratet, um der gefürchteten Einreihung in eine Knabenlegion zu entgehen, und alsbald, nach Schwinden der Kriegsfurcht geschieden; der Dreizehnjährige mit einer Schwindsüch-

tigen, fast gleichaltrigen Cousine, einem argen Plagegeiste, die bald stirbt und ihrem nicht eben trostlosen Gatten ein ansehnliches Vermögen hinterläßt; der Vierzehnjährige mit einer 19jährigen bildschönen Polin, die so lange unvermählt geblieben war, weil ihr Bruder, ein Abtrünniger (er war nämlich aus dem Elternhause fortgelaufen, um Medizin zu studieren), Schande über die Familie gebracht hatte, die aber von Nathan, der nur dem Namen nach ihr Gatte gewesen war, früh geschieden wird, um einen Freund ihres Bruders zu heiraten, dem sie ihre wahre Neigung zugewendet hatte; der Sechzehnjährige schließt mit einer sanften, hübschen Frau die erste wirkliche Ehe, die aber nach einigen Jahren getrennt wird, weil sie kinderlos ist; der Einundzwanzigjährige heiratet eine Frau, welche stirbt, nachdem sie ihm mehrere Kinder geschenkt hat; und so kann der 30jährige Mann wirklich zu seiner sechsten Ehe schreiten.

Es ist kein Wunder, daß Menschen, die teils durch eigenes Verschulden, teils durch das schädliche Zusammenwirken äußerer Umstände körperlich verkümmern und geistig unentwickelt sind, sich zumeist jedem freien geistigen Hauch verschließen. Kommt es innerhalb des Ghettos zu einer geistigen Ausbildung, so ist diese einseitig — das greisenhafte Wesen eines solchen natürlich sehr frühzeitig dahinsiechenden „Wunderkindes", das die ganze Bibel auswendig kann, mit Scharfsinn über talmudische Dinge disputiert, gelehrte und erbauliche Predigten hält, wird von Franzos höchst anschaulich, mit geradezu erschütternder Wirkung geschildert. Die wahre Wissenschaft existiert für diese Menschen nicht. Das Lesen deutscher Bücher wird als Abfall betrachtet, die Hinneigung zur Naturwissenschaft, im Gegensatz zu dem hergebrachten Schlendrian fanatischer Befangenheit gilt geradezu als Verbrechen. Wagt einer es nur, wie der als „Galilei von Barnow" geschilderte Fleischhauer gesprächsweise zu behaupten, daß die Erde sich bewege und die Sonne stillstehe, so fehlt es nicht an Denunzianten, die seine „Ketzerei" verraten, und nicht an einem

Glaubensgerichte, das ihn in den Bann tut und ihn nötigt, seine Heimat zu verlassen, wenn er nicht jeden Umgang entbehren und mit den Seinigen verhungern will.

Trotz dieser traurigen Zustände und der entsetzlichen Folgen, die dem einzelnen drohen, welcher sich über diese Anschauungen hinwegsetzen und aus den Zuständen zu befreien wagt, ringen auch hier manche nach Befreiung. Deutsche Wissenschaft findet bei einigen, wenn auch mühsam und heimlich, Eingang. Meines Vaters, Abraham Geigers, Schriften schreibt Franzos einen Teil dieser Erweckung zu. Man wird von mir, dem Sohne, ein genaueres Eingehen auf die schön geschriebene und trefflich komponierte Skizze „Ein Befreier des Judentums", in welcher die geistige Entwicklung des Verstorbenen und seine Einwirkung auf die Wissenschaft des Judentums dargelegt wird, schwerlich erwarten; was man mit tiefer Rührung und innerer Bewegung liest, darüber kann man nicht mit der nötigen Objektivität reden. Aber die Wirkung dieser und anderer Schriften ist zu konstatieren. Sie treiben manchen Jüngling zum Nachdenken und brechen das Joch tausendjähriger Vorurteile. Aber in Halb-Asien wird eine solche Wirkung nicht ohne Kampf durchgesetzt und nicht ohne üble Wirkung für die Kämpfer. Der eine, welcher Geigersche Schriften gelesen, wird von den Seinen geschlagen und schwer gestraft und kann seinen Wissensdurst nur stillen, indem er seiner Heimat den Rücken kehrt; der andere, Aaron G. in Bottuschany in Rumänien, der durch einen christlichen Theologen deutsch lesen und schreiben, die Anfangsgründe der Geschichte und Naturkunde erlernt hat, weiß sich in seltsamer Weise zu befreien. Schließlich wird er Professor an einer deutschen Universität.

Derartige Selbstbefreiungen können freilich nur von hervorragenden Menschen, die gleich bedeutend durch Kraft und geistige Begabung sind, vorgenommen werden. Sie nützen höchstens den Befreiern selbst; der Menge bringen sie eher Nachteile als Vorteile, indem sich diese in ihrer Abneigung

gegen die Abtrünnigen, in ihrem Widerstande gegen Licht und Aufklärung versteifen.

Außer den sonderbaren Zuständen und traurigen Mißständen der Juden wird von Seltsamkeiten und Greueln der christlichen Bevölkerung berichtet. Ungemein charakteristisch in dieser Beziehung sind die Skizzen „Der Geistertöter", „Der Fehlermacher", „Volks- und Schwurgerichte im Osten". Für die Zwecke dieser Studie von besonderer Bedeutung und wichtig für Franzos' Eigenart ist auch die seltsame Skizze „Der Bart des Abraham Weinküfer", eine schwere Anklage gegen die russische Justiz, durch die ein gänzlich Unschuldiger zum Tode gebracht wird.

Der Name dieses unschuldigen Opfers erregt vielleicht manchem ein Lächeln. Aber dieser Name und ebensoviel andere komische oder übelklingende sind nur in seltenen Fällen freigewählte, meist, wie Franzos in der Skizze „Namenstudien" ausführt, durch die Bosheit einzelner Beamten gegeben, die in Ausführung eines vom Kaiser Josef erlassenen Gesetzes den Juden die tollsten Namen anhängten und ein zum Segen bestimmtes Gesetz in Fluch verkehrten. Die von Franzos aus den Akten gemachten Mitteilungen zeigen, mit welcher Raffiniertheit manche Beamte vorgingen, wie sie, um ihr Mütchen an Wehrlosen zu kühlen oder um von zahllosen Opfern Geld zu erpressen, entweder Glieder einer und derselben Familie, Mutter und Töchter mit verschiedenen Namen benannten, oder geachteten Männern Namen wie Galgenholz und Blutsauger verliehen und sich erst durch beträchtliche Zahlungen bestimmen ließen, dieselben in Holzer und Säugling umzuwandeln. Die seltsamsten Namen, die fast ausnahmslos dem „Witze" österreichischer Beamten ihren Ursprung zu verdanken haben, bestehen noch heute; Familiennamen, wie die folgenden: „Pulverbestandteil", „Maschinendraht", „Küssemich", „Singmirwas", sind noch keineswegs die schlimmsten.

Die Besprechung dieser drei Arbeiten, so groß auch der Zeitraum war, der zwischen der ersten und dritten liegt, durfte

nicht getrennt werden, da sie notwendig zusammengehören. Aber die Zeit von 1876—1887 war voll von wichtigen Ereignissen. Unter den großen, damals begonnenen Publikationen ist die über den deutschen Dichter Georg Büchner zu erwähnen. Die Ausgabe seiner Werke durch Franzos erschien Frankfurt a. M. 1879. Es ist eine ungemein fleißige Arbeit, die, wie sie das Verdienst in Anspruch nehmen darf, einen zu seiner Zeit nicht recht gewürdigten und später fast vergessenen Dichter zu Ehren gebracht zu haben, ganz besonderer Anerkennung wert ist durch die saubere Behandlung des schwer zu bearbeitenden Textes, durch die lichtvolle Würdigung des Autors und seiner Zeit.

In Wien führte Franzos ein arbeitsreiches, aber auch geselliges Leben. Epochemachend für ihn war ein Sommeraufenthalt in Gmunden 1876, wo er L. A. Frankl nahe trat und in das Haus des Kaufmanns Benedikt und seiner Gemahlin, einer geborenen Mauthner, eingeführt wurde, deren durch Geist und Anmut gleich ausgezeichnete Tochter Ottilie er schätzen und lieben lernte. Nach einem Abstecher nach Berchtesgaden kehrte er nach Wien zurück und verlobte sich mit Ottilie Benedikt am 29. September. Die Hochzeit fand am 28. Januar 1877 statt. Frankl und seine Gattin standen an Franzos' Seite als seine Eltern; Adolf Jellinek hielt die Traurede.

Das junge Paar lebte zuerst Wien I, Schulhof 4; Franzos hat wiederholt in seinen Skizzen diesen stillen Winkel reinen Glückes geschildert.

Der Sommer wurde zumeist auf dem Lande, in den gesegneten Fluren Österreichs zugebracht; manche weitere Reisen führten das Paar nach Kopenhagen (1880), nach der Schweiz. Der Winter 1882/83 wurde in Berlin verlebt, und schon hier wurde der Plan gefaßt, nach Berlin zu übersiedeln, ein Plan, der aber Familienverhältnisse wegen für einige Jahre verschoben wurde. Manche anderen Reisen wurden von Franzos allein unternommen, teils zur Heilung von seinem Ischiasleiden, teils zur Anknüpfung oder Festigung

literarischer Verbindungen, teils zur Erweiterung seiner Kenntnisse der östlichen Länder, z. B. nach Serbien, teils zum Schutze seines literarischen Eigentums, z. B. nach Holland und Schweden; im Oktober 1877 reiste er zur Mutter, deren Verhältnisse sich sehr ungünstig gestaltet hatten. Seit 1874 war das väterliche Vermögen vollkommen verloren. Der auf seine eigene Tätigkeit Angewiesene mußte seitdem die Mutter und nach deren Tode die Schwestern erhalten.

Manche anderen Reisen wurden teils von Wien, teils später von Berlin aus zu Vorträgen in jüdischen und nichtjüdischen Vereinen unternommen. Sie führten ihn fast nach allen Teilen Deutschlands, einmal auch nach Zürich. Bei diesen Vorträgen in allgemeinen und speziell jüdischen Vereinen wurden häufig Themata behandelt, die in den oben beurteilten Bänden der Sammlung „Halbasien" bearbeitet waren; in den letzten Jahren waren es vielfach Vorlesungen aus den Werken, wobei je nach der Natur des Vereins die allgemeinen oder speziell jüdischen Werke bevorzugt wurden. Franzos war nicht eigentlich ein Redner; sein nicht sehr ausgiebiges und etwas sprödes Organ trug nicht weit; auch der österreichische Dialekt beeinträchtigte die Wirkung, endlich las er meist ab, da er seiner Gabe frei zu sprechen nicht völlig vertraute. Trotz dieser Mängel übte er oft bedeutende Wirkungen aus. Denn das Auditorium hatte die Empfindung, daß der Redner mit seinem Gegenstand aufs innigste verwachsen war, daß es ihm nicht nur darauf ankam, seine Hörer zu belehren oder zu unterhalten, sondern daß er wünschte, sie für den Gegenstand zu begeistern, wie er selbst davon erfüllt war. Dieses Glück ward ihm manchmal zuteil; einmal gab er davon seiner Frau in einem Briefe aus Nürnberg 1883 folgende Kunde:

„Es war das fünfte Mal in meinem Leben, wo ich von der Tribüne mit dem Bewußtsein abstieg, die Gemüter wirklich gepackt zu haben .... Es gehört mit zu dem Besten, was man hier auf Erden erleben kann — man, das heißt ein Mensch,

dem nicht mehr gegeben ist als mir. Weshalb ich denn auch die Nacht vom Freitag auf Sonnabend vor lauter Glück nicht schlafen konnte."

Auf diesen Reisen empfing er große Anerkennung und freute sich der Bankette und anderer Ehrungen, die für ihn veranstaltet wurden. Oft erlangte er gerade auf diesen Reisen Anerkennung, wo er es am wenigsten erwartete. Als er einmal in Czernowitz war, sagte ihm ein Ruthene: „Sie sind der einzige Mann, der sich unserer annimmt." Auf derselben Reise wurde er von dem Kondukteur eines Schlafwagens, der um die Ehre bat, ihm beim Auskleiden zu helfen, in folgender Weise angeredet: „Ich bin ein geborener Wiener, lebe zwischen Krakau und Podwoloczyska im Schlafwaggon, bin ein armer Teufel und habe mir in Krakau doch Ihre Bücher verschafft. Was Sie sind, werden Ihnen andere Leute gesagt haben, die können Ihnen auch ihre Anerkennung anders ausdrücken — ich, der alte Stürzer, möchte Ihnen wenigstens die Stiefel ausziehen."

Auch über ein anderes Reiseabenteuer mag kurz berichtet werden. Am 19. März 1882 traf Franzos in Nürnberg ein. Von seiner Reise berichtete er seiner Frau: „Ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, das Kupee nicht bloß mit drei Europäern, sondern auch mit einem echten, pajesgeschmückten und bekaftanten Halbasiaten zu teilen. Natürlich erkannte er mich sofort als Bruder in Mose und begann ein Gespräch über die Judenfrage, welches den anderen (Urchristen) offenbar und mit Recht der Ausdrucksweise wegen sehr drollig vorkam.

Doch hielt ich mich tapfer, sekundierte eifrig, ohne Furcht, etwa mit lächerlich zu werden, und widersprach nur, soweit ich anderer Ansicht war. „Das hat schon Franzos viel besser gesagt als Sie," rief er wiederholt. Bis ich ihm endlich bedeutete, daß das doch nicht meine Schuld sei. Wie er sich darauf geberdete, war urdrollig und bewegte mich doch .... Als er von meiner Vortragstour hörte, entwarf er sogleich den Plan, ein Dutzend Vorträge in Rußland für mich zu inszenieren; er bürge für den Erfolg. „Aber die Sprache?!" rief ich. „Nu,

jüdisch können Sie doch!" — Er meinte allen Ernstes Vorträge im Jargon, um allen Juden verständlich zu sein, 300 Rubel pro Abend!"

Drei wichtige Ereignisse gehören dem letzten Jahrfünft des Wiener Lebens an.

1883 begannen Beziehungen zu Dr Jakob Rappaport. Der Genannte wünschte eine Biographie von Moritz Rappaport und eine Herausgabe von dessen Werken. Diese Arbeiten nahmen lange Zeit in Anspruch, führten aber, zum Teil auch infolge des Todes des Genannten 1886, zu keinem Abschluß.

Zu den großen Plänen Jakob Rappaports gehörte auch die Umgestaltung der „Wiener Illustrierten Zeitung" zu einem großen Unternehmen, mit Angliederung eines erstklassigen Verlages. Am 30. März 1884 übernahm Franzos die Redaktion der „Wiener Illustrierten Zeitung", der er zwei Jahre lang eine außerordentlich angestrengte, erfolgreiche Tätigkeit widmete. Zu den Mitarbeitern gehörte außer dem Kronprinzen Rudolf von Österreich, von dem gleich noch die Rede sein wird, eine Reihe der hervorragendsten Schriftsteller in Österreich und außerhalb: L. Büchner, Dingelstedt, Ebner-Eschenbach, E. Eckstein, Frankl, Ganghofer, Geibel, Greif, Grillparzer, Grün, Hamerling, Heyse, Jokai, Lingg, Littrow, Schack, Siegmund Schlesinger.

Franzos war ein außerordentlich geschickter und umsichtiger Redakteur. Bei diesem Unternehmen, wie bei einem anderen, von dem später noch eingehend gehandelt werden muß, begnügte er sich nicht damit, seinen Namen herzugeben, um die Ehren einer Leitung einzuheimsen, sondern unterzog sich mit größtem Eifer den Mühen des neuen Berufes. Bei diesem reich illustrierten Wochenblatt kam es nicht nur darauf an, interessante, spannende, vor allem aktuelle Beiträge zu gewinnen, sondern auch darauf, das ihm bis dahin fremd gebliebene Technische zu bewältigen. Augenblickliche politische und literarische, welterregende oder im Gesellschaftsleben viel besprochene Vorgänge nötigten zur schnellsten Berichterstattung;

oft mußte im letzten Momente der Inhalt einer schon festgestellten Nummer umgestoßen oder zum mindesten für einen ganz unerwarteten Artikel Platz geschaffen werden. Beiträge, die in sichere Aussicht genommen waren, blieben im letzten Augenblicke aus; für sie mußte Ersatz geschaffen werden. Alles dies erforderte eine genaue Personen- und Sachkenntnis, kostete unendlich viel Zeit und nahm die Kräfte in einer ganz ungewohnten Weise in Anspruch. Es fehlte nicht an Enttäuschungen und Aufregungen; Mitarbeiter, die sich zurückgesetzt oder nicht genug beachtet wähnten, zogen sich grollend zurück oder gaben ihrer Entrüstung heftigen Ausdruck; ein besonders Übelwollender spritzte seinen Groll in einer heftigen Broschüre aus. Franzos verstand es, Wohlmeinende zu mahnen, Empörte zu beschwichtigen, neue Kräfte zu gewinnen. Neben dieser ungeheueren Korrespondenz war er aber genötigt, wenn es nicht gelang, zur rechten Zeit Ersatzmänner zu schaffen, selbst in die Lücke zu springen und außer den Gegenständen, die er aus eigenem Antrieb mit Lust und Liebe behandelte, auch solche Artikel zu schreiben, die außerhalb seines eigentlichen Bereiches lagen. Ferien waren ihm bei dieser überaus anspannenden Tätigkeit karg zugemessen. Rappaport starb am 10. August 1886. Franzos schied am 1. Oktober des genannten Jahres aus der Redaktion aus.

Sehr merkwürdig ist die Beziehung zu dem Kronprinzen Rudolph von Österreich, die im Jahre 1884 begann.

Der Prinz ließ sich Franzos am 18. Februar auf dem Balle der Concordia vorstellen. Der Verkehr mit dem Prinzen gestaltete sich mit der Zeit, wenn man so sagen kann, zu einem fast freundschaftlichen. Franzos war viel bei ihm in der Burg, die Kronprinzessin gesellte sich auch öfter zu diesen Zusammenkünften. Der Prinz wurde in der Folge ein eifriger Mitarbeiter an der „Neuen Illustrierten Zeitung". Er ließ Franzos oft zu sich holen, verbat sich dabei den Frack und sendete sehr häufig liebenswürdige Billete, deren Anrede „lieber Herr Franzos" bald in die „lieber Franzos" überging.

Bei diesem Verhältnis handelte es sich zunächst um das große Werk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", dessen Veröffentlichung der Kronprinz nachmals bis zu seinem Tode leitete. Doch blieb es keineswegs bei literarischen Besprechungen, vielmehr war es dem Schriftsteller vergönnt, tiefe Einblicke in das innere Wesen des hochbegabten Fürsten zu tun. Nur wenige Andeutungen darüber veröffentlichte Franzos nach dem tragischen Tode des Kronprinzen. In vertrauten Gesprächen ließ er sich wohl etwas mehr gehen, ohne doch je die durch die Diskretion gebotenen Grenzen zu überschreiten.

Das dritte und wichtigste Ereignis ist die Begründung der Zeitschrift, der Franzos fast zwei Jahrzehnte hindurch den besten Teil seiner Zeit und eine ungeheure Arbeit widmete.

In das Jahr 1885 fällt die Anknüpfung mit dem Verleger Bonz in Stuttgart, die Vorbereitung der Halbmonatschrift „Deutsche Dichtung". Die Zeitschrift hatte buchhändlerisch keinen besonderen Erfolg; nachdem Bonz den Verlag aufgegeben, versuchten hintereinander drei Verleger ihr Heil, bis die Zeitschrift endlich von der durch Franzos gegründeten Verlagsanstalt Concordia übernommen wurde. Sie erschien zuerst mit manchen künstlerischen Beilagen, Porträts, Faksimiles, gab aber diesen äußeren Schmuck nach einigen Jahren auf. Die Zeitschrift war und blieb ein vornehmes Organ. Sie brachte Dramen, Romane, Novellen der hervorragendsten Schriftsteller: Adolf Wilbrandt, Paul Heyse, Bauernfeld und vieler anderer. Sie eröffnete manchen jungen Talenten eine neue Laufbahn. Außer Dramen und Romanen brachte jedes Heft eine ziemliche Reihe lyrischer Gedichte, deren Auswahl und Korrektur dem sorgsamen Herausgeber viele Mühe machte. Ihre Eigenart fand die Zeitschrift aber darin, erstens, daß sie aus ungedruckten Nachlässen eben verstorbener oder längst heimgegangener deutscher Schriftsteller eine Fülle von wichtigem Material edierte, und zweitens durch biographische, literarhistorische Artikel über bedeutende allgemeine Fragen der

Literaturgeschichte und über einzelne Persönlichkeiten. Auch für diese Rubrik wußte Franzos eine große Zahl deutscher Universitätslehrer und hervorragender Schriftsteller zu Mitarbeitern zu gewinnen. Drittens durch Rundfragen, auf die gleichfalls die hervorragendsten Schriftsteller bereitwilligst Antwort erteilten. Die eine bezog sich auf die Begründung einer deutschen Akademie, die andere führte den Titel „Die Suggestion und die Dichtung". Eine dritte Rundfrage war die Frage nach der Theaterzensur. Die über die mittlere („Suggestion") eingekommenen Gutachten wurden von Franzos in einer selbständigen Schrift zusammengestellt. Den Schluß eines jeden Heftes bildeten Kritiken, vornehmlich über belletristische Erscheinungen.

Gleichfalls auf Grund eines Rundschreibens (1891) entstand ein sehr eigenartiges, auch mit wertvollen Bildern der vertretenen Autoren geschmücktes Werk „Die Geschichte des Erstlingswerks", eine Sammlung von 19 selbstbiographischen Aufsätzen (Leipzig 1894). Es enthält die Schilderungen der literarischen Anfänge deutscher Dichter, anhebend mit dem Nestor Theodor Fontane, geb. 1819, schließend mit Ludwig Fulda, geb. 1862. Das Unternehmen diente nicht, wie Paul Heyse, der gleichfalls unter der Schar vertreten ist, befürchtete, zur Selbstbespiegelung und rief nicht den Spott der Mitwelt hervor, sondern gab ungemein dankenswerte Beiträge zur Erkenntnis des Werdens, der oft schwachen und schweren Anfänge unserer beliebtesten Autoren. Der Zweck dieser Studie verbietet ein näheres Eingehen gerade auf diese Leistung, da es sich in ihr außer bei Fulda und Franzos ausschließlich um christliche Autoren handelt. Franzos' Beitrag, übrigens der ausführlichste des ganzen Bandes, ist weit mehr ein Stück Selbstbiographie, speziell der Jugendgeschichte unseres Autors, als eine ausschließlich dem ersten Werk gewidmete Studie, obgleich auch diese: „Das Christusbild" seiner Entstehung nach gewürdigt wird. Aber er enthält höchst wichtige Ansätze zur Biographie und eine mit besonderer Liebe ausgeführte

Schilderung des Vaters. Der äußerst anziehende Aufsatz erregt tiefes Bedauern darüber, daß Franzos seinen Plan, eine umfangreiche Selbstbiographie zu schreiben, nicht ausgeführt hat, und daß er es nur bei diesem Fragment bewenden ließ.

Hauptmitarbeiter der Zeitschrift war der Herausgeber selbst. Die meisten seiner Novellen, auch ein Drama, sind hier erschienen; der größte Teil der Kritiken, in denen er oft mit vielem Witz Dichterlinge abwies, rührt von ihm her; literarisch-historische Artikel, Forschungen und Mitteilungen, sind von ihm außerordentlich zahlreich beigesteuert. Eine besondere Erwähnung verdienen die sehr umfangreichen Veröffentlichungen über Ernst Schulze, die Studien über Heine, von denen eine über Heines Geburtsjahr später als selbständige Schrift veröffentlicht wurde, eine Charakteristik C. F. Meyers, die gleichfalls als besondere Broschüre erschien; eingehende Betrachtungen über den Fall Meißner-Hedrich u. v. a.

Die große Fähigkeit zum Redakteur, von der Franzos in der „Wiener Illustrierten Zeitung" tüchtige Proben abgelegt hatte, bewährte er hier auf einem ihm näherliegenden Gebiete. Gerade für diese Heerschau über die gesamte literarische Produktion der Zeit, für eine vorurteilslose, gediegene Auswahl aus den verschiedensten Gebieten des Neuerstandenen war Franzos wie geschaffen. Er gab mit Gründlichkeit und Unparteilichkeit seine Urteile ab, ließ, meist ohne Widerspruch zu erheben, seine Mitarbeiter ihre Ansicht vertreten und hatte eine glückliche Hand in der Auswahl der Beiträge. Er vereinigte Strenge mit Milde, und diese glückliche Mischung von Freundlichkeit und Entschiedenheit brachte es zuwege, daß ein großer Stamm hervorragender Mitarbeiter ihm treu blieb.

Unter den Großen der vergangenen Epoche war auch Goethe mannigfach vertreten. Bei Erwähnung des Namens unseres größten Klassikers mag darauf hingewiesen werden, daß Franzos auch anderen Zeitschriften, z. B. dem Goethe-Jahrbuch, einzelne Beiträge übergab, die wertvolle Dokumente,

mit gehaltvollen Anmerkungen begleitet, enthielten. Gerade bei solchen Veröffentlichungen bewährte Franzos auch die Kunst des Schriftstellers. Es kam ihm nicht nach Philologenart darauf an — obgleich er wie ein guter Philologe auf die Sauberkeit der von ihm abgedruckten Texte die größte Sorgfalt verwendete, denn er war ein kundiger Sammler und ausgezeichneter Leser von Handschriften — kurze Anmerkungen zu seinen Texten zu geben, sondern er hatte das Bestreben, die von ihm zusammengebrachten und der Öffentlichkeit übergebenen Dokumente in den Mittelpunkt einer lebensvollen Darstellung zu setzen. Und noch ein anderes kennzeichnete ihn als Editor. Nicht die „Wut des Ungedruckten" erfüllte ihn, sondern die Liebe zu dem Bedeutenden, soweit es unbekannt war, so daß bei seiner Herausgabe ungedruckter Materialien selten Spreu mit unterlief, sondern wirklich Gediegenes an das Tageslicht gezogen wurde.

Gerade diese literarhistorischen Arbeiten nötigen zu einer allgemeinen Betrachtung. Franzos liebte die deutsche Literatur und war ihr für manche Einwirkung dankbar. Sein Verhältnis zu den Führern unseres deutschen Schrifttums war tief und innig. Eine besondere Einwirkung Schillers, an die man gern glauben möchte, wies er ab. Und doch hat er, wie schon früher gezeigt wurde, in wunderbaren Worten den Einfluß Schillers gerade auf die Juden des Ostens hervorgehoben. Über ein Stück Schillers, über „Wallenstein" und über den Eindruck, den es hervorrief, äußerte er sich in einem Briefe an seine Gattin folgendermaßen: (Stuttgart, 1883). „Ich sah mir abends Wallensteins Lager und die Piccolomini an. Die Hund' spielen wie die Schwein." (Gelegentliche Äußerung Bauernfelds über das Burgtheater.) Aber ich kann es Dir kaum sagen, denn es scheint mir selbst ein Wunder, wie tief mich das Stück gepackt hat. Ich wurde ordentlich wieder jung und über Max und Thekla so sehr gerührt. Wenn ich das Drama lese, wirkt es gar nicht mehr auf mich. Und hier war ich von der mit Recht „unmöglich" genannten Senti-

mentalität ganz ergriffen. Auch das riesige ausverkaufte Haus war mir interessant. Solche Andacht, solche Hingabe. Rings um mich nur Frauen und Backfische. „Ja, s' ischt eben unser Schiller", sagte die alte Frau in der Loge neben mir. „Übermorgen ischt sei Geburtstag." So ist es doch wenigstens für Schwaben wahr, was ich einst geschrieben habe, daß Schiller nur geboren, aber nicht gestorben ist."

Als diejenigen, die den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf ihn geübt hätten, bezeichnete Franzos Goethe und Heine. Wie eingehend und für die Literaturwissenschaft förderlich er sich mit Goethe beschäftigte, ist eben hervorgehoben worden; eine bestimmte Art der Einwirkung Goethes läßt sich freilich nicht erkennen. Die Lyrik, in der Goethe unerreichter Meister ist, war nicht Franzos' eigenstes Gebiet, obgleich ihm bei Gelegenheit manch trefflicher Vers gelang und zwischen Goethes abgeklärtem, ruhigem Stil und Franzos' lebhaft-temperamentvoller Ausdrucksweise läßt sich kaum eine Ähnlichkeit feststellen. Aber für Goethes Wesen und Werke besaß er ein tiefes Verständnis; sie wird bezeugt durch das schöne Wort: „Dieser größte Dichter, dieser größte Mensch, der einem immer näher wächst, je älter man wird."

Heines Beeinflussung dagegen ist ersichtlicher. „Er sagte" (ich bediene mich hier der Ausführung R. M. Meyers in der Zeitschrift „Die Nation" S. 299 ff. 1904) „wohl im Scherze von sich selbst, daß er ein Prosageschäft habe; doch aber hat die Heinesche Mischung von Sentimentalität und Ironie auf ihn vor allem in der lyrischen Färbung seiner besten Erzählungen gewirkt, und, wenn er Heine vor allem so auffaßte, wie der erste Impressionist sich vor allem aufgefaßt wissen wollte: als den tapferen Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit, so ist auch hier Franzos sein Schüler gewesen, und zwar mit ehrlicherer Hingabe und festerer Konsequenz als der ungezogene Liebling der Grazien."

Auch Heines Zeitgenosse, in manchem ihm ähnlich, in vielem sein Antipode, Ludwig Börne, mag für Franzos be-

stimmend gewesen sein. Der feurige Patriotismus des Genannten, sein entschiedenes Eintreten für die Juden, zeigen sich bei dem Nachfolger ebenso lebhaft wie die Mischung von Pathos und Ironie. Einzelne Aufsätze über Börne in seiner Zeitschrift bekunden Franzos' großes Interesse für ihn; er dachte an eine Gesamtausgabe des mutigen, ein paar Jahrzehnte nach seinem Tode in ziemliche Vergessenheit geratenen Schriftstellers und würdigte ihn in einem an einen Verleger gerichteten Briefe 1880 folgendermaßen:

„Börnes Bedeutung für die Gegenwart liegt meines Erachtens einerseits in dem großen und bleibenden Gesichtspunkte, den er in den Kämpfen seiner Zeit festhielt, andererseits in seinen unpolitischen Schriften. Er ist der mächtigste Vertreter der Humanität, den wir in unserer Literatur besitzen, und gilt dem Judentum, wie den Freiheitsparteien unserer Tage wie ein Heiliger. Der Reiz der Darstellung vollends ist ein unverwelklicher.

Weil Börne über *seiner* Zeit stand, ist er der *unseren* so nahe und wird jeder Generation, wo sich Glaubenshaß und politische Unfreiheit regen, ein Mahner und Lehrer. Und ferner: er ist ein *Humorist von unvergänglicher Bedeutung*".

Die schriftstellerische Tätigkeit der zwölf Jahre von 1875 bis 1887 war eine ganz außerordentliche. Außer der überaus anstrengenden redaktionellen Arbeit, den zahlreichen schon angedeuteten Studien weiß man von mancherlei Plänen, die den rührigen, rastlos arbeitenden Mann beschäftigten. Unter diesen sind besonders zwei jüdische zu erwähnen. Der eine bezieht sich auf eine jüdische Bibliothek, die 1880 bei Minden in Dresden erscheinen sollte. Sie sollte zunächst den „Roman" von Börne, Heines „Rabbi von Bacharach", Geschichten von Kompert und Kulke und ähnliches enthalten. Vielleicht wurde der Plan deswegen aufgegeben, weil Hoffmann & Campe, wie aus einem vorliegenden Brief vom 1. Juli 1880 hervorgeht, den Abdruck der Heineschen Erzählung nicht gestatteten.

Der zweite Plan war der folgende: Im Jahre 1885 dachte er an einen jüdischen Literaturverein, wie sich aus einem Briefe vom 14. Mai 1885, wahrscheinlich an Lazarus gerichtet, ergibt: „Ich meine einen Verein für jüdische Literatur nach dem Muster des einst bestandenen, den Philippson gründete. Wieviel wäre dadurch erreicht, wenn wir ihn aktivieren könnten: nicht nur die Möglichkeit, gute Schriften zu vertreiben, sondern auch welche Basis für jegliche Art der Agitation auf geistigem Gebiete. Was damals ging, müßte heute erst recht gehen und wäre heute gewiß noch viel nötiger als damals ... Mir wird von allen Bekannten gesagt, der Verein blühte und ging nur an unpassender Auswahl des Gebotenen zugrunde. Ich glaube nicht, daß große materielle Mittel nötig wären, und was nötig wäre, wäre zu beschaffen. Also: wie denken Sie darüber und wären Sie bereit die Initiative zu ergreifen? Denn wenn's ein anderer tut, so geht's ja doch nicht."

Aber auch nicht-jüdische Projekte erwog er mancherlei. Das wichtigste darunter ist das eines großen Wochenblattes nach Art der erst vor wenigen Jahren ins Leben getretenen „Österreichischen Rundschau". Es scheint, daß das Fehlschlagen dieses Planes zusammen mit der Erkenntnis, daß in Reichsdeutschland eine größere literarische Tätigkeit zu entwickeln sei — schon die ersten Bücher unseres Schriftstellers erschienen daselbst, kein einziges, nicht einmal das „Dichterbuch aus Österreich" hat einen österreichischen Verleger — ihn in seinem Plane bestärkte, seinen Aufenthalt nach Deutschland zu verlegen.

Die größeren selbständigen Arbeiten, die in Wien entstanden, sind die folgenden: „Junge Liebe" (Breslau 1879), anmutige Liebesgeschichten; „Stille Geschichten" (Dresden 1881), gut erzählte Novellen, besonders interessant dadurch, daß sie viel Selbsterlebtes verwerten; „Mein Franz" (Leipzig 1883), die einzige größere in Versen geschriebene Dichtung.

Die Hauptbedeutung der schriftstellerischen Tätigkeit jener Zeit des blühendsten Mannesalters liegt aber in vier Werken,

deren zeitliche Aufeinanderfolge diese ist: „Moschko von Parma", Geschichte eines jüdischen Soldaten (Leipzig 1880, 3. Aufl. 1899); „Ein Kampf ums Recht" (zwei Bände, Breslau 1882, 5. Aufl. 1896); „Der Präsident" (Breslau 1884, 3. Aufl. 1896); „Die Reise nach dem Schicksal" (Stuttgart 1895).

Ludwig Fulda, der in einer feinsinnigen Studie („Die Nation" 1885, Nr. 4 u. 5) gerade die Werke dieser Epoche analysiert und gewürdigt hat, wies darauf hin, daß zum Verständnis von Franzos' Schaffen der Umstand sehr wichtig ist, daß er Jurisprudenz studiert hat. Nicht etwa in dem Sinne, daß er Kriminalromane schreibt oder ausschließlich Rechtsfälle behandelt, sondern in dem, daß er mit Vorliebe Fälle wählt, in denen das Rechtsbewußtsein verletzt wird oder das gebeugte mißhandelte Recht nach seiner Anerkennung, nach seinem Sieg verlangt. Schon in manchen kulturhistorischen Skizzen und Novellen der ersten Bände tritt dies Streben hervor, noch deutlicher in den Werken der Wiener Epoche. Zunächst in der „Reise nach dem Schicksal". Hier liegt ein sehr verwickelter juristischer und moralischer Fall vor. Ein Graf Hallsee schwört einem jungen Manne einen Eid (und zwar einen Meineid), daß dieser nicht sein Sohn sei, in der Absicht, ihn von dem Gedanken zu befreien, er habe mit seiner Schwester in Blutschande gelebt. Der Tod des unglücklichen Mädchens erlöst dann beide Männer von ihrer schweren Last. In dieser kurzen Erzählung der Fabel wird man freilich dem Buche nicht gerecht, das allerdings in seiner Komposition und Technik wohl eines der schwächsten unseres Verfassers ist. In der Komposition, weil der Graf Hallsee, der eigentlich Haupthelд sein müßte, in dessen Seele sich die entsetzlichsten Kämpfe abspielen, nur nebenbei geschildert wird. In der Technik, weil die Vorgänge nicht erzählt, sondern das Ganze als Reden des Jünglings, und zwar während einer Eisenbahnfahrt, mitgeteilt werden; Reden, in die auch große Erzählungen anderer eingeflochten werden. Gewiß soll nicht geleugnet werden, daß das Buch ungeheure Spannung erregt, daß es kulturhistorisch wichtig

ist, durch die Vorführung der Intrigen katholischer Geistlicher, die auf alle Weise, selbst mit unlauteren Mitteln, Seelen einzufangen bestrebt sind, die danach trachten, reiche Jünglinge, selbst gegen ihren Willen, in das Kloster zu ziehen, — aber einen recht befriedigenden Eindruck erweckt das Werk nicht.

Von größerer Bedeutung, ebenso wie das vorige einen Fall behandelnd, ist das Buch „Der Präsident" — von Franzos auch in einem Drama bearbeitet, das aber keinen Erfolg hatte. Hier sind die Seelenkämpfe nicht übergangen, sondern in guter Weise geschildert, aber die Vorgänge sind derartig, daß sie als unwahrscheinlich bezeichnet werden müssen und das höhere Rechtsgefühl nicht befriedigen. Der Präsident von Sendlingen, ein musterhafter, unbestechlicher Richter, erkennt in einem Mädchen, das wegen Kindesmords zum Tode verurteilt werden soll, seine uneheliche Tochter. Er raubt sie aus dem Gefängnis, verheiratet sie, nachdem er dem Gatten zwar von ihrer Verführung, nicht aber von dem Kindesmord berichtet hat, stellt sich dem Minister und macht, da dieser ihn nicht dem Gericht übergeben will, seinem Leben selbst ein Ende. Auch hier wirkt manches peinlich, denn die Schuld, die der Präsident dadurch auf sich geladen, daß er einem braven Mann eine Verbrecherin überantwortet, ohne ihm ihre Schuld zu bekennen, wird mit seinem Selbstmord nicht gesühnt. Aber die Darstellung der Seelenqualen des Präsidenten ist eine hervorragende Leistung.

Das bedeutendste Werk dieser Art ist „Ein Kampf ums Recht". Man hat das Buch häufig dadurch zu verkleinern gesucht, daß man es als eine Nachahmung des „Richters von Zalamea" oder der Erzählung „Michael Kohlhaas" bezeichnete. Fulda hat mit Recht auf den großen Gegensatz aufmerksam gemacht, der zwischen diesen Werken und dem Franzosschen Roman besteht. Die Helden in den beiden ersteren Werken „treten mit imponierender Stärke nur für ihr *eigenes* Recht ein. Taras streitet für das Recht anderer oder richtiger für das Recht überhaupt, für die Gerechtigkeit als heilige

Institution, als notwendiges Fundament des menschlichen Lebens". Vor Kleist hat aber Franzos den großen Vorzug, daß er nicht wie jener in entlegene Zeiten und fremde Zustände hinabzusteigen braucht, die er sich aus einem mühsamen Studium der Quellen konstruieren mußte, sondern daß er diesen Helden in die ihm bekannten Gegenden Halbasiens versetzte. Damit gewinnt er nicht nur den Vorteil, sein eigenes Feld anzubauen, sondern auch den, das einzig mögliche Gebiet für die Erzählung zu erhalten, weil ein Charakter, wie der von ihm geschilderte, sich viel besser dort als innerhalb der Gesellschaft des Westens entwickeln konnte. „Die Geschichte" — ich entlehne diese kurze Inhaltsangabe Fuldas bereits erwähntem Aufsatz — „des Taras ist eine Tragödie ergreifendster Art. Er, der treffliche und tief sittliche Mensch, hält mit inbrünstiger Treue an dem Glauben fest, daß alles in der Welt auf Gerechtigkeit gebaut sei. Deshalb packt ihn die Rechtsverletzung, die man dem Dorfe zufügt, in welchem er Richter ist, im Kern seines Lebens. Durch alle Instanzen, bis zum Kaiser hinauf sucht er sein Recht; denn es muß ja zu finden sein, sonst stürzt die Welt zusammen wie ein stolzer Bau, dessen Säulen einknicken. Aber es ist nicht zu finden, und mit dieser zerschmetternden Ansicht geht in Taras eine furchtbare Wandlung vor. Er verläßt Weib und Kind; er entrollt in den Karpathen seine Fahne, unter der alle willkommen sind, die erlittenes Unrecht sühnen wollen. Er unternimmt einen blutigen Kampf gegen die Gesellschaft, da er sich von Gott berufen glaubt, die Gerechtigkeit herzustellen, die auf Erden nicht gefunden werden kann. Erst dann bricht er in sich selbst zusammen, wie er erkennt, daß er selbst unrecht gewesen, daß er sich das Amt des Rächers angemaßt, ohne allwissend zu sein. Zugleich mit seiner Rechtsidee ist seine unwiderstehliche Riesenkraft zerstört; er stellt sich freiwillig seinen Verfolgern." Die volle, ganze Sympathie des Verfassers ist für seinen Helden, wenn er auch vielleicht manchmal an der Möglichkeit zweifelt, daß ein solches Tun Erfolg haben könnte. Was einmal die Freunde zu Taras

sagten: „Dein Werk ließe sich nur ausführen, wenn Dir Gott seine rettenden Engel als Streiter geliehen hätte. Menschen aber werden ohne Zwang nur dann ihre Haut zu Markte tragen, wenn sie einen persönlichen Vorteil davon haben, wenn der Lohn der Gefahr entspricht", ist doch nur in gewissem Sinne seine Ansicht. Aber bei diesem Werke handelt es sich nicht nur um die Idee, um die groß angelegte Tendenz, sondern um die Ausführung im einzelnen. Als Charakterstudie in lobenswertem Sinne konnte man auch den Präsidenten rühmen, aber hier trat die Umgebung durchaus zurück, und man hat die Empfindung, als fühle sich der Verfasser in dem Milieu nicht recht zu Hause; in unserem Werke dagegen tritt dem in mustergültiger Weise geschilderten Helden alles andere gleichwertig zur Seite: Nebenfiguren, Landschaft, Umgebung. Es ist ein Buch von bleibendem Wert, weil hier, wiederum nach einem Fuldaschen Worte „eine bedeutende Idee fast ohne Rest in Gestalten aufgegangen ist."

So hohes Lob nun auch dem „Kampf ums Recht" zu spenden war und so sehr Franzos in seinen Gestalten lebte, — er schrieb einmal an seine Frau 1880: „ich rolle eben meinen Taras hinab, und durch meine Seele gehen dabei Schauer, wie ich sie nie ähnlich empfunden. Nie habe ich eine meiner Gestalten so innig geliebt, ich lebe in ihm und sein Wehe ist mir eins, das nicht von mir abhängt" — in unserem Zusammenhange erscheint doch „Moschko von Parma" als das hellste Juwel in der Dichterkrone. Auch darüber gibt es eine merkwürdige Äußerung des Dichters, 24. Juni 1880: „Übrigens wie immer es dem Moschko ergehen mag, ich werde nie bereuen, ihn veröffentlicht zu haben, und sollte es ein Mißerfolg für den Markt sein, so ist es doch ein Erfolg für die literarische Bedeutung gewesen, und das soll mir genug sein." Moschko (der Name „von Parma" stammt davon, daß er bei dem so bezeichneten Regimente dient), ein starker Barnower Judenknabe, will als Vierzehnjähriger beim Militär eintreten, wird zurückgewiesen und kommt zu einem Schmied in die

Lehre. Er will zeigen, daß auch ein Jude zu diesem Handwerk taugt, und bewährt sich vortrefflich. Er erhält einen christlichen Mitlehrling und verliebt sich in dessen Schwester. Diese Liebe, eine wunderbare Idylle, wird ohne jede Sentimentalität geschildert: der stämmige Bursche gewinnt die Achtung des Mädchens durch die kräftigen Prügel, die er zu erteilen vermag, das Mädchen gewährt das erste Zeichen seiner Neigung durch Speisen, die sie dem Burschen zusteckt. Die Liebe bleibt nicht ohne Folgen. Um der Geliebten etwas zu verschaffen, will er dreihundert Gulden annehmen, um sich als Ersatzmann beim Militär anzubieten; dies unterläßt er auf Bitten des Mädchens; da trifft ihn das Unglück, zum Soldaten ausgehoben zu werden. Nach 20 Jahren kehrt er zurück. Seine Geliebte hat sich verheiratet, ihr und sein Sohn ist von dem Onkel, jenem früheren Mitgesellen, an Kindesstatt aufgenommen. Nun verrichtet Moschko das große Sühnewerk. Er lebt im ärgsten Elend, vertreibt sich seine Zeit und verdient sich sein Trinkgeld als Aufschneider und Lustigmacher; da er aber bemerkt, daß sein Sohn, durch seine Erzählungen angereizt, Soldat werden will, gesteht er ihm seine Lügen und will, nachdem er von jenem das Versprechen erlangt, von seiner Soldatenlust zu lassen, in den Tod gehen. Die Beichte, die er dann als Sterbender dem Arzt ablegt — in dieser Figur hat Franzos wie so oft seinen edlen Vater gezeichnet — die kurze Stunde, in der er die Heißgeliebte wiedersieht, das ist alles von einer so poetischen Kraft, einer so hinreißenden Gewalt, daß das Werk nicht laut und nicht energisch genug gerühmt werden kann. Außer diesem Helden der Entsagung, diesem wahrhaften Märtyrer, sind die übrigen Personen: Heiratsvermittler, Handwerker, Mitglieder der Assentierungskommission, christliche Beamte, Vorsteher der jüdischen Gemeinde eindrucksvoll geschildert. Gerade in diesem Beispiele zeigt sich die Art der Kontrastwirkung, die schon oben als eine der Eigentümlichkeiten Franzosscher Kunst hervorgehoben wurde: auf der einen Seite der prächtige Mensch, der für Vaterland, Glauben, Liebe

leidet und sein Elend wie ein Held trägt; er macht keine Anstalten, die Geliebte zu verraten, und unterläßt es mit wahrhaftem Heroismus, sich seinem Sohn zu erkennen zu geben; auf der andern Seite die satten Reichen, die behäbigen Nichtstuer, die keinen Funken von dem Heldentum des Armen haben und sich doch unendlich besser dünken als er; bei der Schilderung des einen die schlichteste, innigste Gemütssprache, bei der Vorführung der anderen die schneidendste Ironie. Man hat dem Buche gelegentlich zum Vorwurfe gemacht, daß es zwanzig Jahre überspringe, aber dieser Vorwurf ist gänzlich ungerechtfertigt; denn es ist und soll sein eine Barnower Geschichte. Was der alte Soldat in seinem Regiment erlebt, ist für ihn nur eine Episode, die recht wohl in eine Nebenerzählung, in eine Beichte (wenn man dies Wort von den Bekenntnissen brauchen darf, die ein jüdischer Invalide einem jüdischen Arzt ablegt), niedergelegt werden konnte. Hier war nur zu schildern: Jugendleben und Liebe, Entsagen und Sterben. Man möchte geradezu behaupten, daß sich in dieser Beschränkung der Meister zeigt. Es ist ein Zeichen hoher Kunst, daß sich hier mit Überspringung einer langen Zeit das Ende an den Anfang fügt. Nach meinem Urteile ist Moschko von Parma fast das Beste, was Franzos geschrieben; es gehört zu dem Schönsten und Bedeutendsten, was dieser Zweig der Literatur aufzuweisen hat. —

Am 3. November 1887 fand die Übersiedlung des Paares nach Berlin statt. Der Verkehr dort war ein ungeheuerer, so daß das Ehepaar in einem der ersten Berliner Winter hundert Gesellschaften besuchte. Außer zahlreichen Häusern der besseren jüdischen Gesellschaft gehörten ihrem Kreise Schriftsteller, Gelehrte und Künstler in großer Menge an. Sehr viele interessante Menschen, mit denen sie nicht direkt verkehrten, lernten sie gelegentlich kennen.

Franzos bereute nie, trotz der innigen Beziehungen seiner Frau zu Wien, die aufs treueste festgehalten wurden,

die Übersiedlung vorgenommen zu haben. Die Gründe des Wechsels des Aufenthalts wurden schon früher angedeutet. Franzos zerriß nie die Bande, die ihn an Österreich fesselten, blieb auch bis an sein Ende österreichischer Staatsangehöriger. Aus diesem Grunde war es ihm nicht möglich, in Stadt und Gemeinde ein öffentliches Amt anzunehmen, wie ihm oft nahegelegt wurde; aber in Vereinen entfaltete er eine segensreiche Tätigkeit. Er stellte seine rednerische Kraft gern Wohltätigkeitsveranstaltungen zur Verfügung, hielt auch in vielen jüdischen und nicht-jüdischen Vereinen Vorträge; einmal absolvierte er einen wohlbesuchten und mit großem Beifall aufgenommenen Zyklus „Über osteuropäische Literatur" im Viktoria-Lyzeum.

Eine besondere Tätigkeit entwickelte er in dem Deutschen Zentralkomitee für die russischen Juden, das sich im Frühling 1891 bildete, und dem er als Schriftführer vom Anbeginn bis zur Einstellung von dessen Tätigkeit angehörte. Über diese seine große und erfolgreiche Arbeit gibt der stenographische Bericht über die Delegiertenversammlung, Berlin 20. und 21. Oktober 1901, ausführliche Kunde. Er legte selbst dieser Versammlung einen Entwurf zu einem von ihm verfaßten Aufrufe vor, der zur Charakterisierung seiner Anschauungen hier folgen mag:

„Schwere Drangsale sind über die Juden in Rußland hereingebrochen. Veraltete Gesetze, selten vorher gehandhabt, werden jetzt mit äußerster Strenge durchgeführt, und jeder Tag bringt neuen, noch härteren Druck. Schon sind Tausende aus Heimat und Erwerb vertrieben; glücklich, wer die Reste seiner Habe rettet; die meisten verlassen als hilflose Flüchtlinge die Städte, wo sie als fleißige Bürger, den Ihren zum Segen und niemand zu Leide, ihr Brot erwarben. Daß man sie nicht über die Grenze verweist, was frommt es ihnen?! In den überfüllten Bezirken, wo sie vielleicht geduldet würden, erwartet sie nur der Hunger. Sie müssen auswandern und mit ihnen alle, die sich durch geistiges Streben ein menschen-

würdiges Los zu erringen gehofft. Denn gleichzeitig sind den russischen Juden alle gelehrten Berufe verschlossen worden.

„Die ganze gesittete Menschheit ist einig in ihrem Mitgefühl für dies große und unverschuldete Elend. Dieses Mitgefühl hat uns, deren Vaterland die Flüchtlinge zuerst betreten, die Mittel zugeführt, durch die wir bisher die Not gelindert; wir haben die Unglücklichen bis an die fernen Gestade ihrer neuen Heimat geleitet und sie auch dort nicht hilflos gelassen.

Diese Mittel gehen zu Ende, die Not aber ist im Wachsen. Die Zahl der Flüchtlinge, die Schwierigkeit, ihnen neue Wohnstätten, neuen Unterhalt zu schaffen, wird immer größer.

Darum haben wir uns entschlossen, auch auf diesem Wege das Erbarmen für die Unglücklichen anzurufen. Möge das werktätige Mitleid gleich groß sein wie die Not, die gelindert werden soll. Und so bitten wir alle, alle, die menschlich fühlen, uns ihre Spenden bald und reichlich zukommen zu lassen."

In der Debatte über diesen Aufruf, den der Vorsitzende als „nach Form und Inhalt gleich schön" charakterisierte, und in der Beratung über die Zentralisierung der Geldmittel ergriff Franzos mehrmals das Wort. Er trat energisch für Zentralisierung der Mittel ein. Als Referent der Kolonisationskommission erstattete er einen sehr ausführlichen Bericht (S. 78—106 der angeführten Druckschrift). Er berichtete über die vielfachen Arbeiten der Kommission, die alle Weltteile durchgenommen hatte, besprach besonders die Bestrebungen der Flüchtlinge, nach Palästina zu gehen, und setzte lichtvoll die Gründe auseinander, warum von dieser Kolonisation Palästinas abgesehen werden müsse. Er empfahl als das einzig mögliche Land Mittel-Brasilien, und zwar die Provinz San Paulo, schlug vor, dort eine Kaffeeplantage zu kaufen, wo für die Kolonisation von 600 Personen je 1000 Mk. pro Kopf erforderlich seien, und schloß seinen Bericht mit folgenden Worten: „Lassen Sie mich mit einem Wunsche schließen, der hoffentlich kein pium desiderium bleiben wird. Wir haben ein Gebiet betreten,

auf welchem sich die Gegensätze unendlich scharf gestaltet haben. Möge nur ein Wetteifer unter uns sein: Wer das meiste dafür leistet, daß jenen Unglücklichen geholfen wird. Und glaubt jemand, daß der andere auf keinem ganz vollkommen richtigen Wege ist, hält er nur den eigenen Weg für den richtigen, dann sage er es. Aber er sei nicht unduldsam, geschweige denn gehässig gegen die fremde Überzeugung. In omnibus charitas."

In einem Schlußwort mußte Franzos die mannigfachen Gegenvorschläge, die teils der Kolonisation überhaupt widerstrebten, teils Palästina und Nordamerika in erster Reihe begünstigen wollten, zurückweisen. Schließlich wurde der Antrag der Kommission in folgender, etwas veränderter Fassung angenommen: „Der geschäftsführende Ausschuß des deutschen Zentral-Komitees widmet seine Fürsorge zunächst der Erforschung der Kolonisationsverhältnisse in Brasilien."

In den ersten Berliner Jahren unternahm er viele Vortragsreisen, war in der ersten Zeit mit der Zusammenstellung seines schon behandelten Werkes „Aus der großen Ebene", während des ganzen Berliner Aufenthaltes mit der gleichfalls bereits charakterisierten Zeitschrift „Deutsche Dichtung" und den daraus hervorgegangenen Sammelwerken beschäftigt. Im Jahre 1895 begründete er eine eigene Verlagsanstalt Concordia. Seine Motive dazu waren die Hoffnung, sich dadurch das Leben pekuniär zu erleichtern, und der Wunsch, Herr über seine Bücher zu werden und seiner geliebten „Deutschen Dichtung" einen dauernden Verlag zu schaffen. Die großen Hoffnungen, die er auf diese Gründung gesetzt hatte, die er in seinen Träumen zu einer der ersten Verlagshandlungen emporwachsen sah, gingen nicht in Erfüllung.

Hauptsächlich waren auch diese Jahre einer großen produktiven Tätigkeit gewidmet. Die Zahl der Novellen, die in dieser Berliner Zeit entstanden oder zum Abschluß gelangten, ist sehr groß. Auch bei der Charakteristik dieser Epoche muß ich mich damit begnügen, die Werke allgemeiner Natur ent-

weder nur zu nennen, oder in ganz kurzer Weise zu behandeln. Zu den Werken allgemeiner Art gehört die größere Erzählung „Die Schatten" (Stuttgart 1889), „Der Gott des alten Doktors" (Berlin 1892), „Der Wahrheitssucher" (Jena 1893, 3. Aufl. 1896), die letzteren beiden zwei tiefsinnige, philosophische Fragen mit Ernst behandelnde Bücher, auf die er großen Wert legte; die Geschichte „Der kleine Martin" (Berlin 1896), „Allerlei Geister" (Berlin 1897), „Mann und Weib" (Berlin 1899), in denen manche Vorgänge des Berliner Gesellschaftslebens verwertet wurden; „Ungeschickte Leute" (Jena 1894, 3. Aufl. 1903), eines seiner liebenswürdigsten Bücher, das mit Benutzung eigener Erlebnisse, besonders der Vorkommnisse aus seiner Jugendzeit mit Humor und leichtem ironischen Anflug Idealisten vorführt, die dem Lebenskampfe nicht völlig gewachsen sind und in ihrem hohen Fluge ermatten. Gegen Ende seines Lebens, seit seinem letzten größeren erzählenden Werke 1896, trat das Novellistische entschieden in den Hintergrund, wenn auch einige kleinere Erzählungen erschienen, die erst nach seinem Tode in zwei Bänden gesammelt wurden: „Neue Novellen" (Stuttgart 1905), „Der alte Damian und andere Geschichten" (das.). Aber er überraschte und erfreute seine große Gemeinde durch ein merkwürdiges Buch „Deutsche Fahrten", dessen ersten Band „Anhalt und Thüringen" er selbst herausgab (Berlin 1903), dessen zweiter Band „Aus den Vogesen" (Stuttgart 1905) durch die liebevolle Sorgfalt seiner Gattin ediert wurde. Er überraschte mit dieser Gabe, denn man war diese sorgfältige, bis auf das Kleinste sich erstreckende Beobachtung deutscher Landschaft bei ihm nicht gewohnt; er erfreute damit, denn er wußte mit soviel Anmut zu belehren, mit solcher Anschaulichkeit darzustellen, einen so vielseitigen Kreis der Interessen zu berühren, daß man von der Lektüre gefesselt blieb. Es ist kein Bädeker, kein statistisches noch geographisches Handbuch, keine bloße Anekdotensammlung und keine geschichtliche Darstellung, aber das Buch ist von allem etwas und dazu noch einiges

mehr: das Bild einer in sich gefesteten, abgeklärten Persönlichkeit.

In der Absicht dieser Blätter kann es nicht liegen, alle diese für unsern Zweck externen Bücher ausführlich zu besprechen, um so weniger, als der zugemessene Raum zur Kürze zwingt; wohl aber müssen drei Werke aus dem eigensten Gebiete des Erzählers behandelt werden, weil sie den Interessen dieses Jahrbuchs besonders nahestehen. Es sind „Judith Trachtenberg" (Breslau 1891, 4. Aufl. 1906), „Leib Weihnachtskuchen und sein Kind" (Berlin 1896), „Der Pojaz" (Stuttgart 1905, jetzt schon in 6. Aufl. ausgegeben).

Judith Trachtenberg behandelt dasselbe Motiv, das in manchen früheren Erzählungen angeschlagen war: die Tochter des reichen Juden, die in christlicher Gesellschaft aufwächst, wo sie nur wegen ihrer Schönheit und des Reichtums ihres Vaters geduldet wird, den Gegensatz zwischen dem Mädchen und ihrem Bruder, der dies Geduldetsein in christlichen Kreisen verschmäht, den wackeren jüdischen Vater, der die Tochter innig liebt und sie den Gefahren entziehen möchte, die ihr durch die christliche Gesellschaft drohen, die gänzlich verlotterten adligen Kreise, die mit hämischer Freude die Jüdin einem Grafen in die Arme treiben, insbesondere einen höheren Beamten, einen vollkommenen, stets unbestraft bleibenden Verbrecher, der die Mitwissenschaft der gleich zu erwähnenden Tat dazu benutzt, um von dem Grafen die ungeheuersten Summen zu erpressen. Von der Mitte des Bandes an kommt ein neues, zwar von unserm Verfasser sonst niemals, aber in der übrigen Romanliteratur stark verbrauchtes Motiv hinzu, die heimliche Taufe und Vermählung, die aber nicht durch einen wirklichen Priester, sondern durch einen mit Gold gedungenen Betrüger geschieht. Auf diesen schmählichen Akt folgt das irrende Leben des jungen Paares. Der eigentliche Roman beginnt erst, als das Zusammenleben der Beiden aus dem flüchtigen Rausch der ersten Monate zu einer entsetzlich peinigenden Tragödie wird, als Judith erfährt, daß ihr Vater längst tot sei, während man ihr vorgespiegelt hatte,

daß er lebe und sie verfolge, und als sie durch einen Zufall den Betrug und den Schimpf erkundet, den man ihr angetan. Nach langen Mühen, nachdem sie in die Heimat zurückgekehrt und einer schweren Krankheit verfallen war, kommt eine Versöhnung zustande. Sie setzt es durch, daß Graf Agenor sie, die Jüdin heiratet, von ihrem Bruder sich gleichsam einsegnen läßt, schließlich gibt sie sich selbst den Tod. In dem Roman sind wundervolle Einzelheiten und prächtige Charaktere: eine alte Jüdin, die die Zurückgekehrte zu sich aufnimmt und pflegt, ein ausgezeichnet geschilderter Arzt (aus dem Shylock von Barnow und Moschko von Parma und manchen anderen Erzählungen wohlbekannt); der Bruder Raphael hat in seiner Verstocktheit einen grandiosen Zug an sich. Aber ich halte das Psychologische des Romans für mißlungen. Ein Charakter wie der der Judith versöhnt sich entweder überhaupt nicht, oder er versöhnt sich ganz. Entweder sie erzwingt die Verzeihung ihrer Glaubensgenossen sowie die ihres harten Bruders und verstößt den Grafen, oder sie setzt ihre Ehe durch, nachdem sie dem Grafen verziehen hat; in diesem Falle aber muß die Verzeihung eine dauernde sein. Daß sie in den Tod geht, ist durch die ganze frühere Entwicklung ungerechtfertigt und ein ganz nutzloses Opfer.

Auch der zweite Roman „Leib Weihnachtskuchen" verwertet manche aus früheren Geschichten bekannte Motive, ist in den Schilderungen der Nebenpersonen mit vielem Ähnlichen der älteren Arbeiten verwandt, fügt aber vieles Neue und Eigenartige hinzu. Der Held, ein jüdischer Schankwirt, der seinen Namen der sogenannten humoristischen Laune eines Polizeibeamten verdankt, hilft gemäß dem göttlichen Gebote, seinen Feinden Böses mit Gutem zu vergelten, dem Janko, dem Sohne eines betrunkenen Bauern, der ihn selbst einmal dem Tode nahe gebracht hat, dazu, sein Besitztum wiederzuerlangen. Janko wird ein ordentlicher Mensch. Der tägliche Verkehr mit Mirjam, Leibs Tochter, hat ihm eine starke Liebe eingeflößt. Er möchte sie heiraten, aber er scheitert an dem

Veto der Eltern. Diese versprechen und vermählen die Mirjam (die Mutter ist freilich inzwischen gestorben) mit einem siebzigjährigen reichen Manne, aber nach dem Hochzeitsmahle treibt Janko, der unterdes wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt ins Gefängnis gesetzt worden war, aber sich befreit hatte, den Nachen, worin die Vermählten sitzen und der von ihm gelenkt wird, in die Flut, so daß alle ertrinken. Wenige Tage später stirbt Leib auch. — Man mag auch diese Lösung als recht unwahrscheinlich verwerfen, man kann auch tadeln, daß das Kind, die 16jährige Mirjam, zu wenig charakterisiert ist, denn sie ist eben nur ein fröhliches Kind, das überhaupt von Liebe nichts weiß, oder die gehorsame Tochter, die in starren Vorurteilen befangene Jüdin, die eine Verbindung mit einem Christen gegen den Willen ihrer Eltern sich nicht denken kann; aber die Geschichte selbst kann man bewundern. Zunächst sind die Nebenfiguren köstlich dargestellt: Heiratsvermittler, Richter, Dorfleute, Kaiserliche Beamte, reiche und arme Juden, Mirjams Mutter, Frau Channe, das christliche, nicht eigentlich böse, aber durch seine Schwatzhaftigkeit großes Unheil anrichtende Dienstmädchen Kasia. Vor allem aber sind die beiden Hauptcharaktere geradezu prachtvoll: Der Bauer Janko, ein Hüne von Gestalt, von riesenhafter Energie erfüllt, der mitten unter den Trunkenbolden nüchtern, unter all den Faullenzern arbeitsam bleibt, das Gelöbnis treu hält, das väterliche Gut, das er von Schulden befreit hat, bis zum Tode zu wahren, und ohne jede Spur von Sentimentalität, keineswegs nur von sinnlichen Trieben erfaßt, die Liebe zu dem Mädchen, ohne das er sich sein Leben nicht denken kann, unverbrüchlich pflegt. Ganz besonders schön aber wird dieser Leib charakterisiert: der kleine armselige Mensch, der von den Juden gehöhnt, von den Christen gepeinigt, von den meisten als Narr, von einigen als elender Wucherer mißhandelt wird, ist ein großartiger Mann. Er ist edel und vermag keinem unreinen Gedanken in seiner Seele Raum zu geben, stets hilfsbereit, auch gegen die, die ihn mißhandelten, von einer wahrhaft guten, herzerquickenden

Frömmigkeit —, eine Gestalt, die nur einem Dichter und einem edlen Menschen gelingen konnte

Das letzte Werk, dessen Besprechung hier gegeben werden muß, ist „Der Pojaz". Dies ist der Spitzname des Helden Sender Kurländer, eigentlich Glatteis, den er wegen der Bajazzostreiche, die er in seiner Jugend ausgeführt hatte, erhält. Sein Vater, ein Schnorrer, durch seine lustigen Anekdoten berühmt, ist verschollen, seine Mutter bald nach der Geburt gestorben. Der Knabe wird von einer energischen Frau, Rosele, aufgenommen und wie ihr Kind erzogen. Sie arbeitet mit allen Kräften daran, den Knaben vor dem Gewerbe des Vaters zu hüten, aber es gelingt ihr nicht. Der Pojaz besucht alle möglichen Talmudschulen, verläßt sie nach entsetzlichen Qualen, die er dort erduldet. Als Handwerker hält er es nirgends aus. Die Abneigung gegen das seßhafte Leben, der komische Nachahmungstrieb, der ihm als einziges Erbe seines Vaters geblieben ist, bereiten ihm den Unwillen seiner Brotherren, daneben freilich auch die Bewunderung des Publikums. Nun wird er Fuhrknecht. Bei einer Fahrt wohnt er der Vorstellung einer Schauspielergesellschaft bei und erlangt von dem Direktor Nadler, der das große Talent des Jünglings erkannt hat, das Versprechen, in die Truppe aufgenommen zu werden, sobald er Deutsch gelernt habe. Die Erlernung dieser Sprache gilt in dem jüdischen Ort als todeswürdiges Verbrechen. Der Pojaz erwirbt diese Kenntnis durch entsetzliche Mühen, zuerst bei einem strafversetzten Soldaten, sodann in der Bibliothek des Dominikanerklosters, endlich durch heimliches nächtliches Studium in seinem Zimmer. In den eiskalten Räumen des Klosters legt er den Keim zur Schwindsucht. In einem Geistlichen findet er einen Lehrer, der ihm das Verständnis für die dramatische Literatur erschließt und ihn in die Technik der Rezitation einweiht. Aber sein Frevel wird durch die Gemeinde entdeckt, er wird vom Rabbiner in den Bann getan und verfällt in eine schwere Krankheit. Halb genesen übernimmt er zeitraubende Arbeiten und erlangt

durch Zufall eine bescheidene Summe, die ihm erlaubt, kurze Zeit von seinen Mitteln zu leben. Er macht sich auf den Weg zu seinem Gönner Nadler, mit dem er immer in Verbindung geblieben war, kann zwar dessen Aufenthaltsort Czernowitz nicht erreichen, da er durch einen furchtbaren Schneesturm und durch den Eisgang des Dnjestr zurückgehalten wird, wohnt aber in dem kleinen Orte, in dem er gezwungen einige Tage verweilt, den Vorstellungen einer Schmiere bei, wird von einem Mitgliede der Gesellschaft in seinem großartigen Talent erkannt und entschließt sich nach anfänglichem Widerstreben dieser Gesellschaft zu folgen. Bevor er aber seine Mission ausführen kann, wird er von seiner Pflegemutter heimgeholt und todkrank in sein Heimatsstädtchen zurückgebracht. Er sieht seiner Auflösung entgegen. Nur er hat keine Ahnung von seinem Zustand. Mit Zustimmung seiner Pflegemutter, die ihm diese letzte Freude nicht versagen will, reist er nach Czernowitz, sieht und spricht dort Bogumil Dawison und wird von einem treuen Begleiter auf sein Leidenslager zurückgebracht, wo er nach kurzer Zeit verscheidet.

Dieser Roman ist in jeder Beziehung ein reifes und vollendetes Werk. Er gibt eine plastische Schilderung der Lokalitäten, eine durchaus realistische der Menschen, eine geradezu wunderbare Darstellung der Landschaft, z. B. die eines Schneesturmes und des Eisganges des angeschwollenen Flusses. Es ist das Werk eines reifen Erzählers der älteren Schule und doch finden sich darin einzelne Konzessionen an die Moderne, indem z. B. die Lehre von der Vererbung eine starke Rolle spielt: der Held verfällt seinem Unheil, dem zum tragischen Ende führenden Wandertriebe, weil er als Sohn seines Vaters dessen Eigenschaften geerbt hat. Es ist ein Werk der Phantasie, und doch sind namentlich für die Jugendgeschichte des Helden manche Ereignisse aus der Kindheit des Autors benutzt. Es ist die Arbeit eines Juden, der sich nicht scheut, seine Glaubensgenossen zu schildern, wie sie sind oder wenigstens, wie er sie ansieht. Denn gerade das ist ein Zeichen großer

Kunst, daß der Verfasser diesen jüdischen Helden durchaus Jude sein und bleiben läßt, der nicht im allgemeinen nach Bildung strebt, sondern nur nach einer solchen, die ihm ermöglicht, seinen Beruf zu ergreifen, und der das spezifisch Jüdische auch darin zeigt, daß er nicht das Schauspiel im allgemeinen, sondern besonders die Stücke ersehnt, in denen Juden dargestellt sind: Kaufmann von Venedig, Nathan den Weisen, Mosenthals Deborah. Es ist ferner ein Werk voll köstlichen Humors. Es ist endlich die letzte Botschaft eines Optimisten, der trotz aller Enttäuschungen an den Sieg des Ideals glaubt, das er im Herzen trägt, an den Triumph der Aufklärung, an den endlichen Einzug „des Königs der Ehren" in die Mauer des Ghetto.

Dieses Buch, 1905 aus dem Nachlaß gedruckt, unmittelbar vor diesem Druck in einzelnen deutschen, einige Jahre früher in ausländischen Zeitungen erschienen, hat eine Vorrede, die übrigens großen autobiographischen Wert besitzt, vom 15. Juni 1893. Damals war es fertig; es wurde in Buchform nicht veröffentlicht, weil der Autor meinte, jene Zeit der Hochflut des Antisemitismus sei für die Herausgabe eines derartigen Judenromans ungeeignet. Diese Entsagung hat etwas geradezu Wunderbares, — ich kenne in der Literaturgeschichte kein Beispiel, daß ein fruchtbarer Autor, der fast Jahr für Jahr ein Opus auf den Markt brachte, sein reifstes und gediegenstes mehr als ein Jahrzehnt zurückhielt. Aber dem Ruhm von Karl Emil Franzos wurde diese nachträgliche Offenbarung nur zum Segen. Während der Nachlaß anderer Autoren Zurückgelegtes, weil der Veröffentlichung Unwertes zur Erscheinung brachte und dadurch das Ansehen der Verfasser schädigte, hat dieses gediegene Werk mehr als irgendein anderes das große Können des Heimgegangenen deutlich bekundet und die Nachwelt seinen Verlust um so tiefer fühlen lassen.

* * *

Bis in die letzten Jahre erfreute sich Franzos im ganzen einer guten Gesundheit. Zwar wurde er manchmal von einem schmerzhaften Ischiasleiden heimgesucht, aber sein robuster Körper überwand diese Leiden und widerstand auch den ungeheuren Anstrengungen, die er sich zumutete. Im Jahre 1903 meldete sich ein erster schwerer Anfall; Ende Dezember dieses Jahres erkrankte er und erlag nach vierwöchigem, mit größtem Heroismus ertragenem Leiden seiner Krankheit, am 28. Januar 1904. Am 31. wurde er auf dem Friedhofe zu Weißensee in einem von der jüdischen Gemeinde zur Verfügung gestellten Ehrengrabe beigesetzt.

Franzos war ein in sich gefestigter, edler Mensch. Er war ein unermüdlicher Arbeiter, von starker Energie erfüllt. Wohl besaß er Selbstbewußtsein und verschmähte heuchlerische Bescheidenheit, aber wie von Selbstunterschätzung war er von Überschätzung entfernt. Zeugnis dafür mögen zwei Äußerungen an seine Gattin ablegen: 1878, 20. Juni: „Es ist mir so schöpfungsfreudig zumute, wie seit lange nicht mehr. Ich weiß ja, ein wahrhaft großer Dichter, ein Stern am Himmel werde ich nicht werden, weil ich mein Talent nicht so hoch emportragen kann, aber vielleicht werde ich doch ein irdisches Licht, welches einzelnen die Nacht erhellt."

1881, 29. August. „Ich habe mir — weiß Gott wie oft schon! — immer so im stillen für mich gedacht, daß doch eigentlich nur die großen Dichter die Tröster und Erheber der Menschen sind, während wir mittleren trotz allen Gemüts doch eigentlich nur ihre Qual mehren, weil wir wohl an alles Leid tasten und es aufrühren, aber nicht das Wort finden, es zu lösen oder gar zu tilgen, und sei es nur auf Momente! Und wie oft habe ich mir in Augenblicken, wo etwa glückliche, gläubige Menschen zu beten pflegen, gewünscht, einmal im Leben eine solche Kraft in der eigenen Seele fühlen und auf andere ausströmen lassen zu können, einmal ein wirklich gutes Werk zu schaffen, einmal ein großer Dichter zu sein."

Er hegte freudigen Optimismus. Mochte er auch manches Hemmende in seinen Bestrebungen erkennen, mit anschauen, daß manche Stürmer und Dränger über ihn hinweggegangen waren, so hoffte er auf den Sieg dessen, was er für Recht hielt. Auch für ihn galt das Wort, das er seinen Mitstrebenden zurief: „Wir aber wollen tapfer bleiben, auch unser Schiff wird den Hafen erreichen."

Er strebte nicht nach leerem Schein, geizte nicht nach äußeren Ehren: seine Brust schmückte kein Orden, seinen Namen kein Titel.

Er besaß Treue in der Freundschaft: noch in dem letzten Jahre suchte er einen Freund auf, mit dem er die Universität besucht hatte, um die alten Bande fester zu knüpfen; sein letztes Gedenkblatt, das schon zu der Zeit erschien, da er ans Krankenzimmer gebannt war, ist einem Kameraden gewidmet, mit dem er die Schule besucht hatte. Manche seiner Lebensbündnisse dauerten bis zuletzt. In dem großen Kreise von Bekannten und Freunden war er nicht nur zeitweise ein Gast, sondern der gern gesehene Vertraute, den Große und Kinder als den Ihrigen betrachteten.

Gewiß war er nicht frei von menschlichen Schwächen, aber er kämpfte gegen sie Zeit seines Lebens. In diesen Kämpfen und zumal am Ende seines Lebens bewährte er sich wie ein Held. Mit heroischem Mute ging er dem Tode entgegen.

Er lebte den Seinen. Es ist oben dargelegt, wie er das Andenken seines Vaters ehrte, wie er Mutter und Schwestern unterstützte. Der Familie seiner Frau schloß er sich aufs engste an, es war seine Familie geworden; dem einzigen Neffen galten seine letzten Gedanken. Er war ein trefflicher Gatte. Er starb an seinem Hochzeitstage; vielleicht, daß er in einem seiner letzten Momente das als ein Glück pries, an dem Tage heimzugehen, der ihm die zugeführt hatte, die ihm seine Krone, des Hauses Sonne und die Wonne aller derer war und ist, denen es vergönnt ist, ihr zu nahen.

Er bleibe der Nachwelt erhalten. Das Wort, das Goethe in der Trauerfeier brauchte, die er seinem Schiller plante, „seine schlummerlosen Nächte haben unseren Tag gehellt", darf man auch auf ihn anwenden. Erhellung und Aufklärung war das Streben seiner arbeitsreichen Tage und seiner schlummerlosen Nächte. Und so kam er als rühmliches Beispiel uns und den folgenden Geschlechtern vorgehalten werden. Als Juden, daß wir wie er den Kampf aufnehmen gegen Untugenden und Laster und bei aller Wahrung der tausendjährigen Kultur uns voll und ganz anschließen dem Lande, dem wir durch Geburt und Bildung angehören, jeden Gedanken an eine nationale Existenz aufgeben und jeden törichten Traum eines Volkstums. Als Deutsche, daß wir jeder Gewaltherrschaft entgegenarbeiten, jede Unterdrückung der Freiheit als eine Schmach betrachten. Als Männer der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, daß wir das unsrige voll und ganz mit Fleiß und Beharrlichkeit, Tapferkeit und Entsagung tun. Als Menschen, daß wir, wie er, dem Großen uns demütig beugen, mit heiterem Optimismus und schönem Idealismus dem Siege des wahrhaft Guten vertrauen, daß wir die Freundschaft pflegen und der reinen, klaren, freudigen, tätigen Liebe Einzug gewähren in unsere Herzen.

Georg Reimer Verlagsbuchhandlung Berlin W. 35.
Lützowstraße 107-8

Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter

Nach neuen Quellenforschungen von
S. Rahmer

Mit 2 Porträts und 1 Textabbildung. Preis geheftet M. 10.—, gebunden M. 11.—

Das Kleist-Problem

auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie Heinrich von Kleists

von S. Rahmer. Geheftet M. 5.—

Neue Kunde zu Heinrich von Kleist

von Reinhold Steig. Geheftet M. 5.—

Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte

Eine kritische Studie

von S. Rahmer. Preis geheftet M. 1.20

Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie

Von Franz Zinkernagel. Geheftet M. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Georg Reimer Verlagsbuchhandlung Berlin W. 35.

Lützowstraße 107-8

Aus Goethes Lebenskreise

J. P. Eckermanns Nachlaß

Herausgegeben von **Friedrich Tewes**

Band I. Preis geheftet M. 8.—

Wie sah Goethe aus?

von **Fritz Stahl**

Mit 28 Tafeln in Autotypie und Kupferdruck. Elegant kartoniert M. 5.—

Hermann Kurz

Ein deutscher Volksdichter. Von **E. Sulger-Gebing**

Eine Charakteristik. Nebst einer Bibliographie seiner Schriften und mit einem Bildnis des Dichters

Geheftet M. 1.20

Novalis, der Romantiker

von **Ernst Heilborn**

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Richard Wagners Tristan und Isolde als Dichtung

Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Wagners Kunst

Von **Richard Weltrich**

Geheftet M. 2.40, gebunden M. 3.20

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
149
J4G4

Geiger, Ludwig
Die Deutsche Literatur und die Juden